

UB Braunschweig

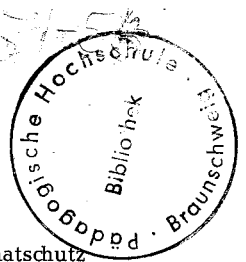
84



10137-478-7

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz



## Inhalt

der Hefte 1—4 des 54. Jahrganges 1968

	Seite
Gerhard Schridde zum Gedächtnis. Von Werner Flechsig . . . . .	1
Über die Farbe des Okerwassers. Von Dieter Wilhelm Weber-Oldecop . . . . .	4
Schiefer- und Ziegeldächer auf Bürgerhäusern im mittelalterlichen Braunschweig. Von Rudolf Fricke . . . . .	6
Die Hindenburg bei Badenhausen. Von Hans Adolf Schultz . . . . .	10
Tafelfreuden in Braunschweig während des 17. und 18. Jahrhunderts. Von Werner Flechsig . . . . .	17
Aquamanile (Handwassergießer) aus Töpfereien des Oberwesergebietes. Von Erich Sommerfeld . . . . .	22
Olseen in der Lüneburger Heide. Von Ellen Weber-Oldecop . . . . .	24
Aufruf zur Sammlung alten bäuerlichen, hauswirtschaftlichen und handwerk- lichen Geräts für das Braunschweigische Landesmuseum für Geschichte und Volkstum . . . . .	25
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1967 . . . . .	29
Neues heimatliches Schrifttum . . . . .	32, 63, 128
Unser Dorm, geologisch betrachtet. Von Otto Klages . . . . .	33
Die Münze. Geschichte eines alten Hauses in Bad Gandersheim. Von Kurt Kronenberg . . . . .	37
Plackereien dienstpflichtiger Bauern in Niedersiecke durch die Gutsherrschaft in den Jahren 1735—1769. Von Heinz Ziegler . . . . .	42
Der Porträtmaler Johann Heusinger (1769—1846) und seine Erinnerungen an die heimatliche Landschaft um den Elm. Von Fritz Barnstorf . . . . .	47, 88
Botanische Streifzüge durch den Nußberg. Von Dietmar Brandes . . . . .	54

Korfmakers. Bericht in der Mundart des Amtes Harzburg.	Seite
Von Otto Rohkamm . . . . .	55
Eröffnung des neuen Bauernhausmuseums in Bortfeld, Kr. Braunschweig.	
Von Werner Flehsig . . . . .	57
Sicherstellung von Naturdenkmälern im Landkreis Wolfenbüttel . . . . .	63
Botanische Beobachtungen im Heidbergegebiet bei Braunschweig.	
Von Wilhelm Osterloh . . . . .	65
Die Steinfelder der Oker und ihre kennzeichnende Pflanzengesellschaft.	
Von Dieter Wilhelm Weber-Olderup . . . . .	69
Alte Berichte und neue Erhebungen über Glauben und Brauch der Erntezeit in Ostfalen. Von Werner Flehsig . . . . .	71
Die Windmühlen im Gebiet der Stadt Salzgitter. Von Hans Adolf Schultz . . . . .	82
Ein Spaziergang durch die Geschichte von Salzgitter-Ringelheim.	
Von Johannes Schmidt . . . . .	92
Eigentums- und Nutzungsverhältnisse des Bürgerlandes in der Stadtflur von Braunschweig um 1671. Von Wolfgang Meybeier . . . . .	95
Amalie und Luise Löffbecke — „Jederzeit zu sprechen“. Zwei Braunschweiger Wohltäterinnen. Von Helene Matthies . . . . .	101
Die Kirchenneubauten im Stadtgebiet von Salzgitter. Von Hans Adolf Schultz . . . . .	107
Das Pumpspeicherwerk bei Erzhausen. Von Hans Ehlers . . . . .	116
Seit 20 Jahren forstliche Rekultivierung der Halden im Helmstedter Braunkohlenrevier. Von Otto Homuth . . . . .	120
Heimatsforscher Fritz Habekost zum Gedächtnis. Von Werner Flehsig . . . . .	124
Hans Ehlers und Rudolf Fricke 50 Jahre im Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz. Von Werner Flehsig . . . . .	126

M 22, 54, 7

Paläontologische Museum  
S. 20354 F  
- BIBLIOTHEK -  
21.5.68

# Braunschweigische Heimat



1968

54. Jahrgang · Heft 1 · April

---

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig



## Inhaltsverzeichnis

Gerhard Schridde zum Gedächtnis.	
Von Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 . . . . .	1
Schiefer- und Ziegeldächer auf Bürgerhäusern im mittelalterlichen Braunschweig.	
Von Rudolf Fricke, Braunschweig, Memeler Straße 25 a . . . . .	6
Die Hindenburg bei Badhausen.	
Vor Dr. H. A. Schultz, Braunschweig, Fuchsweg 11 . . . . .	10
Tafelfreuden in Braunschweig während des 17. und 18. Jahrhunderts.	
Von Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 . . . . .	17
Aquamanile (Handwassergießer) aus Töpfereien des Oberwesergebietes.	
Von Rektor i. R. Erich Sommerfeld, Holzminden, Forster Weg 65 . . . . .	22
Aus der Heimatpflege:	
Olseen in der Lüneburger Heide.	
Von Ellen Weber-Oldecop, Braunschweig, Dresdenstraße 22 . . . . .	24
Aufruf zur Sammlung alten bäuerlichen, hauswirtschaftlichen und handwerklichen Geräts für das braunschweigische Landesmuseum für Geschichte und Volkstum . . . . .	25
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1967 . . . . .	29
Neues heimatliches Schrifttum . . . . .	32

---

Postscheckkonto des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 440 65,  
Bankkonto: Braunschweigische Staatsbank Nr. 2 017 762, Braunschweig.

# BRAUNSCHWEIG

- Zwischen Harz und Heide -



Tradition — Kultur — Wissenschaft

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag  
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

54. Jahrgang

April 1968

Heft 1

## GERHARD SCHRIDDE zum Gedächtnis

Am 15. Januar 1968 starb in Braunschweig Studienrat i. R. Gerhard Schridde, Naturschutzbeauftragter der Stadt Braunschweig und Vorstandsmitglied des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz, kurz nach Vollendung seines 63. Lebensjahres. Ein Herzleiden, das ihm seit vielen Jahren schwer zu schaffen gemacht hatte und auch durch mehrere Kuraufenthalte nicht gebessert werden konnte, setzte seinem unermüdlichen Schaffensdrang viel zu früh für ihn selbst, für seine Angehörigen und Freunde wie für die Sache des Heimatschutzes ein jähes Ende.

Gerhard Schridde war am 26. Dezember 1904 in Jerxheim am Heeseberg im Kr. Helmstedt geboren worden, wo sein Vater damals als Lehrer wirkte. Bereits im nächsten Jahre siedelte die Familie nach Riddagshausen bei Braunschweig über, das damals noch ein selbständiges Dorf war. Hier verlebte Gerhard eine glückliche Jugendzeit zwischen Dorfkindern und den Tieren des Klostergutes inmitten einer idyllischen Teich-, Wald- und Ackerlandschaft, die überragt wurde von der ehrwürdigen Kirche des ehemaligen Zisterzienserklosters. Die Eindrücke dieser Dorfheimat mit ihren besonderen landschaftlichen Reizen und Kulturüberlieferungen prägten frühzeitig die Neigung



Gerhard Schridde

Privataufnahme

des Jungen zur Beschäftigung mit Natur- und Heimatkunde. So war es gewiß kein Zufall, wenn er nach dem Besuch der Dorfschule in Riddagshausen und des Reform-Realgymnasiums in Braunschweig, das er 1924 mit dem Zeugnis der Reife verließ, neben Mathematik Geographie und Biologie als Studienfächer wählte. Er studierte zuerst 2 Jahre an der Technischen Hochschule in Braunschweig, danach an der Universität in Marburg, wo er nicht nur als begeisterter Burschenschaftler die alte deutsche Studentenromantik in vollen Zügen genoß, sondern auch durch vorzügliche Hochschullehrer ein gediegenes Fachwissen erwarb. Nach Ablegung der ersten Staatsprüfung für das Lehramt an höheren Schulen trat er 1930 als Referendar seine erste Stelle im Schuldienst am Lyzeum in Braunschweig an. Es folgten nach dem Assessorexamen fruchtbare Jahre der Lehrtätigkeit an der Oberschule in Bad Harzburg. Dort fand er im Erwandern der geologisch und wirtschaftsgeographisch gleich bedeutungsvollen Landschaft des Harzes und seines Vorlandes wie im Umgang mit den namhaften Heimatforschern Lüders, Tenner, Wieries, Grosse und Bornhardt aus den Reihen des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde entscheidende Anregungen für seine spätere Mitarbeit an heimatkundlichen und heimatpflegerischen Aufgaben in Braunschweig. Vorerst wurde allerdings diese Entwicklung durch den Ausbruch des 2. Weltkrieges jäh unterbrochen. Schridde mußte 1939 den Soldatenrock anziehen und nach seiner Rückkehr aus Krieg und Gefangenschaft jahrelang seinen und seiner Familie Lebensunterhalt mehr schlecht als recht in Konservenfabriken und Apotheken als Hilfsarbeiter verdienen, bevor er 1949 den Schuldienst wieder aufnehmen konnte. Krankheiten und Entbehrungen wie auch seelische Belastungen in den schlimmen Kriegs- und Nachkriegsjahren haben den Grund zu dem Herzleiden gelegt, das ihm bei aller angeborenen Vitalität fortan in steigendem Maße das Leben schwer machte und seine Kräfte schließlich ganz aufzehrte.

Schuld daran war freilich auch das Übermaß an Arbeit, das er haupt-, neben- und ehrenamtlich zu bewältigen bemüht war. Neben dem Schuldienst, den er als leidenschaftlicher Pädagoge zuerst an der Hoffmann-von-Fallersleben-Schule, dann an der Neuen Oberschule in Braunschweig mit wahrer Hingabe leistete, wirkte er von 1951 bis 1965 an der Drogisten-Akademie in Braunschweig in dem Lehrfach „Schädlingsbekämpfung“, mit dem auch die Schriftleitung der Fachzeitschrift „Der Schädlingsbekämpfer“ verbunden war. Nachdem Dr. Otto Willke, der Senior des braunschweigischen Naturschutzes, 1957 mit 81 Jahren aus Altersgründen sein Amt als Naturschutzbeauftragter des Stadtkreises Braunschweig niedergelegt hatte, wurde auf seinen Vorschlag Gerhard Schridde als sein würdigster und sachkundigster Nachfolger von der Naturschutzbehörde mit diesem verantwortungsvollen und arbeitsreichen Ehrenamte betraut. Gleichzeitig berief ihn der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz in den Vorstand als Sachbearbeiter für alle Fragen des Naturschutzes und der Landschaftspflege.

Dieser neue Aufgabenbereich brachte es mit sich, daß G. Schridde seine heimatpflegerischen Gedanken nicht nur in ungezählten Verhandlungen, Vorträgen und Geländebegehungen mündlich, sondern auch in vielen Eingaben an die Behörden und zahlreichen Aufsätzen schriftlich vertrat.

Als Mitarbeiter an unserer Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ war Schridde zum ersten Male 1952 in Erscheinung getreten, als er im 38. Jahrgange auf S. 65 ff. einen richtungsweisenden Aufsatz über „Die Bedeutung der Heimat-

kunde im Oberstufenunterricht der Oberschulen" veröffentlicht hatte. Es folgte 1956 im 42. Jahrgange auf S. 43 ff. sein Beitrag über „Das Lied der Heimat im Werke Hoffmanns von Fallersleben“. Ein Jahr später behandelte er auf S. 15 ff. des 43. Jahrganges noch einmal ein Thema aus der Praxis des heimatkundlich-biologischen Unterrichts unter der Überschrift „Die Vogeluhr“. Im gleichen Jahre ergriff er zum ersten Male öffentlich das Wort als Naturschutzbeauftragter mit einem Artikel über „Naturschutz und Landschaftspflege im Braunschweiger Lande“, der in Heft 2 der Sonderschriftenreihe unseres Landesvereins für Heimatschutz auf S. 16 ff. abgedruckt wurde. 1958 gab er einen umfassenden Überblick über 50 Jahre Naturschutzarbeit unter dem Titel „Der Weg des Naturschutzes in unserer braunschweigischen Heimat“ in Heft 3 der gleichen Sonderschriftenreihe auf S. 23 ff. Als Frucht der Erfahrungen, die er als Schädlingbekämpfer gesammelt hatte, erschien 1962 auf S. 121 ff. des 48. Jahrganges unserer Zeitschrift sein mahnender Beitrag „Welche Gefahren drohen durch moderne Schädlingbekämpfung heute unserer heimatlichen Landschaft?“. Schridde's Jugendparadies Riddagshausen, dem er sein ganzes Leben lang aufs engste verbunden blieb, widmete er zum ersten Male eine liebevolle Betrachtung in dem Gedenkaufsatz zum Tode des Riddagshäuser Oberamtmanns Albert Nehr Korn, der 1964 unter dem Titel „Wer die Heimat liebt wie du ...“ auf S. 22 des 51. Jahrganges erschien. Es folgten 1965 auf S. 57 ff. des 52. Jahrganges „Riddagshausens Amtshaus und Europa-Reservat“, 1966 „Was muß geschehen, um die Riddagshäuser Landschaft zu retten?“ auf S. 56 ff. und „Ein halbes Jahrhundert Sorge um das Riddagshäuser Teichgebiet“ auf S. 93 ff. des 53. Jahrganges.

Neben Themen der praktischen Heimatpflege behandelte G. Schridde in seinen Veröffentlichungen und Vorträgen aber auch heimatkundliche Stoffe der vielfältigsten Art, welche die ganze Spannweite seiner Interessen für die Vermittlung einer vertieften Heimatbildung innerhalb und außerhalb der Schule erkennen lassen. Für die Artikelreihe „Kennst du die Heimat?“, die 1965 in unserer Zeitschrift zu erscheinen begann, steuerte er die Abschnitte über Geologie des Landes um Asse, um Osel (S. 33 ff.), des braunschweigischen Leinetales (S. 88 ff.) und des Vorsfelder Werders (S. 113 ff.) bei. Auf zahlreichen Studienfahrten ergriff er das Wort, um den geologischen Aufbau des besuchten Landschaftsteiles verständlich zu machen, im Frühlingswalde den Vegetationsablauf der „grünen Welle“ zu erklären oder Fragenden über einzelne Pflanzen, Tiere und Gesteine Auskunft zu geben. Unvergeßlich bleiben den Teilnehmern an den Monatsversammlungen unseres Landesvereins für Heimatschutz auch seine temperamentvollen, von Humor gewürzten Vorträge über seine Eindrücke von Naturschutztagungen und Urlaubsfahrten oder über biologisch-historische Themen wie die Lebensweise der Mäuse und Ratten und ihren Einfluß auf die menschliche Gesellschaft. Heimatkundliche Beiträge hat G. Schridde übrigens nicht nur in den Schriftenreihen unseres Landesvereins veröffentlicht. Es würde hier zu weit führen, sie alle aufzuzählen. Genannt seien nur aus der Zeitschrift des Freundeskreises des Großen Waisenhauses Braunschweig die Aufsätze „Beziehungen Alexanders von Humboldt zu unserer Heimat“ (1960) und „Das Wabetal im Wandel der Jahrhunderte“ (1962).

Schridde's letzte Veröffentlichung war 1967 ein Aufsatz im 53. Jahrgang der „Braunschweigischen Heimat“ über „Die Platane am Gaußberg in Braunschweig“, an die er grundsätzliche Gedanken über Aufgaben und Grenzen des Baumschutzes anknüpfte. Dann waren seine Kräfte erschöpft. Obwohl er 1965 seine Lehrtätigkeit

an der Drogisten-Akademie aufgegeben und Ende 1966 auf dringendes Anraten seiner Ärzte von der Schulbehörde seine vorzeitige Versetzung in den Ruhestand erwirkt hatte, brachte ihm die gewonnene Muße für seine Ehrenämter und Liebhabereien keine spürbare Erleichterung in seinem körperlichen Leiden. Seine Kraftreserven waren schon zu weit verbraucht worden durch die Kriegs- und Nachkriegsfolgen, die Überfülle an amtlichen und ehrenamtlichen Pflichten und nicht zuletzt die schwere seelische Belastung durch das jahrelange Siechtum seiner 1964 verstorbenen Frau Hedwig, geb. Kronjäger, die ihm in einer glücklichen Ehe eine Tochter und einen Sohn geboren hatte. Auch die liebevolle Fürsorge, die ihm seit seiner Wiederverheiratung im Herbst 1966 durch seine neue Lebensgefährtin Liesel, geb. Haberkamp, zuteil wurde, konnte ihm die Gesundheit nicht wiedergeben, sondern nur Linderung verschaffen bei den sich immer häufiger wiederholenden Herzanfällen, deren letzter ihm den Tod brachte.

Was Gerhard Schridde für seine Angehörigen und Freunde gewesen ist, können nur die empfinden, die ihm nahe standen. Was er aber für unsere Heimat geleistet hat, wird allen unvergeßlich bleiben, die mit ihm in Dingen der Heimatforschung und Heimatpflege zu tun hatten. Sein von Natur heiterer und geselliger Sinn wie sein lebhaftes Temperament, das bei Vorträgen und Aussprachen oft mit ihm durchging, beeindruckten Mitstreiter und Widersacher gleichermaßen. Auch diejenigen, die er bei Meinungsverschiedenheiten in Fragen des Naturschutzes oder der Landschaftspflege mit unbeugsamer Kampfeslust angriff, konnten seiner aufrechten, nur der Sache dienenden Gesinnung ihre Achtung nicht versagen. So wurde er für jeden Heimatschützer ein Vorbild der „Zivilcourage“ und der leidenschaftlichen Hingabe für ideelle Ziele zum Wohle der Allgemeinheit. Möge dieses Vorbild eines erfüllten Lebens recht viele Jüngere gerade in unserer so materialistisch ausgerichteten Gegenwart zur Nacheiferung anspornen! Fl.

## *Über die Farbe des Okerwassers*

von Dieter Wilhelm Weber-Oldecop

Die meist gelbbraun-trübe Farbe des Okerwassers wird in der Allgemeinheit auf die Verschmutzung des Flusses mit Abwässern zurückgeführt. Überhaupt ist ja das Okersystem insofern der locus classicus der Abwasserverschmutzung von Fließgewässern, als sich Wilhelm Raabe durch die Verunreinigung von Wabe und Schunter zu seinem „Roman der biologischen Wasseranalyse“ (Thienemann 1955) anregen ließ (vgl. auch Thienemann 1925, Popp 1959, Weber-Oldecop 1967), nämlich „Pfisters Mühle“ (1884). Aus einer Nachricht vom Jahre 1702 erfahren wir, daß die Oker, damals noch bei Dieckhorst, „ihr grünliches und unlauteres Wasser in die Aller geust“ (Hahne 1965). Die Farbe des Okerwassers ist also nicht eine zweifelhafte Errungenschaft der letzten Jahrzehnte. Ohne damit die Abwasserverschmutzung verharmlosen zu wollen, muß also doch die Färbung des Wassers zum größeren Teil auf eine andere Ursache zurückzuführen sein. Diese Ursache ist der Löß, der in der Eiszeit im Gebiet zwischen dem Harz und dem heutigen Braunschweig vom Winde zusammengetragen wurde. Die hochwertigen Böden, die auf dem Löß entstanden, wurden zum Anlaß der fast restlosen Rodung der Wälder dieses Gebietes. Der

Mangel an Wäldern wiederum ermöglichte die Abschwemmung von Bodenmaterial, aus dem sich in den Auen von Oker, Fuhse und Aller der Auelehm aufbaut. Der Löß besteht aus feinem Material, das im Wasser lange in der Schwebe bleibt, so daß der Volksmund vom Zusammenfluß von Oker und Aller sagen kann: „Hier mischen sich Kaffee und Milch“ (Schiemenz 1935). Die „Milch“ ist das Okerwasser, das auch dann, wenn es nach einer langen Trockenperiode einmal ausnahmsweise klar ist, weißlich-gelb wirkt. Der „Kaffee“ ist das durch Humusstoffe braun gefärbte Wasser der Aller. Ähnlich schwarzbraun ist das Wasser von Ise und Schwarzwasser (Name!), die ebenfalls Moorgebiete entwässern. Im Gegensatz dazu führen die Bäche am Elm und in der Heide meist ganz farblos-klares Wasser.

Im brasilianischen Amazonasgebiet werden von Sioli (1965) Weißwasser-, Klarwasser- und Schwarzwasserflüsse und -bäche unterschieden. Wie wir sahen, haben wir etwas „ähnliches“ auch in unserem ostniedersächsischen Gebiet, wobei es sich selbstverständlich nur um eine oberflächliche Übereinstimmung handeln kann, die u. a. die Entstehung der Flußtypen in den so verschiedenen Breiten unberücksichtigt läßt.

Die verschiedenen Fließwassertypen unseres Gebiets lassen sich fischereilich und vegetationskundlich klar gliedern. Die kalkreichen Bäche am Elm und die kalkarmen Heidebäche haben mit ihrem sommerkühlen Wasser Forellenbacheigenschaft, während die Gewässer mit gelblich-trübem und mit braunem Wasser Barben- bzw. Bleiflüsse sind. Die Elmbäche werden vom *Ranunculo-Sietum* (Roll 1938) Theo Müller 1965, der *Fluthahnenfuß-Merk-Gesellschaft* besiedelt, während die Heide-Forellenbäche vom *Callitricho-Myriophylletum sparganietosum* Weber-Oldecop 1967, der *Wasserstern-Tausendblatt-Gesellschaft*, bewohnt werden. Diese Gesellschaft könnte vielleicht aufgrund der Schwerpunktverhältnisse der Kennarten besser *Callitrichetum hamulatae*, also *Haken-Wasserstern-Gesellschaft*, genannt werden. Die Flüsse mit gelblich-trübem Wasser werden vom *Ranunculetum fluitans sparganietosum* W. Koch 1926, der *igelkolbenreichen Fluthahnenfußgesellschaft*, besiedelt, während in den Fließgewässern mit schwarzbraunem Wasser dieselbe Pflanzengesellschaft in einer artenärmeren Ausbildungsform vorkommt, der die Pflanzenarten des kalk- und stickstoffreichen Wassers fehlen. Andererseits fehlen durch die Abwasserverschmutzung heute z. B. in Oker und Schunter einige Wasserpflanzenarten (vgl. Weber-Oldecop 1967), von denen wir wissen, daß sie noch zu Beginn unseres Jahrhunderts dort vorkamen (Bertram 1908).

Schriften: Bertram, W.: *Exkursionsflora Braunschweigs*, 5. Auflage, Braunschweig 1908. — Hahne, O.: *Die mittelalterlichen Burgen und Erdwälle am Okerlauf*, Braunschweig 1965. — Popp, L.: „Pfisters Mühle“ Schlüsselroman zu einem Abwasserprozeß. — *Städtehygiene* 2, 1959. — Schiemenz, F.: *Binnenfischerei und natürliche Landschaft in Niedersachsen*, Oldenburg i. O. 1935. — Sioli, H.: *Bemerkung zur Typologie amazonischer Flüsse*. — *Amazoniana* 1, S. 74—83, 1965. — Thienemann, A.: „Pfisters Mühle“. Ein Kapitel aus der Geschichte der Biologischen Wasseranalyse. — *Verh. Naturhist. Ver. preuß. Rheinlande und Westfalens* 82, Bonn 1925. — Thienemann, A.: *Die Binnengewässer in Natur und Kultur*. *Verständliche Wissenschaft* 55, 156 S., 1955. — Weber-Oldecop, D. W.: *Zur Vegetation einiger Fließgewässer der Oberpfalz und des Bayerischen Waldes*. — *Mitt. Flor.-soz. Arbeitsgemeinschaft* N. F. 11/12, S. 25—27, 1967. — Weber-Oldecop, D. W.: *Über die Wasserpflanzenflora Ostfalens*. — *Braunschweig. Heimat* 53, S. 11—15, Braunschw. 1967.

# *Schiefer- und Ziegeldächer auf Bürgerhäusern im mittelalterlichen Braunschweig*

von Rudolf Fricke

Durch die Folgen des Dreißigjährigen Krieges verarmt, erlag die Stadt Braunschweig 1671 der vereinten Macht der Herzöge. Ihre Selbständigkeit war dahin. Die damit eintretende Änderung des Regimes hatte eine allgemeine Umschichtung mit weiteren, vorerst durchaus negativen Folgen auf wirtschaftlichem Gebiet, hervorgerufen. Es war Notzeit, in der sich jeder behalf so gut er konnte. So ist zu verstehen, daß 1677 die Obrigkeit ein Verbot erließ, Häuser „mit Schindeln oder anderm Holzwerk . . . , viel minder mit Stroh und Rohr“ zu decken.

Aus dieser Ratsverfügung ist einmal geschlossen worden, daß in Braunschweig die Häuser „in alter Weise“ — also von jeher — mit Stroh gedeckt waren. Die aus Sachkenntnis hervorgegangene, gegenteilige Feststellung Hans Pfeifers wurde als angebliche Meinung dabei ebensowenig beachtet wie das exakte Wissen Franz Fuhses, des hervorragenden Kenners heimischer Handwerks-geschichte. Im Abschnitt „Dachdecker“ seiner „Handwerksaltertümer“ schreibt er zu Recht, daß um 1300 in Braunschweig wohl nur noch wenige Stroh- und Schindeldächer anzutreffen waren und das Decken mit Ziegel oder Schiefer all-gemein üblich gewesen sein dürfte.

Uns Älteren ist das Stadtbild bis 1944, besonders vom hohen Andreasturm gesehen, als ein Meer *roter Ziegeldächer* in Erinnerung. Um so erstaunlicher ist es, zu erfahren, daß in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts noch eine völlig andere Farbe vorherrschte.

Im Jahre 1438 reiste der Metropolit von Moskau, Isidor, zur Unionskonferenz der Kirchen nach Ferrara-Florenz. Auf dem Wasserwege über Lübeck kommend, durchquerte er Deutschland mit einem stattlichen Gefolge von Bischöfen samt deren Dienern. Ein vermutlicher Sekretär des Bischofs von Susdal notierte, was ihm unterwegs bemerkenswert erschien, betreffs Braunschweig folgendes: „Diese Stadt übertrifft an Größe die vorhergehenden Städte [Lübeck, Mölln, Lüneburg], und Häuser mit ganz wunderbar gebauten Giebeln sind in ihr zu sehen. Auch ihre Bedachung ist sehr staunenswert, denn sie besteht aus Tafeln eines *bläulichen* Steines und ist kunstvoll und gut (regelmäßig), wie mit dem Pflug (gezogen) und mit Nägeln befestigt, unzerstörbar für viele Jahre . . .“ Diese erstaunliche Schilderung läßt alles bisher bekannte über mittelalterliche Dachdeckung in Braun-schweig in völlig anderm Licht erscheinen und gab den Anreiz zur Prüfung des Wahrheitsgehaltes unter Hinzuziehen noch nicht benutzter Quellen.

Anschließend an die mit der Gründung des neuen Stadtteiles Hagen ver-bundene Neuplanung der Gesamtstadt setzt, vielleicht noch zu Lebzeiten Hein-richts des Löwen, sicherlich aber um 1200, eine gewisse Durchdringung der Stadt-fläche mit Steinwerk ein. Sie wurde besonders in der Altstadt wirksam. Außer der dort bislang nachweisbaren Zahl von nunmehr 68 Kemenaten und Stein-kammern (128 in der Gesamtstadt) sind dort mindestens 40 voll- oder halbmassive, größere Gebäude gegenständlich, durch Abbildungen oder urkundlich zu belegen.

Selbstverständlich, daß noch Weichdächer in großer Zahl vorhanden waren, deren leichte Entflammbarkeit noch ein paar größere Brände, den letzten ver-heerenden im Jahre 1290, begünstigte. Sicherlich gingen damals die steingedeckten

Massivbauten ohne wesentliche Beschädigungen daraus hervor. Was davon den Wechsel der Zeiten bis in unser Jahrhundert überdauerte, fiel 1944 freilich den die feste Dachhaut durchschlagenden Brandbomben „fortschrittlicher“ Kriegführung größtenteils zum Opfer. Ihre damalige Unversehrtheit aber mag auch Unbelehrbare von der Nützlichkeit feuerfesten Bauens, besonders in Hinblick auf die Dachdeckung überzeugt haben.

Die bei massiven Bauten selbstverständliche harte Dachdeckung ist für das Harzvorland Schieferstein, der am Nordrande des Gebirges bei Goslar, zwar nicht allzunah, aber immerhin erreichbar, sich darbot. Aus Ratsrechnungen des 14. Jahrhunderts geht hervor, daß man ihn meist halben Weges, von (Lob-) Machtersen und Ohlendorf, aber auch weiter, z. B. von Bredelem, heranholte. Die 1349 schriftlich festgelegte Befreiung des „sceversteynes“ von gebührenpflichtigem Wiegen dürfte schon zuvor üblich gewesen sein, ebenso das mit der Jahreszahl 1349 verbundene Verbot, „timberholt, latten unde sceuersten tovoren to kopen, dat men it hir weder vorkope“. In beidem ist eine Maßnahme zwecks Förderung feuerfester Dachdeckung zu erblicken. Die Verteilung des hereingekommenen Schiefers erfolgte auf dem Hofe des Altstadt-Rathauses: *„Desse scheversteyn is ghekomen uppe des rades hof unde is vord bederwet in der stad worme des bedochte unde is entelen koft als hir na ghescrewen steyt.“* So lautet die Überschrift des einschlägigen Abschnittes in den Weichbild-Rechnungen von 1388/89. Ihr folgen die Einzelposten des mittels eisenbeschlagener Balkenwaage nach „leste, wichte, cintener“ und „verndele“ aufgeteilten Schiefermengen.

Der erste Beweis für Anfertigung *aus Ton gebrannten* Steines liegt in der wiederholten Nennung des Bürgers Bernardus *Teigeler* (oder Tegheler) als Urkundenzeugen in den Jahren 1228 und 1240 vor. Als früher Hinweis auf die — sicher noch bescheidene — Ziegelhütte nahe dem Kreuzkloster kann der Name jenes „*Tector*“ = (Dach-) Decker gelten, der 1305 einen klostereigenen Garten bebaute. Wer *Stenbekere* heißt, deutet damit 1320 auf Herstellung „gebackenen“ Steines hin, während ein *Stendekere* 1321 sowohl mit Schiefer als auch Ziegeln Umgang gehabt haben mag, mit letzterem freilich wohl noch in bescheidenerem Umfang.

Der furchtbare Aufstand von 1374, die „Große Schicht“, ging vorüber, seine Folgen wurden von reformerischen Kräften mit klugen Maßnahmen überwunden. Zu ihnen gehörte auch eine gewissenhafte, fast modern anmutende Rechnungslegung, von deren Unterlagen einiges bis in die Gegenwart überkommen ist. Ihnen entnehmen wir u. a., daß 1385 das Ulrichstor (= Leuenturm) mit Dachziegeln gedeckt wurde. Um diese Zeit war bereits neben der Ziegelhütte der Altstadt eine weitere des Weichbildes Hagen vorhanden, beider gemeinsame Leistungsfähigkeit jedoch den Anforderungen noch so wenig gewachsen, daß bei dringendem Bedarf auch „*teghele*“ aus Schöppenstedt herbeigeht wurden. Immerhin nimmt die Anfertigung gebrannter Steine zu. 1398 wird das Haus des Patriziers Salghe einschließlich aller Nebenbauten mit Dachziegeln versehen. Der *in* das Gebäude geschaffte Schiefer dürfte dort zu „*delsteynen*“, also Fußbodenbelag, den später die Ziegelhütten in Gestalt quadratischer Platten herstellten, hergerichtet sein. Aber auch anderweitig wurde der dauerhafte, blaue Naturstein weiterhin benötigt. Sparsamkeit gebot vorerst die Instandsetzung der damit gedeckten ratseigenen Gebäude: Des Rathauses, des dazugehörigen Kleiderhofes, des Gewandhauses, der Münzschmiede, ebenso der Menge der Schernen, Kramen, Hoken u. a. m. Brauchbarer Altschiefer wurde der Wiederverwendung zugeführt.





Spätmittelalterliche Krempziegel im Braunschweigischen Landesmuseum, links mit eingeritztem Gebetsanfang, Mitte mit Löwenschild, rechts mit Meisterzeichen und 1338. Aufn. Fricke (3)

Als 1391 das Haus des Hauptmanns nahe der Michaeliskirche durch Feuer schwer beschädigt war, bestieg Gödeke, des Rates Steindecker das Dach, um „to brekende den scheversteyn van dem branden huse“. Was noch brauchbar schien, kam auf des Rates Hof. Zur Eindeckung des Neubaus werden „xv wichte oldes scheversteynes, den ek koffte“ verwendet.

1393 erfolgt eine Instandsetzung des Altstädter Ziegelhauses, wozu der Hagen u. a. 1600 „murteghele“ liefert. Der Brennofen wurde mit 900 Dachziegeln eingedeckt. Leider wissen wir nichts über deren Form und Größe; es gab damals noch „große“ und „kleine“ gebrannte Dachsteine... Für das Jahr 1398 sind in den Weichbildrechnungen der Altstadt umfangreiche Bauarbeiten an Ziegelhaus und -Hof verzeichnet, die unzweifelhaft auf eine beabsichtigte Steigerung der bisherigen Leistungen gerichtet sind. Der Erfolg geht aus der ältesten noch vorhandenen Rechnungslegung des Ziegelmeisters Hans Gogrefe um 1400 hervor, in der als Erzeugnisse erhebliche Mengen von Dachsteinen, weniger „upsteyn“ und noch weniger Mauersteine aufgeführt werden. Es folgt noch eine geringe Anzahl an kleinem, großem und breitem Herdstein, der später nicht mehr hergestellt wird gleich den vormals an zweiter Stelle stehenden „Auf“steinen. Vielleicht bildeten diese einmal zusammen mit den davor genannten Dachsteinen eine technische Einheit und sind beide mit den „großen“ und „kleinen“ von 1393 identisch. Wir wissen es nicht. — Die in Meister Gogrefes Abrechnung enthaltenen Erzeugnisse gingen aus vier „Öfen“ hervor, die aber möglicherweise nicht vier gegenständlich vorhandene Brennvorrichtungen bedeuten, sondern mit viermaligen Herstellungsvorgängen gleichzusetzen sind. Immerhin — nicht nur im Ratsbereich bedient man sich zunehmend der reichlicher verfügbaren Menge gebrannten Steines: Im Jahre 1400 verkauft Henning Blomenhagen seines Vaters Haus auf dem Nickelnkulke, zu dem auch noch ein kleines gehört, „dat mit teyghele ghedeckket is“. Bezeichnend für den wohl bis zum völlig vollzogenen Wechsel des Dachbelags in Braunschweig mehr als hundert Jahre anhaltenden Übergang, nennt das Degedingbuch der Alten Wiek zu gleicher Zeit auf der westlichen Hälfte der Friesenstraße ein Haus „myt teghele ghedekket by der strate unde in dem hove myt scheverstenen“. Nunmehr werden auch neuerrichtete Wohnhäuser in des Rates Solde stehender Personen wie des Offizials und des Weinmeisters mit Ziegeln eingedeckt (1403).

Bei der Errichtung der neuen Martinsschule in der Jakobstraße werden 1420 bereits „Breitsteine“, die bis in die Gegenwart gebräuchlichen Krempziegel, an Zahl 600 Stück, verwendet. Über weitere Erzeugnisse der Ziegelhöfe, ihre Erträge, den Bedarf an Brennholz und anderes mehr geben die im Stadtarchiv aufbewahrten Unterlagen bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts hinein erschöpfende Auskunft. Diesen Dingen nachzugehen würde den Rahmen unserer Untersuchungen, den Dachbelag mittelalterlicher Bürgerhäuser Braunschweigs betreffend, weit überschreiten. Wir aber sehen nun, gleich dem namenlosen Mitreisenden des russischen Metropoliten, unsere alte Stadt um 1450 noch mit blauen Dächern, zwischen denen solche mit roten Ziegeln erst regelbestätigende Ausnahmen sind. Neubauten, deren Dächer von vornherein mit gebrannten Steinen versehen gewesen sein müßten, sind aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts kaum bekannt. Die nachgewiesenen Datierungen 1416, 1432, 1435 und 1444 machen wahrscheinlich, daß die große Wandlung wirksam erst nach 1450 einsetzt. Sie ist mit der Errichtung der mit dem bekannten Treppenfries gezierten Fachwerkbauten — mit und ohne Datierung — verbunden, die nach Hunderten zählten, und deren ungefähre Menge heute bestenfalls noch an Hand von Abbildungen ermittelt werden könnte. Der das Aussehen Braunschweigs im Jahre 1545 wiedergebende Holzschnitt P(eter) S(pitzer)s zeigt auf dem alten, kolorierten Originalabzug gemäß der im Städtischen Museum befindlichen Kopie nur noch wenige blaue Dächer, an deren Überzahl aber die Farbe der nunmehr vorherrschenden Ziegel. Daß es sich dabei nunmehr ausschließlich um die (vom Beschauer gesehen) links-gekrempten Breitsteine handelt, beweist die neben einigen Kehlsteinen allein nachweisbare Form der in verschiedenen Sammlungen in und um Braunschweig aufbewahrten Krempziegel.

Von den im Besitz des Braunschweigischen Landesmuseums befindlichen Stücken dürfte das älteste noch dem 15. Jahrhundert angehören. Dem entspricht die Tartschenform des Löwenschildes, der dem Dachstein, wohl um ihn als Erzeugnis des Ratsziegelhofes zu kennzeichnen, vermittels Stempels eingeprägt ist. Nur wenig jünger dürfte der Ziegel sein, auf den der Beginn eines Mariengebets eingegraben wurde: *o maria du byst van eddelen stamme du byst gheboren*. Der Ziegel wurde vom Dache des 1904 abgebrochenen Pauliner Klosters am Bohlwege (Herzogliches Zeughaus) abgenommen.

Ein dritter Dachstein trägt unter Zählzeichen in Schildumriß Zeichen und Monogramm des Ziegelmeisters Henning Beyermann über der Jahreszahl 1538. Der jüngste der 15 Krempziegel im Landesmuseum trägt die Datierung 1735.

Obleich schon um 1400 von Braunschweig her Dachziegel auch in die weitere Umgebung, z. B. nach Vechelde und Fallersleben, — wahrscheinlich auf die dortigen, in zeitweiligem Pfandbesitz der Stadt befindlichen Schlösser gelangten, kam der gebrannte Stein besonders im Vorfeld des Harzes nicht so schnell in Gebrauch. Dafür sorgte schon die Haltbarkeit des Goslarer Schiefers, wenn übermäßige Frachtkosten ihn zu teuer erscheinen ließen. So kommen die in der Stadt Braunschweig schon 1420 verwendeten „Breitsteine“ erst gut 100 Jahre später im Lande in Aufnahme. Anno 1543 bittet Ulrich, Graf und Herr zu Reinstein und Blankenburg, den Rat zu Braunschweig brieflich um Überlassung des Ziegeldeckers Hans Klutermann aus städtischem Dienst, „so wir dan bericht, das Ir des bey vuch gnugsam derselben habt“ und dort „eines Zigeldeckers, der den breiten stein vorlegen kont“ Mangel war.

So begann auch in den kleineren Städten Südostfalens der rote Kunststein nicht nur feuergefährlichen Dachbelag zu verdrängen, sondern auch den schönen Schiefer der Goslarer Ratsgrube, dessen Feinfarbigkeit vordem schon von fernher das Aussehen der Städte im nördlichen Harzvorlande ausschlaggebend bestimmt hatte.

**Literatur:** H. Thomsen, Der volkstümliche Wohnbau der Stadt Braunschweig im Mittelalter (S. 110 bis 113). — F. Fuhse, Handwerksaltertümer („Werkstücke“). — Unbekannter Russe in „Byzantinische Geschichtsschreiber“, Bd. I, herausgeg. v. Prof. Dr. Endre Ivánka. Verlag Styria. Graz, Wien, Köln. — R. Fricke, Bürgerliche Steinbauten (Br. Heimat 1960, H. 2 u. 1964, H. 4). — R. Fricke, Braunschweiger Steinwerk im planmäßigen Aufbau (Br. Heimat 1966, H. 2).

**Quellen:** Hänselmann-Mack, Urkundenbücher der Stadt Br., (gedruckt bis 1350). — Im Stadtarchiv: Degedingbücher, der Altstadt (1351—1442), des Hagens (1351—1408), der Neustadt (1351—1436), der Alten Wiek (1351—1443) und des Sackes (1351—1435). Weichbildrechnungen der Altstadt ab 1385—1436. Sacksche Sammlung.

## *Die Hindenburg bei Badenhausen*

von H. A. Schultz

Sehr viel Interessantes bieten die Wall- und Burganlagen des Kreises Gandersheim. Eine erste Zusammenfassung nach dem Stande von 1955 habe ich im „Der Landkreis Braunschweig, Band 1“ unter „Die hoch- und spätmittelalterlichen Burganlagen im Kreise Gandersheim“ gegeben. Die Burgen einzeln kennenzulernen, ist nicht nur in topographischer Hinsicht aufschlußreich; sie vermitteln auch — geschichtlich gesehen — einen gründlichen Einblick in den Ablauf unserer braunschweigischen Landesgeschichte.

Die Hindenburg — im Volksmunde ehemals auch „Hünen- oder Heunenburg“ genannt — liegt südlich des Dorfes Badenhausen auf einem gegen den Ort sich vorschiebbenden Bergesrücken. Nahezu an drei Seiten wird er von der Söse (30 m über dem Bett der Söse und 210 m ü. NN) umschlossen. Die Abhänge zu diesem Flußtal verlaufen sehr steil, so daß diese Bergnase ein besonders günstiger, von Natur aus für eine Burganlage bevorzugter Ort gewesen ist. Nach der einzig möglichen Zugangsstelle, dem weiteren Bergesrücken zu, ist die Burgstätte durch einen tiefen Halsgraben (15 m tief, etwa 20 m breit), der zweifelsfrei von Menschenhand ausgehauen worden ist, getrennt.

Aus der Lage im Gelände darf man folgern, daß die Burg ursprünglich zum Schutz zweier Heerstraßen u. a. erbaut worden ist, die am Westharz entlang auf Badenhausen zuzogen und sich nach Meinung von A. Brinkmann am Breitenanger vereinigten.

Wann wird die Hindenburg erbaut worden sein? Betrachten wir zunächst die urkundliche Überlieferung. Dem Charakter ihrer Anlage nach und rückschließend auf vorhandene Belege wird sie wohl im 12. Jahrhundert entstanden sein, und zwar in einer Zeit, in der Heinrich der Löwe andere Burgen, z. B. die Lichtenberg-Burg, anlegte. Die erste Erwähnung stammt aus dem Jahre 1152. In den Lüneburger Chroniken wird berichtet: „Des hogen heren von Wernigerode son Ludiger word geschlagen twischen Osterode unde Hintesborgh under den orloge, dat sik erheven hadde twischen deme hertoge und dem Markgreven. He ward begraben to Polide“ (Pöhlde).

Wegen der Winzenburgischen Erbschaft kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bären. Das Gefecht fand zwischen Osterode und der Hindenburg, wie es uns der Text sagt, statt.

Während der Kämpfe mit Friedrich Barbarossa mußte Heinrich der Löwe diese Burgstätte abtreten.

Erst 11 $\frac{1}{2}$  Jahrhunderte später wird die Burg ein zweites Mal genannt. Im Jahre 1309 tritt der Name Burchard von Hindeneborg unter einer Urkunde Heinrich des Wunderlichen von Grubenhagen auf. „Eyn Borglehns“ besaß 1318 Ludwig von Oldershausen auf der Hindenburg.

Zwischen 1328 und 1360 urkundet Herzog Wilhelm von Grubenhagen des öfteren „in Hindeneborg nostro“. Noch während dieser Zeit — 1345 — besaß Herzog Magnus von Braunschweig den „halve deyl des huses to de Hindeneborch“.

Am 6. November des gleichen Jahres schließt Herzog Magnus mit dem Grafen von Everstein einen Vertrag. In ihm wird vereinbart, daß dieser ihm in einer möglichen Fehde gegen Ernst von Göttingen mit 50 Gewappneten Hilfe leisten solle. Dafür erhalte er 200 M und ein Roß im Werte von 50 M. Als Pfand solle er für die ganze Summe Magnus' halben Teil des Hauses zur Hindenburg mindestens auf ein Jahr nehmen. Hieraus ergab sich wahrscheinlich ein gemeinschaftlicher Besitz der beiden welfischen Linien Grubenhagen und Wolfenbüttel.

Bei einer erneuten Fehde im Jahre 1365, bei der ein starkes Heer des Erzbischofs von Mainz, des Landgrafen von Thüringen und der Städte Nordhausen, Mühlhausen und Erfurt vor die Burg zog, gelangt ein Jahr später der Anteil der Grubenhagener Herzöge in die Hände dieser Gegner. Vermutlich wurde die Burg dem Landgrafen von Thüringen zugesprochen, der sie jedoch nicht lange besessen haben wird.

Noch eine weitere Nachricht aus dem 14. Jahrhundert läßt Einblick in die Geschichte dieser Burg nehmen. Herzog Albrecht von Grubenhagen gelobt am 1. August 1375 mit dem Herzog Otto dem Quaden von Göttingen Burgfrieden und Burghut „to der hindenborg und to winthusen uppe den husen“ zu halten. Das Einvernehmen beider Fürsten muß recht gut gewesen sein. In der Folgezeit geben sie zusammen Gesetze gegen Unruhestifter heraus. Sollte ein Teil seinen Anteil an den Schlössern verpfänden müssen, so sollte der Pfandbesitzer ebenfalls Burgfrieden geloben. Falls neue Amtsleute auf die Schlösser gesetzt würden, so sollten diese ebenfalls Burgfrieden und Burghut geloben. Sollte ein Krieg zwischen den beiden besitzenden Herzögen ausbrechen, so sollten sich ihre Amtsleute und das Gesinde neutral verhalten. Bei Angriffen dritter sollten die Burgen gemeinsam verteidigt werden.

Dieser Vertrag gibt Kenntnis, daß vermutlich der Wolfenbüttelsche Teil der Hindenburg zeitweilig von 1345 bis 1463 der Göttinger Linie gehörte: „unde de borgfrede schal stan und angan up den husen und sloten von der rechten Ringmuren to der Hindenborg und wende wente up de Zoze (Söse) dat water umme und umme ...“ „Auch enschal unsen amptmann tor hindenborg noch sin gesinde de he mit sek up den sloten heft, deme vorscrevenen hertogen Otten unsen feddern, sinen erven oder sinen gesinde, dat he dar uppe heft, uppe der hindenborg nicht mißhandeln mit worden oder mit werken. Were aber, dat dat von unsen amptmanne oder gesinne verbochin worde, das gott nich enwille, dar enschulde we oder jemant von unserwegen den frederechir gripen efte wo

konten und den nicht schütten. Were ok, dat he eynen dot geslagen hedde, men scholde en widderdoden.“

Der schon mehrfach erwähnte Herzog Otto von Göttingen geht mit dem Landgrafen Hermann von Hessen eine Erbverbrüderung ein. Sie vereinbaren, daß, falls einer von ihnen ohne Leibeserben stirbt, dem anderen die Schlösser, Burgen und anderes mit allen dazugehörigen Herrschaften zufallen. Bei der Aufzählung der Besitzungen nennt Otto der Quade auch die Hindenburg.

Herzog Friedrich von Grubenhagen und sein Neffe Erich besitzen 1389 „den dredden deyl an der hindeneborg“. Doch noch im gleichen Jahre werden sie gezwungen, ihren Anteil an der Hindenburg zu verpfänden. Den Herrn von Freden wird in einer Schuldverschreibung für 60 M lötigen Silbers der dritte Teil zugesprochen.

1394 hebt Herzog Otto nachdrücklich seinen „teyl synes husis und sloztes hindenborch“ hervor. Herzog Friedrich von Grubenhagen bestätigt 1402 „unse deyl unse huses und slotes to der Hindenborch“ mit Wächtern, Turmleuten, Pförtern und Mannen.

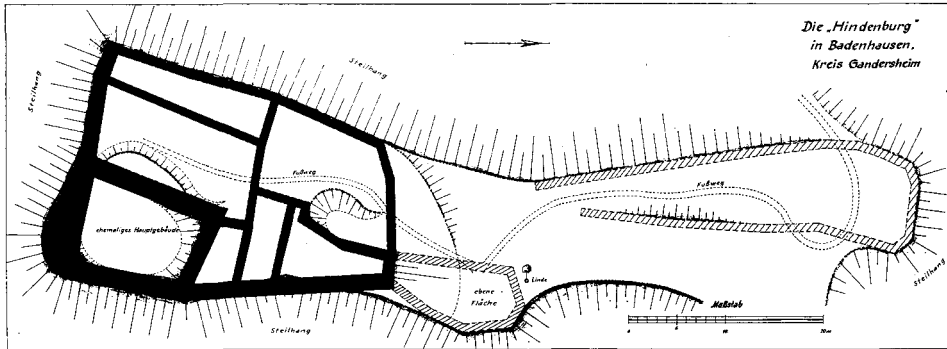
Innerhalb der Verpfändungszeit wechselt die Burg sehr häufig ihren Besitzer. Als Pfandinhaber erscheint 1389 Gherd von Hardenberg, 1394 die Herren von Stockhausen, 1402 wiederum Gherd von Hardenberg. Zwischendurch haben auch die Herren von Steinberg den Pfandbesitz innegehabt, denn ein Hermann von Steinberg nennt sich sogar 1346 von Hindenburg.

Bei den Verpfändungen schien die Schuldsomme verschieden hoch zu liegen. So wird in einem Revers vom 20. Januar 1394 von den Rittern Heinrich von Stockhausen zu Niedeck und dessen Sohn Heimbert der Betrag von 155 M lötigen Silbers genannt. Der Herzog von Göttingen spricht ihnen dafür die Hindenburg für 12 Jahre zu. Sie übernehmen dieselben Pflichten und Rechte, die bisher in der Hand des Herzogs gelegen hatten. Sie versprechen, das Land und die Leute vor Schaden zu bewahren. Sie treten in die geltenden Verträge ein; sie geben sicheres Geleit. Der Inhalt dieser Urkunde deutet schon recht den Beginn des Raubwesens an. Herzog Otto von Göttingen sah sich veranlaßt, 1396 gegen die Burgmänner von Grohne und von Miningerode zu Felde ziehen, die mit 18 Wegelagerern die Straßen unsicher machten. Sie wurden nach ihrer Gefangennahme im Krähenwinkel zu Norheim gehängt. Die Hindenburg selbst wird nicht beschädigt worden sein.

Bis 1491 blieb die Familie Hardenberg mit geringen Unterbrechungen im Besitz der Hindenburg. Dann geben sie diesen dritten Teil — eigentlich den Grubenhagenschen Anteil — an Heinrich Smet und dessen Bruder Arnd, beide auf der neuen Hütten im Gericht zur „Stoffenborch“ (Stauffenburg). Der Knappe Gherd von Hardenberg bekennt, daß er mit Einwilligung seines Sohnes Moritz den zwei Smedes seinen Teil der Hindenburg mit allen Rechten, Nutzungen und Zubehör, ob sie die Burg oder das Dorf betreffen, für 120 gute rheinische Gulden wiederkäuflich auf sechs Jahre in Gebrauch gegeben habe. Von den Brüdern Smedes kam dieser Burgteil dann weiter an den Bürgermeister Henning Hovede in Osterode.

Wie sah die Hindenburg früher aus? Unter der Leitung des Geheimen Baurates H. Brinkmann fand in den Jahren 1901—1903 eine Grabung statt. Ein Bericht hierüber liegt uns leider aus dieser Zeit nicht vor. Wir dürfen daher nur mit Vorsicht Folgerungen aus dieser Untersuchung und späteren Veröffentlichungen ziehen. Wahrscheinlich konnten nur wenige Mauern aufgedeckt und damit auch nur

ungenau Grundrisse der einzelnen Bauten bzw. Räume festgestellt werden. Eine 1903 in den benachbarten Orten zur Fortsetzung der Grabung und zur Erhaltung des angeschnittenen Mauerwerkes durchgeführte Geldsammlung scheint nur geringen Erfolg gehabt zu haben. Daraufhin wurde die Höhe mit Linden, Ulmen und Kastanien aus der Landesbaumschule bepflanzt.



Lageplan der Hindenburg

■ Mauern des Kernhauses  
 - - - - - später hinzugefügte Erweiterungsbauten  
 (vermessen und kartiert von Stadt-Verm.-Amtmann Joh. Schmidt, Sz.-Lebenstedt).

Der topographische Befund war nach einem Bericht von H. Brinkmann folgender: Dem natürlichen Berggefälle entsprechend konnten drei verschiedene Niveauflächen unterschieden werden. Auf der untersten soll der äußere Torbau gelegen haben, der den Zugang zur oberen Burg sperrte. Auf dem höheren zweiten Niveau fanden sich die Torhalle, ein quadratischer Bau von 9 m lichter Weite zu dem eine Zugbrücke den Zugang vermittelte. Von dieser Halle verlief die äußere Burgmauer an der Westseite des Berges nach Süden bis an den Halsgraben heran. Auf dem höchsten Niveau wurde eine Maueraussparung als Eingang in den inneren Burghof gedeutet, der hier oben wiederum mit Bauten besetzt war. Nach H. Brinkmann soll sofort linkerhand neben dem Eingang schon das Hauptwohnhaus gelegen haben, dem sich in der Süd-Ost-Ecke ein gesondertes Gebäude anschloß. Die weitere Aufteilung war nur sehr schwer zu erkennen, da nur unklare Reste der Zwischenmauern nachgewiesen werden konnten.

Unter diesen Niveauflächen sind dem Wortlaut des H. Brinkmann nach die Geländeoberflächen von 1901 gemeint. Diese Niveauflächen entsprechen aber keineswegs den Niveauhöhen der Wege und Baufundamente des 13. und 14. Jahrhunderts, der Zeit ihrer Erbauung und ihres Bestehens. Daher gibt diese Darstellung leicht ein falsches Bild. Man erkennt in ihr, daß die Beschreibung, falls sie überhaupt von H. Brinkmann stammt, nicht nach den an Ort und Stelle aufgefundenen Mauerzügen, sondern nach dem von ihm rekonstruierten Grundplan erstellt worden ist. So hört sich dieser Wortlaut gut an, gibt jedoch Anlaß zu vielen Fragen.

1965 und 1968 wurden vom Verfasser noch einmal an den verschiedensten Stellen Testuntersuchungen durchgeführt. Hierbei ergab sich, daß nur der obere Kernbau als alter Baurest nachzuweisen war. Zwar fanden sich noch anschließende Mauerzüge, die aber nicht zu der ersten und damit historisch wichtigen Burg in Verbindung gebracht werden können (s. später).

Der neu festgelegte Kernbau entspricht in großen Zügen dem Bau auf der Grundplanskizze an der Süd-Ost-Seite. Übereinstimmend wurde in der Süd-Ost-Ecke ein abgeschlossener Bau gefunden, der jetzt freilich stark verdrückt, sich nicht mehr so deutlich als dieser zu erkennen gibt. Im ursprünglichen Zustand schloß er sich mit nahezu quadratischer Grundfläche an den Halsgraben und den steilen natürlichen Abhang an. Hier besteht Ähnlichkeit mit den caminata-Bauten anderer Burgen (so Lichtenberg und Warberg). Es wird ein massiver Steinbau mit jeweils einem Raum in jedem Stockwerk gewesen sein. In der angeschnittenen Fläche ist noch jetzt eine Treppe zu dem unteren Kellergeschoß nachzuweisen. Die Höhe dieses caminata-Baues kann man wohl mit drei Stockwerken angeben. Seine Bedeutung wird dem eines Bergfriedes als Wohnturm gleichkommen. Westhalb H. Brinkmann nicht in diesem, sondern in dem am Eingang gelegenen von ihm angenommenen Haus das Hauptwohnhaus erblickt hat, ist nur bei weiterer Betrachtung seines Grundrisses zu erklären.

Es sei daher einmal ein Vergleich der zwei Grundrisse — des einen von H. Brinkmann 1902 und des zweiten 1968 vom Verfasser — vorgenommen. H. Brinkmann ging von der Vermutung aus, daß nach dem Aufstieg an der Westseite Mauerteile am unteren Wege zum alten, d. h. ersten Bau gehörten. Er sah ferner in Restmauern, d. h. in Mauerzügen, die von ihm sicherlich nur oberflächlich angeschnitten waren, Teile eines Torturmes und einer Außenmauer auf halber Höhe um den eigentlichen Burgkern. Er fand ferner Mauerteile, die er als alt ansah, in unregelmäßiger Lage und Aufschichtung vor seinem „Torhaus“. Damit ergaben sich für jeden, der sich schon einmal eingehender mit den Burgen unseres Harzgebietes beschäftigt hat, viele Zweifel und schwierige Problemstellungen.

Die neueren Test-Untersuchungen von 1968 zeigen — um das Ergebnis schon vorwegzunehmen —, daß vermutlich H. Brinkmann entweder ein Vermessungs- oder aber ein Kartierungsfehler, evtl. bei der Überarbeitung nachträglich unterlaufen ist. Dies ist um so wahrscheinlicher, weil auch in dem von ihm entworfenen Grundplan, der von H. Lühmann 1910 umgezeichnet worden ist, die noch heute sehr klar auszumessenden Seitenlängen nicht stimmen. Da auch die Höhenlinien nicht richtig eingetragen sind, ergibt sich ein falsches Bild von dem Plateau. Keineswegs soll dies ein Vorwurf gegen die sonst gute und vor allem für den Forschungsstand von 1902 beachtliche Auffassung sein.

In dem Grundplan von 1968 finden sich keinerlei Anhaltspunkte mehr für die tiefer gelegene Außenmauer des Vorhofes. Im Gelände befindet sich hier eine erkennbare Terrasse, die aber nicht unbedingt eine Mauer getragen haben muß, wie es eindeutig in der Burg Warberg bewiesen wurde. Als Zweites fehlen auch in dem Grundplan die quadratisch geführten Mauern des „Torturmes“. Im Gelände ließen sich an dieser Stelle tatsächlich noch Mauern zweifelsfrei erkennen, die aber nicht mit dem alten Kernbau zusammenhängen, ihre Fortsetzung dagegen in entgegengesetzter Richtung nach der Nordseite haben. Außerdem ist wichtig, daß die Mauern eine andere Struktur aufweisen und aus einem anderen Gesteinsmaterial bestehen als die Mauern des Kernbaues. Damit gehören sie zu einem späteren Bau, vielleicht einem Ausbau der Burg. Sie lassen sich in den unteren, nicht mehr gut erhaltenen Teilstücken verschiedener Niveauflächen verfolgen.

Damit entfällt im zweiten Grundplan (1968) die von H. Brinkmann angenommene Vorburg. Es bleibt lediglich in alter Bausubstanz die obere Burg, wie bereits als Kernbau bezeichnet, übrig. Es ergibt sich nun ein deutlicheres topographisches

Bild. All die Problemstellungen nach dem ersten Grundplan sind fortgewischt worden.

Zusammenfassend kann nach dem Grundplan von 1968 gesagt werden:

Die alte Hindenburg lag auf dem oberen Plateau der Bergnase. Sie grenzte mit einem sehr starken Mauerverband (1,80 m Stärke) an den Halsgraben und an die natürliche steile Böschung der Ostseite und war rings von einer Wallmauer umgeben. An der sichersten Stelle der Süd-Ost-Ecke war das massive Hauptgebäude wie ein Wohnturm angelegt. Westlich von diesem lag vermutlich eine schmale Hoffläche (7,5 mal 13,0 m), an die sich wiederum nach der westlichen Außenseite zu ein schmales Gebäude anschloß. Vor dem Wohnturm lagen nördlich drei kleinere Gebäude nebeneinander, deren Einzelbedeutung bei diesen Testuntersuchungen nicht erkannt werden konnte. Vor diesen fand sich der Torhof.

Dieser Grundplan zeigt in allem ein einfacheres Bild, das Klarheit für die Topographie schafft.

Selbstverständlich verlief der Zugangsweg an der Westseite des Berges. Er führt in einem Bogen zunächst auf die halbe Höhe und windet sich dann S-förmig nach dem heute nicht mehr festlegbaren Tor des Torhofes in die Burg hinein. Er führt weiter durch ein zweites Tor in den Innenhof, in den — wenn auch kleinen Kern der Anlage.

Der neue Grundplan erweckt zunächst den Eindruck, als ob die Anlage sehr klein gewesen sei. Vergleiche mit anderen Burgen widerlegen dies. Für die Größe ist die von Natur aus gegebene Fläche der Bergnase bestimmend gewesen. Wäre, wie es H. Brinkmann annahm, auch noch innerhalb seiner Vorburg an der Westseite eine Bebauung gewesen, so hätte diese auf einer etwa 15 % geneigten Fläche stehen müssen.

Betrachten wir nun die im Grundplan von 1968 eingetragenen weiteren Mauerzüge an der Nordseite. Wie a.a.O. erwähnt, zeigen sie eine andere Mauerstruktur und Zusammensetzung. Sie gehören auf keinen Fall zu dem älteren sondern zu einem jüngeren Bau. Da sie jeweils die vorgeschobenen Bergspitzen auf zwei verschiedenen Niveauflächen umschließen, deuten sie an, daß sie sicherlich zu Kriegzeiten ihren Sinn gehabt haben. Aus den bisherigen Untersuchungen läßt sich jedoch nicht erkennen, welcher Zeit sie entstammen.

Es darf noch erwähnt werden, daß diese rein historischen und topographischen Ergebnisse durch eine geologische Untersuchung bereichert worden sind. Auf Bitten des Verfassers hat Dr. K. Kummer diese durchgeführt. Seine Feststellungen sind so aufschlußreich — gerade auch als Bestätigung der historischen Erkenntnisse —, daß sie hier eingefügt seien. „Geologisch gehört dieser Vorsprung (auf dem diese Burg errichtet worden ist) zu dem aus den Gesteinen des mittleren und oberen Zechsteins sich aufbauenden Band, das die paläozoischen Schichten des Harzgebirges — auf seiner West- und Südseite deutlich aufragend — umgibt ... Im östlichen Rande jenes Zechsteinbandes treten besonders in dem zum Flusse stark abstürzenden Hang der ältere Gips, die massiven und zelligporösen Dolomite sowie dunkler gefärbte, plattige Gesteine der mittleren Abteilung zutage. Ersterer ist am äußersten nördlichen Ende des Standortes der Burg bereits infolge der Auslaugung verschwunden, wodurch sich auch der deutlich gegen den Pagenberg tiefer abgesetzte plateauartige Geländevorsprung jenseits des Spitzgrabens erklärt. Eine nennenswerte Überdeckung mit diluvialem Löß ist nicht mehr vorhanden.





Das Mauerwerk der Burg wurde, wie das besonders an dem Fundamente des äußeren caminata-Baues zu erkennen ist, auf dem gewachsenen Felsen auf-

gesetzt ... Es muß damit gerechnet werden, daß von dem am Nordrande und im Osten noch heute anstehenden Felsen beim Bau der Burg einiges abgetragen wurde. Auch der Spitzgraben ist aus dem gewachsenen Fels herausgearbeitet. Als Baumaterial wurde festgestellt:

1. Die blaugrauen, auch bituminösen dichten plattigen Gesteine der dem mittleren Zechstein angehörenden Plattendolomite, die infolge der Verwitterung grau-bräunlich erscheinen. Sie lassen sich infolge ihrer Härte, gleichmäßigen Struktur und bankigen Lage gut eckig zurichten. Sie stecken als bis 0,60 m starke Blöcke mit geglätteter Außenfläche im Fundamente des caminata-Baues und kommen vereinzelt in der westlichen Außenmauer vor.
2. Die Hauptmasse des Mauerwerkes besteht aus dem knorrigen, feinkörnigen, auch zellig-porös erscheinenden Gestein des auch dem mittleren Zechstein zugehörenden Hauptdolomits.
3. Gerundete Brocken von Harzgesteinen (Kieselschiefer), die aus dem Sösebett stammen, wurden nur in der nördlichen Mauer beobachtet.

Die Verfestigung des Mauerwerkes geschah natürlich mittels Gipsmörtels, der in der Farbe grau-weiß und oft gelblich erscheint und in der Struktur konglomeratisch ist ...

Ein sorgfältigere Bearbeitung des Baumaterials konnte ich nur im Inneren der caminata erkennen ...

Die Herkunft des Baumaterials einschließlich des Gipses für den Mörtel ist in der unmittelbaren Nähe der Burg zu suchen. Die unter 1. genannten Gesteine stammen wohl aus den kleinen Brüchen am Nordhange des Pagenberges ..."

Auf Grund dieser verschiedenen Untersuchungen lassen sich Hinweise auf die verschiedenzeitlichen Bauten durch die Verschiedenartigkeit des Gesteins erzielen. Historisch wie geologisch gesehen — liegen in der Hindenburg bei Badenhausen zumindest zwei deutlich zu unterscheidende Bauphasen vor, von denen die erste wohl in das 12. Jahrhundert einzusetzen ist. Die zweite wird nicht vor dem 14. Jahrhundert gelegen haben und stellt in gewissem Sinne einen Erweiterungsbau dar.

Sang- und klanglos verschwand die Hindenburg. Die noch erhaltenen Mauerzüge reden jedoch eine beredte Sprache. Sie ergänzen damit das uns durch Urkunden überlieferte Geschichtsbild.

# *Tafelfreuden in Braunschweig während des 17. und 18. Jahrhunderts*

von Werner Flechsig

Bei der Suche nach historischen Belegen für mundartliche Lebensmittelbezeichnungen, die in das Ostfälische Wörterbuch aufgenommen werden sollten, stieß ich in gedruckten und handschriftlichen Quellen aus dem 16.—18. Jahrhundert nicht nur auf heimische Feld- und Gartenfrüchte, Gebäckarten, Fleisch- und Wurstarten, Fischarten und Milchprodukte, sondern auch auf zahlreiche Lebensmittel und Getränke aus anderer Herren Ländern. Diese waren nur teilweise für das Ostfälische Wörterbuch geeignet, soweit nämlich ihre fremden Namen ins Plattdeutsche umgeformt erschienen. Alle aber sind sie aufschlußreich für die heimische Wirtschaftsgeschichte, zeigen sie doch, in welchem Ausmaße nach der schweren Notzeit des Dreißigjährigen Krieges die Bevölkerung hierzulande wieder zu einem Wohlstande gelangt war, der es erlaubte, beim Essen und Trinken über die Stillung von Hunger und Durst hinaus nach verfeinerten Genüssen zu streben. Die Befriedigung solcher Gelüste wurde ermöglicht durch die weitgespannten Geschäftsverbindungen der braunschweigischen Kaufleute zu führenden Handelsplätzen des In- und Auslandes, zumal seitdem die Stadt Braunschweig 1681 das Privileg zur Abhaltung von jährlich zwei Warenmessen erhalten hatte.

Der Ostfale liebte wohl schon immer gutes, kräftiges und reichliches Essen, und die Ertragnisse seiner Landwirtschaft wie die Leistungen seiner Lebensmittelveredelungsbetriebe boten seit Jahrhunderten die Gewähr dafür, daß er beim Kosten heimischer Speisen und Getränke wirklich auf seine Kosten kam. Weithin begehrt und gerühmt waren die braunschweigischen Wurstsorten, Braunschweiger Honigkuchen, das Braunschweiger Spezialbier, die Mumme, Bortfelder Rüben, ostfälischer Sauerkohl, Zuckererbsen und Mohrrüben, Harzkäse und andere „Spezialitäten“ des Landes. Gleichwohl begnügte sich die heimische Bevölkerung nicht mit dem reichlichen Angebot vorzüglicher Nahrungsmittel und Getränke aus dem eigenen Lande. Man kann von Zeit zu Zeit auch des Guten überdrüssig werden, wenn es zu regelmäßig geboten wird. Auch die Braunschweiger Bürger, die es sich leisten konnten, waren schon in früheren Zeiten darauf bedacht, sich in ihren Tafelfreuden Abwechslung zu verschaffen durch allerlei fremde Nahrungs- und Genußmittel, die von den Victualienhändlern in die Stadt eingeführt wurden.

Als Quellen für unsere Kenntnis von den Tafelfreuden der Braunschweiger im 17. und 18. Jahrhundert dienten mir hauptsächlich die Taxordnung des Herzogs August von 1645, die Accise-Ordnung des Herzogs Rudolf August von 1672, die im Stadtarchiv Braunschweig aufbewahrten Nachlaßinventare der Braunschweiger Kaufleute und die Inserate in den „Braunschweigischen Anzeigen“, die sich leider erst seit den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts eingehender mit einheimischen und fremden Lebensmitteln und Getränken befassen. Abgekürzt zitiert wurde diese Quelle als „Br. A.“.

## **1. Mühlenerzeugnisse, Back-, Teig- und Süßwaren**

Die braunschweigischen Bäcker hatten im 18. Jahrhundert zahlreiche **Brot-**  
**sorten** vorrätig, so in den 1740er bis 1760er Jahren nach den Brotpreisverzeichnissen in den „Br. A.“ aus Weizenmehl „*Riegesemmeln*“, „*übergeschnitten Brodt*“,

„klare“ und „bullen Semmeln“, „Luffen“ und „Flechten“, aus Roggenmehl „klar und gemein Rockenbrodt“, „Brodt, so grob“ und „Hausbackenbrodt“. An Kuchenarten gab es im 18. Jahrhundert nach den „Br. A.“ außer Honigkuchen, „Prilleken“ (1805 erstmalig auch „gefüllte“ Pr. in Wolfenbüttel), Topfkuchen, Zucker- und Obstkuchen, Makronen sowie 1767 „Pallisaden“ und „Schnecken“, wohl figürlich geformte Hefestücke, beim Bäcker zu kaufen. Selbst „Russisches Süß-sauer-Brod“ erscheint 1788 und 1796 (das Stück 2 Ggr.) als einheimisches Erzeugnis in Braunschweig. An weiteren Spezialitäten finden sich 1767 „Apfelbrot“, 1776 „Casselsch“ und „Franzbrod“, „Caffeebrod“ und „Zuckerzwieback“, 1788 „Brot mit Kümmel“.

Mit diesem reichen Angebot an Teigwaren gaben sich die Braunschweiger „Feinschmecker“ jedoch nicht zufrieden. Sie begehrten und erhielten durch die fremden Kaufluute, die zur Messe in der Stadt ihre Buden aufschlugen, Süßwaren verschiedenster Herkunft. 1761 wurden in den „Br. A.“ vom 15. August „Braune und weiße Nürnberger Pfeffier- auch Chokoladekuchen“ angepriesen, 1765 am 18. August „Hamburger Zuckerkuchen, Nürnberger Pfeffer- und weiße Kuchen“, 1765 am 10. Februar „Thorner Zitronat-, braune und weiße Nürnbn. Mandel-, Hamb. kandirte Zucker-, Wittenbn. Mandelkuchen etc., Mandel- und Zuckernüsse und allerhand Zuckerwaren“, 1767 außerdem am 8. August „Bremer dicke Pfefferkuchen und weiße Nürnberger Lepkuchen“, 1769 am 12. August „Thorner Gewürzpfefferkuchen mit Orange und Citronat, Hamburger candirte weiße Zuckerkuchen mit feinem Gewürze vermischt, Wittenberger Mandelkuchen wie auch verschiedene feine eingemachte Confituren und Zuckerwaren“, 1784 am 22. Dezember „Marzipan“, 1788 am 2. Februar „ungarische Pfeffernüsse“, 1733 am 26. Januar „Berliner Königskuchenpulver“ in Gläsern zu 8 Ggr.

Selbst Pumpernickel war 1788 schon in Braunschweig zu haben, das Pfund zu 4 Ggr., 8 Pfund zu 1 Taler, und zwar im Feinkostgeschäft von Claus, das heute noch besteht.

Obwohl Graupen und Grieß als Nebenprodukte der heimischen Mühlen seit alters hiezulande zur Hausmannskost gehörten, genügten die inländischen Erzeugnisse offensichtlich nicht immer den Ansprüchen verwöhnter Verbraucher. Nur so ist es zu verstehen, wenn 1767 „Nürnberger Graupen“ in Braunschweig in den Handel kamen. Außer ihnen bot der Magdeburger Krämer Ludwig Richter hier am 4. Februar „Nürnberger Nudeln, auch Facon- und Fadennudeln“ feil. Bis dahin scheinen Nudeln als ein typisch süddeutsches und italienisches Erzeugnis in Braunschweig kaum bekannt gewesen zu sein. Am 28. Januar 1769 gab es beim Kaufmann und Conditor Jeck „Fadennudeln Thalerweise, auch in ganzen Kisten Erbsen-, Linsen- und Hafernudeln, desgleichen Thalerweise große Faconnudeln, als Schnecken und dergl. Sorten für die allerbilligsten Preise“. Schon 1785 hatten sich die Braunschweiger an diese Bereicherung ihres Speisezettels soweit gewöhnt, daß es sich zu lohnen schien, Nudeln am Orte selbst herzustellen. Darauf deutet eine Anzeige vom 5. Februar, in der es heißt: „Zwey Maschinen, worauf Nürnberger Fadennudeln fabricirt werden, mit allen dazu gehörigen Geräthschaften, bey dem Kaufmann Hrn. Wehrmann von Magdeburg im Gewölbe an der Ecke vom Tuchhause bey dem Harrigschen Keller.“ Ob diese Gelegenheit genutzt wurde, wissen wir leider nicht. Jedenfalls bestand nach wie vor ein Bedürfnis danach, Nudeln von weither einzuführen. So bot der Italiener Vincent Mati jun. 1788 während der Messe am 2. August neben anderen Erzeugnissen seines Landes auch „Genueser Faden- und andere Suppennudeln“ sowie „Makronen zu Suppen und Pasteten“ an.

## 2. Butter und Käse

Man sollte meinen, daß die Milcherzeugung der Braunschweiger Ackerbürger dank der ausgedehnten Gemeindeweiden der Stadt und die Milchüberschüsse aus den Dörfern der Umgebung ausgereicht hätten, um den Bedarf der Stadtbevölkerung an Milch und Milchprodukten zu decken. Das war jedoch anscheinend nicht der Fall, denn im 17. und 18. Jahrhundert kamen hier große Mengen fremder Butter auf den Markt. In der Taxordnung des Herzogs August von 1645 wird Friesische Butter in Tonnen zu 280 Pfund erwähnt. Die Accise-Ordnung seines Sohnes Rudolf August von 1672 bestimmt, daß für 1 Pfund friesischer Butter 2 Pfennig, für die gleiche Menge holländischer Butter 3 Pfennig, für 1 Pfund „Hoseken-, Burg- und Inländischer Butter“ aber nur 1 Pfennig Accise zu entrichten sei. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts finden wir in den „Br. A.“ oft „Voigtländer Butter“ unter den Victualienpreisen. 1767 erscheinen dort am 31. Januar „Putjadinger, Holländische und Irländische Butter in Fässern von 25 bis 100 Pfund“.

Auch fremde Käsesorten sind schon früh nachweisbar. Die Accise-Ordnung von 1672 kennt außer „Süßmilchs-, auch Schaffs- und Ziegenkäse“ sowie „Grünen und Wrack-Käse“, die nicht nach ihrer Herkunft bezeichnet sind, auch „Textel-, Limburger-, Parmesan- und dergleichen Käse“, für die doppelt soviel Accise wie für jene anderen Sorten, nämlich 2 Pfennig je Pfund, zu entrichten war. „Voigtländer Käse“ wird in den „Br. A.“ um 1750 wiederholt neben Voigtländer Butter erwähnt. 1781 findet man unter dem 29. Dezember „Eine Partey alten gelben Schweizer-, auch grünen Schaab-Ziegen-Schweizer-Käse“, 1783 am 17. Dezember „Limburger und engl. Käse“ beim Feinkosthändler Claus, 1788 am 15. März ebendort kleine „Weser-Käse das Stück zu 4 Pfennig“, am 5. November des gleichen Jahres und später öfters „Wender Kümmel-Käse“.

## 3. Fleischwaren

Obwohl die Braunschweiger durch ihre einheimischen Schlachter stets aufs beste mit Wurst- und Fleischwaren versorgt wurden, wollten sich die wählerischsten Feinschmecker unter ihnen doch nicht damit begnügen. Für sie wurden schon in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts „Westphälische Schinken“ eingeführt, von denen zum ersten Male in einer Anzeige vom 9. Juni 1766 die Rede ist. Am 17. Dezember 1783 empfahl Feinkosthändler Claus seinen Kunden „Hamburger geräuchert Fleisch und Ochsenzungen“, am 15. März 1788 „Westphälische Schinken 6 Pfund für 1 Thlr.“ und „Ochsenzungen das Stück 12 gGr.“, während bei ihm damals 1 Pfund Braunschweiger Schlackwurst 8 gGr kostete.

## 4. Fische und andere Seetiere

Schon im Mittelalter wurde Braunschweig reichlich mit gedörrten, geräucherten und eingesalzenen Seefischen verschiedener Arten versorgt. Davon wurden in der Taxordnung von 1645 nur Heringe, Rothscher und Stockfisch ausdrücklich genannt, in der Accise-Ordnung von 1672 schon mehr Sorten, nämlich eingesalzener und geräucherter „Lax“, „Rotscheer“, Stockfisch, Rundfisch, Neunaugen, Havelhechte, „Stindt“, frischer „Kablaw“ (= Kabeljau), „Meyfisch“, Rochen, „Netzerahl“, „Oesters“, „Strohbücking“ (= Bückling), „Zahl-Schullen“ (= Schollen), „Mittel-Schullen“, „Kipschullen“, „Malckleuffers oder Plattischen“ und „Rigaische Bütle“ (= Butte). Auch Muscheln gab es schon damals in Braunschweig zu kaufen. Im Winter 1783 führte der Feinkosthändler Claus nach einer Anzeige vom 17. Dezember „alle Woche zweymal frische große und kleine Austern, auch Schellfische, Dorsche, Limburger Neunaugen, Kieler Speckbück-“

linge" neben anderen Delikatessen. 1788 erscheinen hier auf dem Markt holländisches Austernpulver, „*immarginirter Lachs*“, „*immarginierte Heringe*“, „*geräucherter Lachs*“ und „*Sardellen*“.

## 5. Gemüse und Obst

Schon eingangs wurde darauf hingewiesen, daß der Gemüseanbau im Braunschweigischen seit alters sehr bedeutend war. Seine Erzeugnisse nehmen dementsprechend auch in der Accise-Ordnung von 1672 einen breiten Raum ein. Genannt werden Bortfeldische Rüben und „*große Rüben*“, „*Winnigstethisch Kohl*“ (= Kopfkohl aus Winnigstedt), weißer großer Kohl, Mohrrüben, „*Petersilgen-Wurtzeln*“, „*Pastenacken*“, Rote Rüben, Bräuner Kohl, Gurken, „*Lactuken oder ander Salaht*“, Blumenkohl und Artischocken. 1766 bringen die „*Gelehrten Beyträge*“ zu den „*Br. A.*“ einen Aufsatz „*Vom Nutzen des Kopfkohls*“ und einen „*Blumen- und Savoyerkohl und Kohlrabi*“. Seit 1781 erscheinen als Konkurrenten der heimischen Erzeugnisse Teltower und Märkische Rüben in Braunschweig auf dem Markt, 1783 empfahl Feinkost-Claus am 17. Dezember „*rothe Rüben in Gläsern zu 4 und 8 Ggr.*“. 1787 ff. finden wir öfter Mohrrübensaft und „*Keilchenmus*“ (plattdeutsch Kailekenmaus = Holunderbeerenmus) angepriesen, 1788 „*Halberstädtische Zippollen*“ (= Zwiebeln).

Wer Obst begehrte, hatte hierzulande 1672 nach der Acciseordnung die Wahl zwischen Äpfeln, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Pfirsichen, Weintrauben, Zitronen, Pommeranzen, Granatäpfeln und Apfelsinen. Die vier letztgenannten Arten von Südfrüchten wurden allerdings mit hohem Einfuhrzoll belegt. Für 100 „*Citronen*“ mußte man 5 Ggr. Accise bezahlen, für 100 „*Pommerantzen*“ 2 Ggr. und 4 Pfennig, für 100 „*Granat und Apfel von Sina*“ gar 10 Ggr., während ein Himten Apfel oder Birnen mit nur 4 Pfennig Accise belegt war. 1767 wurden am 5. Mai „*Bamberger Zwetschen*“, der *Centn. 4 Thlr.*“ angeboten, der Jahreszeit nach also Dörrobst, wie man es auch hierzulande auf den Dörfern herzustellen pflegte. Im gleichen Jahre behandelte ein Aufsatz in den Gelehrten Beiträgen zu den „*Br. A.*“ „*Bratbirnen, Birnenmus, Senfbirnen, Most- und Ciderbirnen, Apfelmus, Apfelbrodte, Essig- und Cideräpfel*“. 1793 gab es bei Feinkost-Claus nach dessen Anzeige vom 17. Dezember „*saure Kirschen, Rips*“ (= Johannisbeeren) und Weintrauben, „*alles in Gläsern zu 4 und 8 Ggr.*“. Welche reiche Sortenwahl an Äpfeln, Birnen und Kirschen das Land Braunschweig schon um die Jahrhundertwende zu bieten hatte, zeigt uns eine Anzeige des Gärtners Helt „*auf des Kaufmanns Frederking Garten vor dem Wilhelmitore*“ in Braunschweig vom 12. Oktober 1805 und von E. F. L. Henninges auf der Beckenwerkerstraße vom 19. Oktober des gleichen Jahres. Der erste hatte 15 namentlich genannte Apfelsorten zu verkaufen, der zweite „*Schöne gezogene hoch- und niederstämmige Obstbäume, welche aus 61 Sorten Äpfel, 38 Sorten Birnen und 17 Sorten Kirschen bestehen*“.

## 6. Kolonialwaren

Zu den frühesten Erwähnungen von überseeischen Lebensmitteln in Braunschweig gehört eine Eintragung in den allgemeinen Kämmereirechnungen des Rates von 1403 über „*16 punt vighen unde 10 punt mandelen*“, also 16 Pfund Feigen und 10 Pfund Mandeln. Zehn Jahre später erscheint hier auch der Reis, der später sogar dem Landvolk so unentbehrlich wurde, daß er in der Zubereitung als Milchreis mit Zimt, Zucker und geschmolzener Butter auf keiner ordentlichen Bauernhochzeit in Ostfalen fehlen durfte. Aus diesem Grunde mußten die Krämer immer einen ansehnlichen Vorrat an Reis bereithalten. So fanden sich

1650 im Krame Heinrichs von Berge laut Nachlaßinventar 43 $\frac{1}{2}$  Pfund „*Rieß*“, 1656 im Nachlaß des Krämers Hans Weber 37 Pfund davon. Rund 100 Jahre zuvor wurden nach dem Küchenregister des Rates der Stadt von 1555 für ein Festessen zu Ehren des Herzogs Heinrich d. J. 15 Pfund Reis und 15 Pfund Rosinen verbraucht. 1641 hinterließ Statius Salge in seinem Kram einen Korb Rosinen und 24 Pfund „*Corintken*“, 1650 Heinrich v. Berge 35 Pfund „*Corintken*“. Zimt wird unter dem niederdeutschen Namen „*kanneyl*“ in Braunschweig laut allgemeiner Kämmereirechnung zuerst 1391 zum Male St. Autoris erwähnt. In den Nachlaßinventaren des 17. Jahrhunderts begegnet er uns öfters, allerdings immer nur in kleinen Mengen, was darauf schließen läßt, daß er ziemlich teuer war: 1641 bei Statius Salge „*1 Pfundt kurtzen Canneel*“, 1647 „*1/4 Pfund Canneil*“ bei Henning Reimer, 1650 „*1 1/4 Pfund langen Canneil*“ bei Heinrich von Berge, 1656 „*3 Pfundt gantzen undt gestoßen Canneel*“ bei Hans Weber. Auch Muskat scheint kostspielig gewesen zu sein, hielt man es doch für wichtig, im Nachlaßinventar Heinrichs von Berge „*1 Pfund kurtze Muschaten blumen*“ zu verzeichnen. Wesentlich später ist hier Vanille bezeugt, und zwar zunächst nicht in natürlichem Zustande, sondern seit 1769 verarbeitet in Vanilleschokolade.

Zum Süßen nahm man in alter Zeit Honig oder Obstsirup. Rohrzucker, den die Europäer während der Kreuzzüge im vorderen Orient kennen- und schätzen gelernt hatten, wurde seit dem 16. Jahrhundert in verschiedenen Städten raffiniert und zu Zuckerhüten verarbeitet, war aber noch im 17. Jahrhundert so teuer, daß Minderbemittelte ihn sich nicht leisten konnten. In Braunschweig wird „*houtsucker*“, d. h. Hutzucker, zuerst 1500 in den Kammerrechnungen erwähnt. Im 17. Jahrhundert bekam man raffinierten Rohrzucker in Braunschweig nach Ausweis der Nachlaßinventare nicht nur in der Form der Zuckerhüte, so 1641 und 1647, sondern auch als Kandis, der auf ostfälischem Boden schon 1547 als „*sucker-kandi*“ im Kloster Ilsenburg bezeugt war. 1647 fanden sich in Henning Reimers Nachlaß neben einem Hut Zucker weißer und brauner Candies sowie „*roth Zucker*“, 1650 im Nachlaß Heinrichs von Berge ebenfalls „*weiß und braun Candi*“. Im 18. Jahrhundert war der Zucker auch auf dem flachen Lande trotz des hohen Preises schon so sehr begehrt, daß 1764 eine Verordnung für nötig befand, wonach den Dorfkrügern und Hausierern verboten war, Zucker, Kaffee, Tee und Wein an die Landbevölkerung zu verkaufen. Dieses Verbot, das darauf abzielte, durch Verhinderung eines übermäßigen Aufwandes die Steuerkraft der Bauern im Interesse des Staates zu erhalten, hat gewiß ebenso wenig Erfolg gehabt wie die häufigen landesherrlichen Verordnungen gegen das Maien-Hauen, die Fassel-abendsgelage, die Reiterwettkämpfe der Pfingstzeit und den Kleiderluxus der weiblichen Landbewohner, weil es den Behörden an Polizeikräften mangelte, um die Einhaltung der Verordnungen auf den Dörfern überwachen zu können. Die Sorge vor einer Schädigung der heimischen Volkswirtschaft durch den Zuckergenuß wurde ohnehin gegenstandslos, als in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts die ersten Rübenzuckerfabriken im Lande entstanden.

Über den Genuß von Kaffee, Tee und Schokolade im Braunschweigischen wird noch zu berichten sein, wenn von den nichtalkoholischen Getränken des 17. und 18. Jahrhunderts die Rede ist. Hier sei im Zusammenhang mit den Kolonialwaren nur noch abschließend darauf hingewiesen, daß in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts auch Maronen (Eßkastanien), Oliven und Kapern nach Braunschweig gelangten, während Kokosnüsse, Ananas, Pampelmusen, Bananen, Datteln und Tomaten erst im 19.—20. Jahrhundert hier Eingang fanden.

(Schluß folgt.)

## *Aquamanile (Handwassergießer) aus Töpfereien des Oberwesergebietes*

Charakteristische Form und Zierweise bestimmen nicht den Herkunftsort  
einer Keramik

von Erich Sommerfeld

Als Kirchengeräte wurden seit ältester Zeit von den Priestern zum Waschen der Hände vor und nach der Messe und bei der Fußwaschung am Gründonnerstag die Aquamanilen benutzt. Bis zum 15. Jahrhundert sind die Aquamanilen in der Regel als Tiere, als Löwen, Pferde u. dgl. geformt. Hervorragende Stücke wurden von Künstlern aus Bronze gegossen, in Silber oder Gold getrieben.

Zum Waschen der Hände kamen die Aquamanilen auch auf den Burgen in Gebrauch. Die Gabel wurde erst spät erfunden, man führte das am Spieß gebratene Fleisch mit den Fingern zum Munde. Der höfischen Sitte entsprechend reinigte man die fettig gewordenen Finger, indem man aus einem Gießgefäß Wasser über die Hände goß und mit einem Tuch nachtrocknete.

Mit ihrem Einzug auf den Burgen waren die Aquamanilen ein gut verkäuflicher Artikel geworden, was die Töpfer veranlaßte, auch Aquamanilen herzustellen. Dem Zuge der Zeit entsprechend mußten es Tiergestalten werden, doch das Material Ton ließ die Nachahmung realistischer Tiergestalten mit ihren dünnen Beinen wie beim Metall nicht zu, man stilisierte Fabeltiere so weit, bis eine Form gefunden war, die sich zur Massenherstellung eignete. So entstand eine für die herstellende Töpferei ganz charakteristische Form. Abbildung 1 zeigt eine Aquamanile, wie sie in Bengerode-Fredelsloh ausgegraben wurde.



BENGERODE-FREDELSLOH

Aufn.: Sommerfeld (3)

Der Vertrieb dieses Töpfereifundes kann durch zwei Siedlungsfunde bestätigt werden.

Der Kopf einer solchen Aquamanile wurde in Holzminen auf der Burgstelle der Grafen v. Everstein ergraben. Form, Zierat und Material entsprechen genau dem Töpfereifund aus Fredelsloh. Töpfereifunde und Siedlungstücke derselben Type können Datierungshinweise geben. Von der Burg in Holzminen



wissen wir, daß sie spätestens in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts verlassen wurde. Eine Nennung des Namens Bengerode vom Jahre 1528 läßt nicht erkennen, ob der Ort schon wüst oder noch im Betrieb war.

Scherbenfunde auf der Burg der Grafen v. Everstein auf dem Burgberg (zwischen Solling und Vogler) lassen eine frühere Datierung zu. Das Stammhaus der Grafen v. Everstein wurde 1493 abgerissen und dem Erdboden gleichgemacht. Die gefundenen Scherben gehören unverkennbar Aquamanilen aus Fredelsloh an. Vergesellschaftet lagen diese Scherben mit Scherben von Ofenkacheln, wie sie W. Jansen in Königshagen formengleich gefunden und um oder vor 1420 datierte. (W. Jansen: Zur Typologie und Chronologie mittelalterlicher Keramik.) Ich glaube, man kann mit ruhigem Gewissen sagen, daß die Aquamanilen aus Bengerode-Fredelsloh um die Mitte des 15. Jahrhunderts im Gebrauch waren.

Ich glaubte, eine für Fredelsloh charakteristische Type in diesen Aquamanilen gefunden zu haben, und die Herkunftsfrage schien geklärt. Da schickte mir ein Bekannter aus dem hessischen Raum das Foto (Abbildung 3) einer Aquamanile und fragte nach dem Verwendungszweck. Nach dem Bild zu urteilen schloß ich sofort auf Ware aus Fredelsloh und bat um Ansicht. Als mir das Stück gezeigt wurde, war klar, daß es ein ganz anderes Tonmaterial war, und dann kam heraus: diese Aquamanile wurde in einer Abfallgrube mit Fehlbränden der ehemaligen Töpferei in Gottsbüren im Reinhardswald ausgegraben.

Man erkennt an diesem Beispiel wie kompliziert die Herkunftsfrage einer Keramik dadurch wird, daß eine für eine bestimmte Töpferei charakteristische Type formengleich in anderen Töpfereien hergestellt wurde. Form und Zierweise einer Keramik entscheiden also nicht klar die Herkunft einer Keramik, der Materialvergleich bleibt ein alles bestimmender Faktor.

GOTTSBÜREN, Kr. Hofgeismar





# AUS DER HEIMATPFLEGE

## *Olseen in der Lüneburger Heide*

von Ellen Weber-Oldecop

An der Bundesstraße 3 zwischen Burgdorf und Celle befindet sich in der Nähe von Ehlershausen eine Kiesgrube von beträchtlicher Größe, die vor etwa drei Jahren von einer mineralölverarbeitenden Firma mit einem aus Ölresten und Chemikalien bestehenden Schlamm gefüllt wurde. So entstand ein riesiger „Olsee“, der bei flüchtigem Hinsehen allerdings nicht als solcher erscheint, sondern wie ein normaler See aussieht. Dieser Täuschung unterliegen auch Wasservögel und Kleinsäuger, so daß die spiegelnde Oberfläche des vermeintlichen „Sees“ jedes Jahr für viele tausend Tiere zu einer Todesfalle wird, aus der sie sich nicht wieder befreien können und elendiglich umkommen. Vor allen Dingen in der Zeit des Vogelzuges lassen sich ganze Schwärme von Wasservögeln auf dem Ölschlamm nieder und versinken darin.



Oberfläche eines Olsees  
in der Lüneburger Heide

Aufn. E. Weber-Oldecop

Dieser „Olsee“ südlich von Celle ist leider nicht der einzige in der Lüneburger Heide, wahrscheinlich aber der größte. Gesetzliche Handhabe zur Beseitigung dieser Kulturschande gibt es bis jetzt nicht, es sei denn, es wird in der Nähe Trinkwasser gewonnen. Außerdem kostet die Beseitigung mehrere hunderttausend Mark. Den Mißständen müßte gleich in den Anfängen gewehrt werden, wie es kürzlich bei Gifhorn geschah. Nachdem einige Stück Rehwild in einen entstehenden „Olsee“ von etwa 60 mal 60 m Größe gelaufen und qualvoll umgekommen waren, mußte auf Protest die Firma, die den „Olsee“ verursacht hatte, den Schlamm auspumpen und das ölverschmierte Erdreich verbrennen lassen.

(Nachwort der Schriftleitung: Wie wir kürzlich erfuhren ist in der Zwischenzeit, nachdem der vorstehende Bericht geschrieben und gesetzt worden war, der erste „Stein des Anstoßes“ beseitigt worden, indem dank der Opferbereitschaft privater Spender der Olsee zwischen Burgdorf und Celle mit Erdreich zugeschoben und trockengelegt werden konnte. Gleichwohl erschien es uns wichtig, auf die Gefahren solcher industrieller Rückstände in der Landschaft für die heimische Tier- und Pflanzenwelt hier warnend hinzuweisen.)

# AUFRUF

## zur Sammlung alten bäuerlichen, hauswirtschaftlichen und handwerklichen Geräts für das Braunschweigische Landesmuseum für Geschichte und Volkstum

Die technischen Umwälzungen, die sich seit dem letzten Kriege in allen Lebensbereichen vollzogen haben und immer noch weiter vollziehen, haben dazu geführt, daß die seit Jahrhunderten in der Landwirtschaft, in der Hauswirtschaft und im Handwerk verwendeten Gegenstände aus Holz, Knochen, Leder, selbst-erzeugten Textilien, Schmiede- und Gußeisen, Kupfer, Messing, Zinn und Stein heute nicht mehr gebraucht werden. Anstelle der alten Werkstoffe sind neue getreten, und mit den Fortschritten in der Arbeitstechnik haben die Fahrzeuge, Werkzeuge und anderen Gegenstände des täglichen Gebrauchs auch neue Formen erhalten.

Die veralteten Gegenstände werden nicht mehr gebraucht. Soweit sie aus vergänglichem Material bestanden, droht ihnen in Ermangelung regelmäßiger Pflege der natürliche Verfall: dem Holz durch den Holzwurm, den Textilien durch Motten, dem Eisen durch den Rost. Wo solche Gegenstände im Wege sind, werden sie beseitigt, um dem Neuen Platz zu machen. Die alten Holzsaen werden verbrannt, die alten Metallsachen dem Schrottsammler mitgegeben. So schwinden Monat für Monat und Tag um Tag immer mehr Zeugnisse von der Arbeitswelt der alten Generation unwiderbringlich dahin. Muß das sein?

Das Braunschweigische Landesmuseum für Geschichte und Volkstum möchte gern alles historische Gerät aus den Lebensbereichen der Landwirtschaft, der Hauswirtschaft und des Handwerks sammeln und für die Nachwelt bewahren, um jeder neuen Generation durch Ausstellungen vor Augen zu führen, wie viel Mühe, Fleiß und Geschicklichkeit unsere Vorfahren darauf verwenden mußten, um alles das für des Leibes Notdurft und Nahrung zu schaffen, was heute mit modernen Hilfsmitteln so viel leichter und schneller gemacht werden kann. Manches Gerät ist zwar schon im Museum vorhanden, aber um ein möglichst vollständiges Bild von der Entwicklung der Technik und Wirtschaft in unserer Heimatlandschaft während der letzten 100 Jahre bieten zu können, bedarf es einer planmäßigen Füllung aller Lücken in den Sammlungsbeständen. Was hier hauptsächlich noch fehlt, ist in der folgenden Liste verzeichnet. Natürlich sind darüber hinaus auch alle sonstigen Gegenstände aus den genannten Lebensbereichen willkommen, die noch nicht fabrikmäßig hergestellt wurden.

Es ergeht an alle Haushaltungen, landwirtschaftlichen und handwerklichen Betriebe in Stadt und Land die Bitte, dem Landesmuseum bei dieser Erfassung des veralteten Geräts zu helfen. Geben Sie bitte auf der der beiliegenden nicht zu frankierenden Postkarte Nachricht, wo welche Gegenstände zur Abholung durch das Museum bereitstehen. Sie leisten dadurch einen wichtigen Beitrag zur Kulturpflege in der Gegenwart und Zukunft, wenn Sie entbehrlich gewordene historische Geräte und dergleichen dem Museum zuführen, statt sie dem Untergange preiszugeben. Der Dank des Museums und aller derer, die künftig solche Dinge aus vergangenen Wirtschaftsepochen in Ausstellungen des Museums besichtigen können, wird Ihnen gewiß sein! Falls Sie selbst nichts anzubieten haben, bitten wir Sie, diesen Anruf an Ihre Bekannten weiterzuleiten.

## I. Ackerwirtschaft und Gartenbau

Gesucht werden an Arbeitsgeräten

die verschiedenen Schaufelformen (*Blaatschüffele, Hohlschüffele* usw.),

die verschiedenen Spatenformen (*Schute, Spa'en, Roiwespagen* usw.),

die verschiedenen Hackenformen (*Kornhacke, Roiwehacke, Patthacke* usw.),

die verschiedenen Geräte zur Schärfung und zum Schutz der Sense (*Stawel* oder *Stapel, Saißenhamer, Streke, Saißenschaie*),

die verschiedenen Gegenstände zum Absondern des Korns und Flachssamens von der Spreu (*Worpschüffele, He'engeffele, Kissebesen, Schünenharke, Rollsieb, Kaafkiepe, Scheppekieve, Reeskorb, Kornklapper* oder *Windfege, Leinklapper* usw.),

die verschiedenen Geräte zur Ackerbearbeitung (*Schlicht- und Ringelwalze, Reihenzieher* oder *Slüngel, Extirpator* oder *Pater, Wanzleber Pflug* und andere alte Pflugtypen, *Klümper, Raalstäker* usw.),

die verschiedenen Geräte zur Gartenbearbeitung (*Vorpaal, Vorstaken, Hippe* oder *Häip* bzw. *Höip, Schuffelisen, Kraatscher* oder *Kraatschmest, Arftenträer, Bohnentritt* usw.),

die verschiedenen Gegenstände für Saat und Ernte (*Saatschwinge, Saatlaken, Wiesenharke, Heuforke, Heureiter [-rüter], Heuseil, handgebundene Strohschleie* verschiedener Machart wie *Krack-, Krütz- und Strutzseil, Korn- und Hopfensack, Kartoffelroder* verschiedener Arten usw.),

an Fahrzeugen:

Ackerwagen alter Bauart mit Holzrädern und allem Zubehör wie Nüssen (*Ließen* oder *Stöndeln*), *Rungen, Mistflechten, Ernteleitern* und anderen Aufbauten für Mist-, Ernte-, Holz- und Steinführen, Hemmzeug (*Sparrtüüch*) zum Bremsen, *Spannkette, Wagenwinde, Schoßkelle, Wagenkorb, Wagenlaterne, Wagenlaken (Slachlaken)* usw.,

Jauchewagen oder Wasserwagen mit Jauche- und Wasserfaß (*Kaupe*),

alle Arten ein- und zweirädriger Zug- und Schiebekarren wie *Hohl- oder Kastenkarre, Zug- oder Kippkarre (Tochkare), Karrenseil (Schuufseelen)* usw.,

Kastenwagen für Erzführen am und im Harze (*Höhlewagen*),

Kutschwagen aller Arten, wie *Korb-, Pörsch- und Köärwagen* usw.,

Pferdeschlitten für Personen (*Korbschlitten, Rüünsche Schlitten* usw.),

Pferdeschlitten für Geräte (*Plauchslepe, Waterslepe, Eggen- oder Oitsle'en, Meßsle'en* oder *Meßslepe* usw.),

Dreschmaschinen alter Bauart und Selbstbinder verschiedener Systeme.

## II. Viehwirtschaft und Imkerei

Alle Stallgeräte wie *Grepe*, *Misthaken*, *Hille* oder *Hilte* für Pferde, Schafe und Ziegen, *Pferde- und Kuhkrippen*, *Pferde- und Kuhketten*, *Kammböggel* zum Anbinden der Kühe, *Notstall* für den Hufbeschlag unruhiger Pferde und Ochsen, *Stötetroch* oder *Stumpeltroch* zum Zerstoßen des Schweinefutters, *Farkentrüel* und *Kattentrüel* aus Holz, beweglicher *Schweinekoben*, *Kükenkorb*, *Hühnerkiepe*, *Schafhürden*, *Schafschiere*, *Wassertroch* aus Sandstein (*Waterstain* oder *Putzestain*) zum Tränken des Viehes, *Schraatsack* für Schrotfutter, *Futterbeutel* für Pferde, *Melkschemel*, *Melkeimer* mit hölzernem *Melkkreuz* usw.,

alle Kuhglockenarten des Herdengeläuts in den verschiedenen Tonhöhen vom *Owerstump* bis zur *Lammschelle* sowie alle Arten von Schaf- und Ziegen-*schellen*, jeweils mit den zugehörigen *Holzbügeln*,

das vollständige *Zuggeschirr* für Pferde, Ochsen und Kühe, darunter *Halster* oder *Halter*, *Helsich*, *Bettel*, *Hörnkumpe*, *Kammdeckel*, *Brustblatt*, *Sielenkissen*, *Hals-*, *Bauch-* und *Schwanzriemen*, *Haketüüch*, *Lanken*, *Laittoggel*, *Plauchlienich*, *Scheuklappen* usw.,

die verschiedenen Arten von *Fuhrmannspeitschen* (*Swöppe*, *Pietsche*),

die verschiedenen Formen des *Bienenkorbes* (*Immenkiepe*), *Immentrüel*, *Wachs-* und *Honigpresse* und die persönliche Ausrüstung des Imkers,

sämtliche Ausrüstungsgegenstände der Kuh-, Schaf- und Schweinehirten, wie, *Blashorn*, hölzerne *Signalklapper*, *Ranzen*, *Spitzbare*, *Klinkerküle*, Behälter und Instrumente für die Behandlung kranker Tiere usw.

## III. Hauswirtschaft

an *Einrichtungsstücken* der *Küche* und *Speisekammer*:

*Speiseschrank* (*Ätelschapp*), *Kannenbört*, *Milchbört* und *Milchblänke*, *Milchsatten*, *Milch-* und *Käsenäpfe* verschiedener Formen, *Milch-Zentrifuge* mit Handantrieb (*Kreckelmaschine*), *Butternäpfe* in verschiedenen Größen (*Punds-napp* usw.), figürliche *Butterformen* aus Holz, *Seihtücher* zum Durchsiehen von Milch und Obstsaft, *Fruchtpresse*, *Rüben-Handmühle*, *Kastroll-Einsatz* im Herd für Warmwasser, *Kohlscharwemest*, *Maurenkraatscher*, *Schmortopf*, *Flottopf*, *Milchtubben*, *Kessel* und *Näpfe* für *Milchreis*, *Mehlfaß* und *Mehlkiste*, *Wäschstein* und *Wäschtonne* für *Küchenspüllicht* zum Schweinefutter usw.,

an *Gegenständen* der *Wäsche-* und *Zeugbehandlung*:

*Bükefaß*, *Büketubben*, *Büketonne*, *Stunz* oder *Stünschen*, *Waschholt* zum Klopfen der Wäsche, *Mangelbretter*, *Kloppeitsche* mit mehreren Lederriemen zum Reinigen des Zeuges usw.,

an *Hohlmaßen*:

sämtliche Größen von *Hohlmaßen* f. Korn, Hülsenfrüchte u. ä. (*Lock*, *Mette*, *Veerfaat* oder *Vairfaat*, *Veert*, *Himpen*, *Scheppel*), das *Striekholt* zum Abstreichen der überschüssigen Masse,

sämtliche Größen von Flüssigkeitsmaßen (*Ort, Quart, Quartier, Ohsel* oder *Nöbel, Halwößeln, Stöweken, Suermaat, Melkmaat* usw.),

an sonstigem Hausrat:

Fußbänke verschiedener Art (*Hutschen*), Ofenkruck aus Holz zum Ausräumen der Kohlen aus dem Backofen, *Fliegenklappe, Mause-, Ratten- und Maulwurfsfalle, Fläerfittik* zum Staubwischen, *Handuhle* zum Säubern der Zimmerdecken, *Scheuerbesen* aus trockenem Heidekraut zum Scheuern von Holzgefäßen, *Reisesack (Snappsack)*, *Felleisen, Brotbeutel* oder *Stückendauk* zum Frühstück außerhalb des Hauses, sämtliche Arten geflochtener Hand- und Rückentragekörbe, sämtliche Arten alter Beleuchtungskörper usw.

#### IV. Handwerk

sämtliche Geräte und Werkstatteinrichtungen des Schusters,  
sämtliche Geräte und Werkstatteinrichtungen des Schneiders,  
sämtliche Geräte und Werkstatteinrichtungen des Sattlers,  
sämtliche Geräte und Werkstatteinrichtungen des Stellmachers,  
sämtliche Geräte und Werkstatteinrichtungen des Drechslers,  
sämtliche Geräte und Werkstatteinrichtungen des Mollenhauers,  
sämtliche Geräte des Zimmermanns,  
sämtliche Geräte des Maurers und Tünchers,  
sämtliche Geräte des Steinhauers und Wegebauarbeiters,  
sämtliche Geräte des Waldarbeiters und Köhlers,  
sämtliche Geräte zur Hausschlachtung, wie *Slachteschaie* mit Messern und Gabeln, *Strikestahl, Wosteblock, Hackmesser* und mehrklingige *Wiegemesser, Wosteboggel* zum Füllen der Därme, *Schlachtewanne (Schote), Insooletroch, Krümmeling* zum Aufhängen des Schweines, *Wostemollen* verschiedener Größen usw.,  
sämtliche Geräte und Einrichtungsgegenstände zur Bäckerei (auch Hausbäckerei), wie *Gasterholz, Haller, Teigtrog* und *Teigschrape, Teiglaken, Kuchenformen, Brotstempel, Kuchenbretter* usw.,  
sämtliche Geräte des Dorfbarbiere und der Dorfhebamme einschließlich der einfachen Instrumente zum Zahnziehen, Aderlassen, Schwärenaufstechen, Blutstillen usw.

#### V. Kinderspiel

Selbstgefertigte Lärminstrumente aus Holz (*Plockiloiitje, Klappbüsse, Murkepott, Quarre, Rattere* usw.),  
selbstgefertigte Schußwaffen (*Pusterrohr* mit *Püstchen* oder *Flüchtchen, Schleudern* verschiedener Arten, *Armbrust* mit *Plüjjohr-Bolzen, Strentjebüsse* zum Wasserspritzen u. ä.),  
Spielkugeln aus Ton, Stein oder Glas (*Marmeln*), Spielsteine (*Pieleken*), Spanneisen usw.,  
hölzerne Pferde und Wagen, Schaukelpferde, alte Puppen, Puppenstuben, Würfelspiele usw.

# *Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1967*

## 1. Vorträge und Studienfahrten

Auch 1967 begann wie in den Vorjahren die Reihe der öffentlichen Veranstaltungen mit einer Fahrt zum gemeinsamen Schlachtest-essen. Sie brachte diesmal die Teilnehmer am 21. Januar nachmittags nach Wendhausen und Lehre. In Wendhausen wurde die Pappfabrik besichtigt, nachdem der Firmeninhaber Dipl. Ing. Niemann im Kantineerraum über die Geschichte des aus einer Papiermühle des Gutes hervorgegangenen Werkes und seine heutige Produktion berichtet hatte. Auf diesen aufschlußreichen Einblick in einen Zweig der heimischen Industrie folgte in der Gastwirtschaft „Zum goldenen Löwen“ in Lehre die praktische Beschäftigung mit einem anderen, noch wichtigeren Bereich der braunschweigischen Wirtschaft, dem Nahrungsmittelgewerbe. Zu diesem Zwecke hielt der Wirt zweierlei Angebote von Schlachte-Essen bereit, und zwar wahlweise Braunkohl mit Brägenwurst oder reichlich mit verschiedenen Wurstsorten und Sauerfleisch belegte kalte Platten. Als alle Teilnehmer sich daran gütlich getan hatten, unterhielt sie Kreisheimatpfleger Fr. Behrbohm aus Wendhausen mit einem launigen Bericht über „Berühmte Wendhäuser“, wobei die zwielichte Gestalt des Ministers Graf Dehn aus dem 1. Drittel des 18. Jahrhunderts im Mittelpunkt stand.

Am 3. März hielt Dr. E. Klages von der Pädagogischen Hochschule in Hannover im Dormitorium des Br. Landesmuseums einen Lichtbildervortrag über „Oberjägermeister G. F. von Langen und die Veränderung der Waldlandschaft des Harzes seit dem 18. Jahrhundert“ als Auszug aus seiner noch ungedruckten Dissertation. Er behandelte hauptsächlich den Wandel des Landschaftsbildes in der Umgebung von Braunlage, der durch die Versuche v. Langens zum Torfabbau und zum frühen Kartoffelanbau bedingt war.

Die Jahreshauptversammlung am 13. April wurde ebenfalls im Landesmuseum abgehalten. Zunächst berichteten im geschäftlichen Teil der Vorsitzende über die Vereinsarbeit im Jahre 1966, der Schatzmeister über Einnahmen und Ausgaben der Vereinskasse im gleichen Zeitraum und Herr Böer über das Ergebnis der Kassenprüfung, bei der alles in bester Ordnung befunden worden war. Nachdem auf seinen Antrag die versammelten Mitglieder dem Vorstände Entlastung erteilt hatten, folgte ein Lichtbildervortrag von Kreisoberbaurat Karl Kalanke über „Die Veränderung des Ortsbildes im Landkreis Braunschweig und ihr gesellschaftspolitischer Hintergrund“. Er zeigte auf, wie einerseits der Strukturwandel in der Landwirtschaft mit dem Wüstwerden nicht mehr bewirtschafteter und der Verlegung betriebsfähiger, aber allzu eingegengter Höfe in die Feldmark das Gesicht der alten Dorfkerne in Mitleidenschaft zieht und wie andererseits der Zug vieler Stadtbewohner und städtischer Industriebetriebe zur Umsiedlung auf das flache Land an den Dorfrändern die Gefahr der Zersiedlung der Landschaft mit sich bringt. Um alle diese neuen Probleme meistern zu können, bedarf es einer weitblickenden wirtschafts- und sozialpolitischen wie bau- und landschaftspflegerischen Planung seitens der Kreisverwaltung.

Die halbtägige 1. Studienfahrt des Sommerhalbjahrs ging in die Landschaft am Großen Bruch und Heeseberg. Zunächst gab Landwirt Modrow aus Watenstedt an der Zonengrenze bei Mattierzoll in einem Einführungsvortrag einen Überblick über die nach dem 2. Weltkriege durchgeführten organisatorischen und technischen Maßnahmen zur Meliorierung des Großen Bruches und deren günstige Auswirkungen auf die landwirtschaftlichen Erträge der angrenzenden Ländereien. Dann bot die Fahrt auf der neuen Betonstraße parallel zum Bruchgraben bis Beierstedt den Teilnehmern Gelegenheit, sich selbst von den Erfolgen der Meliorierung für die Landwirtschaft wie für das Landschaftsbild zu überzeugen. In Watenstedt führte Dr. H. A. Schultz zur hoch über dem Ort aufragenden mittelalterlichen, St. Stephanus und St. Petrus geweihten

Kirche und erklärte von der beherrschenden Höhe den weiten Rundblick über das Bruch zu den jenseits der Zonengrenze liegenden Landschaftsteilen unserer ostfälischen Heimat. Nach der Kaffeetafel wurde die Fahrt in östlicher Richtung fortgesetzt. Der nächste Halt galt dem Besuch der „Hünenburg“, einer vorgeschichtlichen Wallanlage, auf deren Wallkrone Dr. Franz Niquet über die bronze- und eisenzeitliche Besiedlung und Dr. W. Flechsig über die Ortsnamen der Umgegend sprachen. Nach kurzer Weiterfahrt wurde auf dem neuen Parkplatz am Waldrande des Heeseberges wieder ausgestiegen, um unter Führung von Dr. W. Hartwich die eigenartige, unter Naturschutz stehende Trockenrasenflora vor dem Südrande des Kammwaldes kennen zu lernen. Das letzte Fahrtziel war der vorbildliche Parkfriedhof bei Jerxheim, wo noch einmal, nun bei sinkender Abendsonne, der Ausblick über das tief zu Füßen liegende Bruchgebiet zum Süden in Richtung auf den Harz genossen werden konnte.

Auf der ganztägigen 2. Studienfahrt wurde der ehemals braunschweigische Weser-kreis Holz mind en bereist. Das erste Ziel war die Porzellanmanufaktur Fürstenberg, deren technische Einrichtungen und Erzeugnisse Direktor Beyer zeigte. Dann fuhr man zum Mittagessen nach Holz mind en. Nach der Mittagspause führte Kreisheimatpfleger Sommerfeld auf einem Stadtrundgang zu den sehenswertesten Baudenkmalen aus dem Mittelalter und dem 17./18. Jahrhundert. Anschließend bestieg man wieder den Autobus, um den weiteren Nachmittag in der würzigen Waldesluft des Sollings zu genießen. Nach der Kaffeetafel in Neuhaus wurde der Besuch des nahegelegenen Wildparkes unter Führung durch den zuständigen Revierförster zu einem besonders schönen Naturerlebnis, das auf der abendlichen Rückfahrt nach Braunschweig noch lange nachwirkte.

Am 20. August folgte die ganztägige 3. Studienfahrt. Sie brachte den Heimatfreunden einen Teil der Lüneburger Heide gerade während der Zeit der Heideblüte nahe, der von Braunschweig aus ziemlich selten aufgesucht wird, nämlich den Kreis Fallingb o st el. In Walsrode wurde zunächst das Bauernhausmuseum mit seinen völkischen, ortsgeschichtlichen und an Hermann Löns erinnernden Sammlungen besichtigt. Nach dem Mittagessen in der Walsroder Waldwirtschaft „Eckernworth“ fuhr man weiter zu der stimmungsvoll im Grünen eingebetteten kleinen Dorfkirche von Meinerdingen und zum Naturschutzgebiet Lönshain bei Fallingb o st el, wo sich Gelegenheit zu einem ausgedehnten Spaziergang durch die blühende Heide und die prächtigen Wacholderbestände zum Löns-Grab bot. Von dort ging es weiter nach Fallingb o st el hinein zum Freilichtmuseum mit seinen vom Truppenübungsplatz hierher versetzten bäuerlichen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden. Nach der Kaffeetafel in der Gaststätte „Luisenhöhe“ bei Walsrode hatte jeder Fahrtteilnehmer genügend Zeit, um den nahegelegenen einzigartigen Vogelpark kreuz und quer zu durchstreifen und den schönen Nachmittag voll auszukosten, bevor die Rückreise nach Braunschweig angetreten wurde.

Für die halbtägige 4. Studienfahrt am 16. September waren abseits gelegene und daher bei Harzreisen gewöhnlich zu Unrecht vernachlässigte Sehenswürdigkeiten in der Umgebung von Goslar als Anziehungspunkte ausgewählt worden. Besichtigt wurden unter Führung von Dr. H. A. Schultz die Überreste des Klosters Riechenberg mit der im Stil der Steinmetzschule von Königsutter geschmückten romanischen Krypta sowie oberhalb von Goslar der Klusfelsen und der angrenzende Petersberg mit den 1871 ausgegrabenen Grundmauern der romanischen Stiftskirche St. Petri. Dort ergriff nach Dr. Schultz auch Dr. W. Hartwich das Wort, um von diesem beherrschenden Punkte aus den geologischen Aufbau des Harzrandes und seines Vorlandes bei Goslar zu erklären. Leider nahm die Nebelbildung des diesigen Tages während der anschließenden Kaffeetafel in der Berggaststätte auf dem Steinberg so stark zu, daß Dr. Hartwich danach bei seinen weiteren geologisch-wirtschaftsgeographischen Ausführungen auf der Terrasse der Gaststätte mit dem Blick auf den unsichtbar gewordenen Rammelsberg die Phantasie der Zuhörer statt des lebendigen Augenscheins in Anspruch nehmen mußte. Trotzdem blieben die Teilnehmer bis zum Ende der Fahrt wie immer bei bester Laune und froh beeindruckt von allem, was sie gesehen und gehört hatten.

Für das, was uns das Wetter am 16. September versagt hatte, wurden wir bei der 5. und letzten Studienfahrt am 14. Oktober vollauf entschädigt. Bei strahlender Sonne und wolkenlosem Himmel ging es in die Landschaft zwischen Fuhse und Hämeler Wald. In Steinbrück am Fuhseübergang wurden die braunschweigischen Heimatfreunde von Superintendent Meyer-Roscher aus Hoheneggelsen empfangen und nach einem einleitenden Vortrag über die Umgestaltung des Kehrriederturms der ehemaligen hildesheimischen Bischofsburg zu einem stimmungsvollen Kulturraum der evangelischen Kirche durch das Burggelände geführt, wobei besonders die neu hergerichtete Jürgen-Wullenweber-Gedenkstätte einen starken Eindruck hinterließ. Steinbrück ist ein treffliches Beispiel dafür, wie man praktische Denkmalpflege betreiben kann, wenn man für ein historisches Bauwerk einen sinnvollen neuen Verwendungszweck findet und dazu die erforderlichen Mittel durch zielbewußte Werbearbeit zu beschaffen versteht. Das ist in diesem Falle hauptsächlich der unermüdlichen Initiative des Superintendenten Meyer-Roscher zu danken. Das nächste Ziel war die Archidiakonatskirche in Hohenhameln an dem noch durch mittelalterliche Kreuzsteine als alte Gerichtsstätte gekennzeichneten Tie-Platz. Im Innern der Kirche berichtete der Ortsgeistliche über deren Geschichte und die vor kurzem beendete Restaurierung. In Equord übernahm Dr. H. A. Schultz selbst wieder die Führung durch die Barockkirche, die als einer der in Ostfalen ganz seltenen kuppelgekrönten Zentralbauten nach römischem Vorbild immer wieder das lebhafteste Interesse der Kunstfreunde auf sich zieht. Den geselligen Ausklang dieser Fahrt und damit zugleich der ganzen sommerlichen Studienfahrten bildete die Kaffeetafel in der Gaststätte „Zum Burggarten“ bei Peine.

Die Reihe der winterlichen Veranstaltungen eröffnete ein Vortrag von Pastor Dr. Kurt Kronenberg aus Bad Gandersheim über „Das Stift Gandersheim als Kulturzentrum vom Mittelalter bis zur Barockzeit“ am 7. Dezember im Dormitorium des Braunschweigischen Landesmuseums. Der Redner, seit vielen Jahren durch zahlreiche Veröffentlichungen über Teilgebiete seiner gründlichen Forschungen zur Geschichte der Stadt, des Stiftes und des Amtsbezirks Gandersheim bekannt, gab hier einen zusammenfassenden Überblick über die Schwerpunkte der Gandersheimer Kulturlaute von der Zeit der dichtenden Nonne Hroswitha über die Epochen der baufreudigen und kunstliebenden Fürst-äbtissinnen des 16.—18. Jahrhunderts bis zu den letzten Tagen des selbständigen Reichstifts unter der Regierung der feingebildeten Fürstäbtissin Auguste Dorothea von Braunschweig. Ein- und ausgeleitet wurde der Vortrag durch kleine Orgelstücke des 16. und 17. Jahrhunderts von Samuel Scheidt, Anton Nikolaus Vetter, Bernhard Schmid und Johann Pachelbel, die Frau Hilde Pfeiffer-Dürkop auf dem Positiv des Landesmuseums aus dem Jahre 1805 zu Gehör brachte.

## 2. Monatsversammlungen

Die monatlichen geselligen Zusammenkünfte der Mitglieder mit Kurzreferaten und Aussprachen in der „Badeschänke“ an der Badetwete in Braunschweig fanden am 5. Januar, 2. Februar, 6. April, 11. Mai, 1. Juni, 10. August, 7. September, 5. Oktober und 2. November 1967 statt. Der Juli war, wie gewöhnlich, veranstaltungsfrei. Im März und Dezember fielen die Monatsversammlungen aus, weil an den ersten Donnerstagen dieser Monate öffentliche Vortragsabende angesetzt waren. Es sprachen mit Lichtbildern Kreisheimatpfleger Fr. Behrbohm aus Wendhausen über „Denkmalpflege in Dänemark und Schweden“, Walter Fanger über „Die Entwicklung des Helmes durch zweieinhalb Jahrtausende“, Dr. Wolf Hartwich über „Floristische Streifzüge mit der Kamera durch die Heimat“, Forstmeister a. D. Rudolf Paes aus Bodenstedt über „Heimatsforschung und Heimatpflege im Dorfe Bodenstedt“ und Studienrat i. R. Gerhard Schridde über „Helgoland, verlorene und wiedergewonnene Heimat“, „Heimatpflegerisches rund um die Benediktenwand“ sowie „Die oberbayrischen Seen und die Heimatpflege“. Dr. H. A. Schultz zeigte und erläuterte „Aquarelle heimischer Orts- und Landschaftsansichten von Max Römer“ und leitete, wie im Vorjahre, ein vergnügliches Ratespiel unter dem Motto „Kennst du die Heimat?“ mit noch nicht vorgeführten Farbdias aus dem heimatkundlichen Bildarchiv unseres Landesvereins.



### 3. Arbeiten des Vorstandes

Der Vorstand trat in der Geschäftsstelle im Braunschweigischen Landesmuseum am 5. Januar, 2. Februar, 6. April, 6. Juli, 10. August, 7. September, 2. November und 7. Dezember zu Sitzungen zusammen. Behandelt wurden dabei organisatorische Fragen, wie die inhaltliche Gestaltung der Vereinszeitschrift, die Entwicklung der Einnahmen und Ausgaben der Vereinskasse und die Mitgliederbewegung, sowie die Planung von Studienfahrten und Vortragsabenden. Erörtert wurden ferner Aufgaben der Heimatpflege, wie der dem Bundestag vorliegende Entwurf einer für den Heimatschutz ungünstigen Novelle zum Wohnungsbaugesetz, die Gefährdung der großen Platane am Gaußberg in Braunschweig durch neue Verkehrsplanungen, die geplante Umgestaltung der Grünanlagen auf dem Marktplatz in Schöppenstedt, die Gefährdung des Spohr-Geburtshauses an der Mönchstraße, der drohende Abbruch des Schlosses in Groß Schwülper, die Verunstaltung des Geländes der ehemaligen Lüersburg bei Rieseberg durch wildes Abladen von Schutt, die Pläne um die künftige Verwendung des Pächterhauses und des dahinter befindlichen Stallgebäudes in Riddagshausen, Abholzungen im v. Pawelschen Holz für den Bau von Wohnhäusern, die Zukunft des Parkes hinter dem Amtsgericht in Vechelde, Beiträge des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz zur „Roten Mappe“ des Niedersächsischen Heimatbundes für den nächsten Niedersachsentag und anderes mehr. Auf Grund der Beratungen wurden schriftliche Eingaben an die Bundestagsabgeordneten des Verwaltungsbezirks Braunschweig, an das hiesige Verwaltungspräsidium und die Stadtverwaltungen in Braunschweig und Schöppenstedt gerichtet. Dr. H. A. Schultz vertrat unsere Interessen als stellvertretender Vorsitzender unserer Dachorganisation, des Niedersächsischen Heimatbundes, auf dessen Vorstandssitzungen und als Beiratsmitglied im Programm-ausschuß des Norddeutschen Rundfunks. FI

### Neues heimatliches Schrifttum

Hans Ehlers, Greene im Wandel der Zeiten. Verlag Heckner, Bad Gandersheim 1967. 100 S. auf Kunstdruckpapier mit 32 Abbildungen, kartoniert mit farbigem Schutzumschlag von H. und S. Thate.

Das ansprechende, gut ausgestattete Büchlein, das vom Heimat- und Verkehrsverein Greene herausgegeben wurde, ist eine gekürzte Neuauflage der längst vergriffenen Greener Chronik, die Hans Ehlers unter dem Titel „Führer durch Greene“ 1934 veröffentlicht hatte. Die Kürzungen betreffen hauptsächlich die in der ersten Auflage sehr ausführlich gebrachten Angaben zur Geschichte der einzelnen Greener Bauernhöfe. Hinzugekommen ist dafür die Darstellung der Entwicklung des Ortes von 1934 bis 1967. Der völlig neu gefaßte Abschnitt über die Greener Kirche wurde übernommen aus einer kleinen Sonderschrift „Die St. Martinskirche in Greene“ von Hans Ehlers, die das Landeskirchenamt der Braunschweigischen evangelisch-lutherischen Landeskirche 1965 in Wolfenbüttel herausgegeben hatte.

Die neue Schrift gliedert sich in die Abschnitte „Geschichtliches“, „Das Bauerndorf“, „Gang durch den Ort“, „Die Burg Greene“ mit den Unterabschnitten „Burgsagen“ und „Die Umgebung der Burg Greene“ sowie den Abschnitt „Die Kirche“ mit Unterabschnitten über den Kirchplatz, das Pfarrhaus, den Pfarrgarten, die Prediger, das Kirchspiel Greene, die Helfer im Kirchenamt, die Kirchen- und Pfarrländerei.

Der als Erforscher des braunschweigischen Leinetals unermüdlich fleißige Verfasser hat auch die aus dem „Führer durch Greene“ von 1934 übernommenen alten Abschnitte seiner Darstellung sorgfältig überarbeitet und auf den neuesten Stand seines Wissens gebracht. Da er obendrein alles Wissenswerte in angenehm flüssiger Darstellungsweise mitteilt, wird sein neuestes Werk sicher die ihm im Vorwort gestellte Aufgabe erfüllen, durch die Vermittlung heimatkundlichen Wissens die Heimatliebe bei der einheimischen Bevölkerung wie bei den Fremden, die Greene besuchen, zu wecken oder zu vertiefen. Wir wünschen ihm weite Verbreitung. FI

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag  
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

54. Jahrgang

Juli 1968

Heft 2

## *Unser Dorm, geologisch betrachtet*

von Otto Klages

Augenfällig und nicht zu übersehen ist er immer. Besonders auffällig ist er, wenn man ihn von Westen oder Nordwesten anfährt auf der Bundesstraße 1, der Autobahn oder auf der Straße Rieseberg—Ochsendorf vor der Abzweigung zum Pappelhof. Der Dorm, auf älteren Karten wird er wohl schöner und richtiger Dorn genannt, tritt mit der Schärfe eines Modells als Trias-Sattel aus seiner Umgebung, und streicht in herzynischer Richtung von Nordwesten nach Südosten. Im Fuchsberg erreicht er eine Höhe von 182,4 m. Der mittlere Kamm besteht aus Buntsandstein, die gleichlaufenden Täler zeigen rechts und links des Kammes mürbe Rötschichten. Die beiden parallel laufenden weiteren Kämme zeigen Schichten des härteren Wellenkalkes. So bekommt der Dorm das Gesicht einer nach Nordwesten gerichteten Speerspitze, dessen Schaft als Verlängerung der Dormachse nach Südosten in Tertiär untertaucht. Abgegrenzt wird der Dorm ringsherum von Verwerfungen gegen tertiäre Ablagerungen. In der Tiefe des Sattels stehen Salze des Perms, und zwar des Oberen Zechsteines an, die noch vor 50 bis 60 Jahren abgebaut wurden bis in eine Tiefe von 800 Metern.

Solange der Boden von den Schichten der Trias-Periode gebildet wird, findet man herrliche Laubwälder, sowie aber die Tertiär-Umrandung beginnt, erscheint kümmerlicher Kiefern-Bestand. Die Sande der Tertiär-Zeit und die fetten Böden der Trias-Zeit sind also von einem aufmerksamen Geologen schon durch die Vegetation zu verfolgen. Nun liebt die Natur nur selten harte Abgrenzungen und sind Übergänge stets vorhanden. So konnte nordöstlich von Uhry ein Wald entstehen, der mehr einer Parklandschaft gleicht, und von dem Paläo-Botaniker Dr. Strauss in Berlin als ein Märchenwald bezeichnet wurde. Gleich hinter der riesigen Sandgrube, die schneeweißen tertiären Sand fördert, beginnt ein wahres Wunderland für den Botaniker. Kein Stückchen Erde ist mit der Bezeichnung „Zwischen Harz und Heide“ besser getroffen als dieses kleine Eiland zwischen Uhry und Rennau, nördlich vom Dorm.

Der Untere Buntsandstein, bis 200 m mächtig, besteht im Dorm aus einer Schichtenfolge von feinsandigen, glimmerigen, bröckligen roten Tonen mit eingelagerten Kalksandsteinen von grauer, roter bis weißer Farbe. Zahllose Glimmerblättchen liegen auf den Schichtfugen der Tongesteine und geben dann im Sonnenlicht ein prächtiges Flimmern. Doch charakterisiert wird der Untere Buntsandstein von drei zwischengeschalteten Rogenstein-Horizonten.

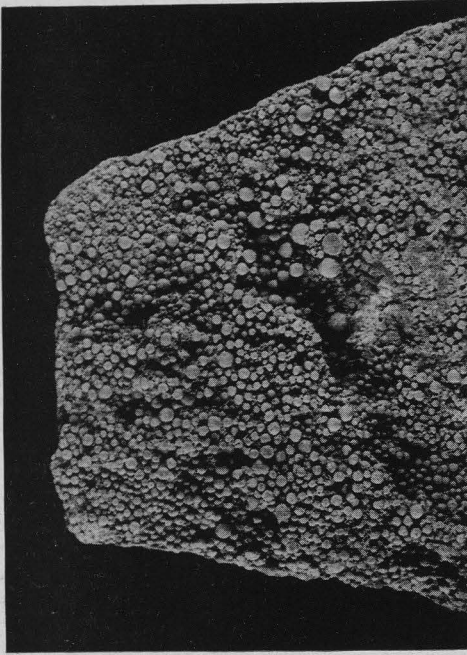


Abb. 1: Rogenstein.  
Unt. Trias, Unterer Buntsandstein.  
Beienrode am Dorm.

Foto: Dietrich Willecke, Königslutter am Elm.



Abb. 2: Ooide im Rogenstein.  
Unt. Trias, Unterer Buntsandstein.  
Beienrode am Dorm.

Foto: Dietrich Willecke, Königslutter am Elm.

Schon seit grauen Vorzeiten hat der Rogenstein die Aufmerksamkeit des Betrachters gefunden. Abenteuerliche Vorstellungen hat er erweckt, und noch heute hebt man ihn als versteinerten Fischrogen in mancher Schublade auf. Unzählbare Kalkooide in der Größe mikroskopischer Winzigkeit bis zur Größe einer kleinen Erbse liegen dicht beieinander, zusammengehalten von einem kalkigen oder sandigkalkigen Bindemittel. Die Kügelchen oder Ooide selbst zeigen im Inneren einen winzigen Kristallisationskern, meist ein Sandkörnchen, um den sich Kalk aus übersättigter Lösung radialschalig abgeschieden hat. Solange der Rogenstein bergfrisch ist, zeigt er dem bloßen Auge selten seinen Aufbau, sobald er aber der Verwitterung ausgesetzt war, verliert er Teile des Bindemittels und die Oolithe (griech. Eierstein) kommen deutlich zum Vorschein. In diesem Zustand verdient er den Namen Rogenstein. Siehe Abb. 1. Nun kommt es aber vor, daß der massive Rogenstein im Innern kleine Hohlräume besitzt, die dann mit bergfrischen unverwitterten Ooiden aufwarten können. Siehe Abb. 2. Wenn nun das Bindemittel sehr sandig ist und damit stärker als die Ooide, entsteht durch Auslaugung der Ooide ein völlig löcheriges Gestein, das wie eine Schlacke aussieht. Siehe Abb. 3.

Am Spitzen Winkel, 1 km nördlich von Süpplingenburg, finden sich diese Stücke besonders schön. Die herausfallenden Ooide werden zum „Erbsenstein“ des Volksmundes. Diese Rogensteine entstanden vor etwa 220 Millionen Jahren in hochtemperierten flachen größeren Seen der Unteren Trias-Formation, eben der

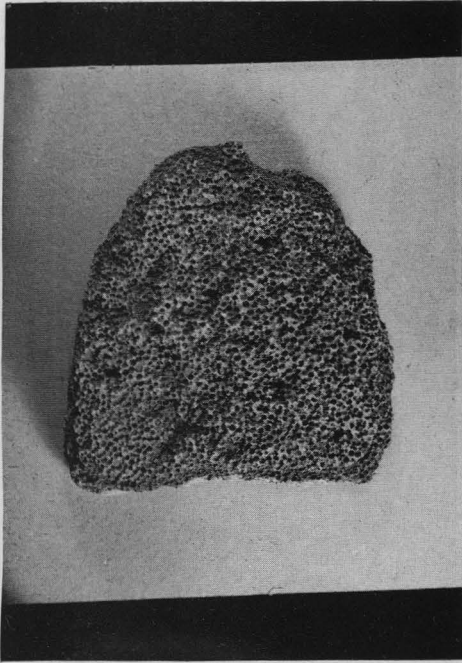


Abb. 3: Rogenstein,  
der die Ooide verloren hat.  
Unt. Trias, Unterer Buntsandstein.  
Beienrode am Dorm.

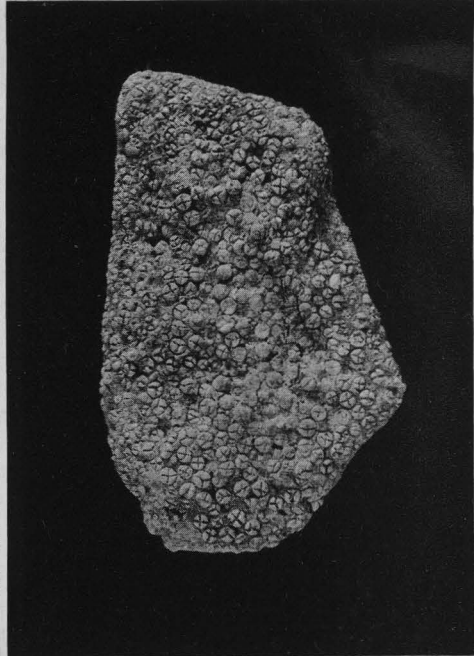


Abb. 4: Angewitterter Rogenstein.  
Unt. Trias, Unterer Buntsandstein.  
Beienrode am Dorm.

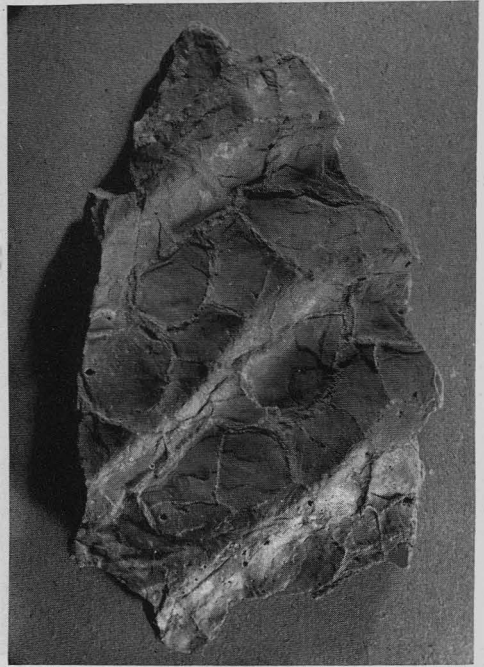
Fotos: Dietrich Willecke, Königslutter am Elm.

Buntsandsteinzeit. Mehr oder weniger starker Eisengehalt gaben dem Rogenstein die rötliche Farbe. Im nördlichen Harz-Vorland finden wir prächtige Rogenstein-Horizonte, auch im Nußberg bei Braunschweig. Hier lieferte er die Bausteine für viele alte Kirchen. Dann tritt er zutage im Heeseberg bei Jerxheim und in der Asse bei Wolfenbüttel. Auf den Feldern rings um den Dorm lassen sich nun die Rogensteine in allen Abstufungen des Verwitterungsgrades auflesen. Schon mancher Finder hat dann den Rogenstein in seiner Hand kopfschüttelnd betrachtet, und das rätselhafte, köstliche Naturwunder bestaunt. Siehe Abb. 4. Hat ein schon angewitterter Rogenstein beide Eiszeiten überstanden, die Dritte kam nicht bis zu uns, dann wurden die Oolithe z. T. vom Eis halb abgeschliffen, und der neue Verwitterungsvorgang zeigt dann deutlich den Zerfall der einzelnen Ooide. Das halbe Kügelchen bekommt dann in der Mitte eine kleine Rille, oft auch zwei Rillen wie ein Kreuz. Der radialschalige Aufbau kommt deutlich zum Vorschein, und da sich jedes Kügelchen in einem anderen Stadium der Verwitterung befindet, wird der Rogenstein zu einem Wunderwerk der Natur. Stark sandige Rogensteine lassen sich anschleifen und polieren, und zeigen dann Bindemittel und Ooide in Hochglanz.

Nun kommen diese Ooide aber auch einzeln im Sandstein vor, aber in anderen Horizonten und dann von Blumenkohlkopfgöße. Ein radialschaliger Aufbau ist gut zu sehen, die Oberfläche ist meist unregelmäßig wulstig und löst sich bei der Verwitterung in einzelne Schalen auf. Diese Gebilde, Stromatolithen genannt,

Abb. 5: Rippelmarken und Netzleisten  
auf Sandstein.  
Unt. Trias, Unterer Buntsandstein.  
Beienrode am Dorm.

Foto: Dietrich Willecke, Königsutter am Elm.



sind noch nicht erkannt. Manche Wissenschaftler halten sie für organische Bildungen, andere wieder treten ein für anorganische chemische Entstehung. Diese geheimnisvollen sonderbaren Stromatolithen haben schon viel Kopfzerbrechen gemacht! Im Heeseberg kommen Stromatolithen vor, die fast die Größe eines Wagenrades erreichen.

Dann bietet der Untere Buntsandstein des Dorms noch einige Delikatessen an. Es sind Sandstein-Platten oft von besonderer Größe mit Wellenfurchen, also Rippelmarken, Trockenrisse und Netzleisten. Diese entstanden damals in einem überwiegend festländischen, wüstenartigen Bereich mit ariden Klimaverhältnissen. Sand und Wind bildeten die Rippelmarken (siehe Abb. 5) und die Trockenrisse mit ihren Ausfüllungen ließen die Netzleisten entstehen nach kurzer Wasserbedeckung. Es ist ein unvergeßlicher, großartiger Anblick, wenn bei Abbauarbeiten diese 220 Millionen Jahre alten Landoberflächen zum Vorschein kommen. Das ist der Untere Buntsandstein.

Den Mittleren Buntsandstein und den Oberen Buntsandstein (Der Röt) zeigt der Dorm ebenfalls zutage, doch hier finden sich keine typischen Vertreter dieser Schichten. Der Röt z. B. ist im Reitlingstal im Elm wesentlich interessanter durch seine Gipshorizonte, die hier schöne Fasergipsplatten und sogar Steinsalz-Pseudomorphosen dem fleißigen Sammler bieten. Eine alte Gipshütte stand früher nicht weit vom Gasthaus Reitling. Aber auch im Dorm am Rabenbeek, nördlich von Groß Steinum, war eine Gipshütte in Betrieb.

An den Rändern des Fahrweges von Beienrode zur Schachanlage des stillgelegten Salzbergwerkes liegen noch weiße und graue Zechsteinkalke. Sie stammen aus dem Abraum des Bergwerkes und gehören schon in das Paläozoikum der Erde. Sie sind Vertreter des Zechsteines und somit etwa 250 Millionen Jahre alt.

Unvergeßlich bleibt jedem Besucher dieser Höhe bei den Schachanlagen der herrliche Blick auf die alte Stadt Königsutter. Sanft schmiegt sie sich an und in die Randtäler des Elms. Die prächtige Stiftskirche aber mit ihren drei Türmen ruft eindringlich und warnend: „Hier stehe ich seit Hunderten von Jahren und sehe Euer Treiben. Treibt es nicht zu arg, der Zahltag kommt.“



# Die Münze

Geschichte eines alten Hauses in Bad Gandersheim

von Kurt Kronenberg

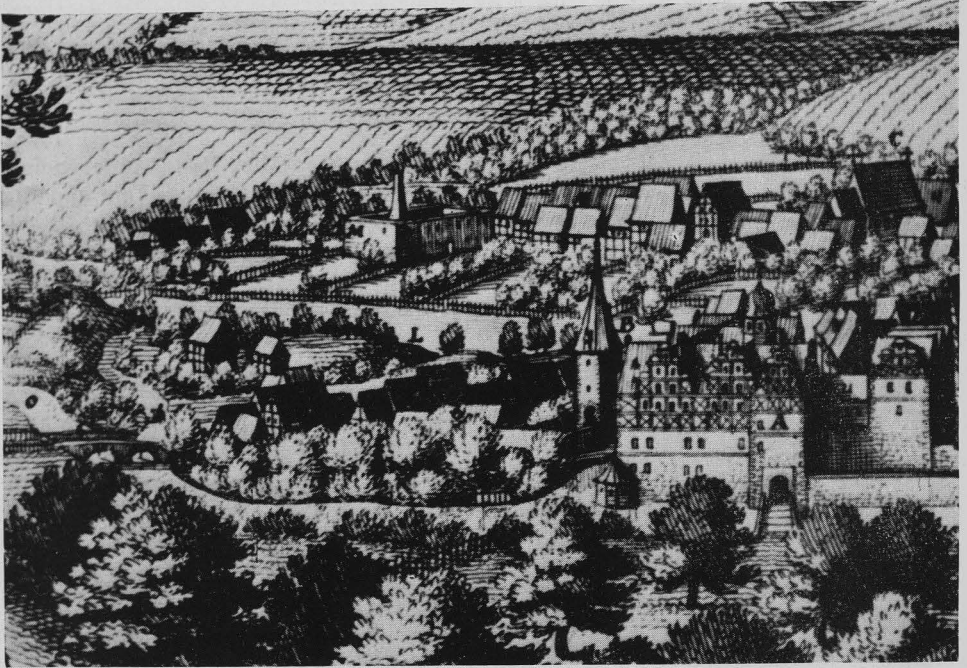
Bevor man von Osten her den mittelalterlichen Stadtkern Bad Gandersheims erreicht, wo die Fachwerkhäuser wie schuttsuchend aneinanderrücken und die Straße verengen, erhebt sich auf der rechten Seite ein hohes Gebäude. Seine wuchtige Gestalt wird dadurch betont, daß es inmitten eines weiten Gartens liegt, zu dem man sechs Stufen emporschreiten muß, und von einer alten Mauer umgeben ist (Abbildung 1). Wenn man vom Hagenberg auf die Stadt hinabsieht, wird überraschend deutlich, wie gewaltig dieses Haus ist; es steht keineswegs hinter den Bauten der neuen Zeit zurück, auch nicht hinter den öffentlichen Gebäuden. Als Kohrad Buno 1652 von dieser Stelle aus seine Vorlage zum Merianstich zeichnete, fiel ihm ebenfalls dieses Haus auf und er bezeichnete es mit dem Buchstaben M und erläuterte: Die alte Müntz (Abbildung 2).



Abb. 1:  
Bad Gandersheim,  
Bismarckstr. 8: Die Münze

Es ist das Haus Bismarckstraße 8, Ass. Nr. 324. Sein Grundriß, ohne die Nebengebäude, ist ein schlichtes Rechteck von 30 m Länge und 15 m Breite, auf dem sich bis zu einer Höhe von 16,20 m zwei Stockwerke und ein hohes Dach erheben, das an den Seiten mit je einem Kröppelwalm abschließt. Vor einigen Jahren wurde der Dachstuhl ausgebaut und zeigt nun nach Osten eine Mansardenreihe mit vielen Fenstern. Das Erdgeschoß ist aus Bruchsteinen aufgeführt und an den Ecken mit mächtigen roten Sandsteinquadern verbunden, die man nicht sieht, weil die ganze Fläche verputzt ist. Das Obergeschoß kragt nur wenig vor, ist aus Fachwerk errichtet, aber mit Schieferplatten verhängt. Über der Tür zum Hof lesen wir die alte Inschrift „Anno 1690“. Am Haupteingang steht die neue Inschrift „Erbaut Anno 1690, Erneuert 1959“. Tief und fest sind die Keller mit alten schweren Gewölben, zu denen man auf 16 Stufen hinabschreiten muß.

Das Grundstück der Münze ist fast zwei Morgen groß, erstreckt sich von der Bismarckstraße zur Petristraße und nimmt die ganze westliche Seite der Straße ein, der sie den Namen „Hinter der Münze“ gegeben hat. Nach der Petristraße zu fällt das Gelände zwei bis drei Meter tief ab und ist durch eine starke Mauer mit vor-



Ausschnitt aus der Gesamtansicht von Gandersheim im Jahre 1652. Kupferstich von Conrad Buno springenden Stützen abgesichert. Mehr noch als von der Bismarckstraße hat man von hier aus den Eindruck eines befestigten Grundstücks.

Der heutige Bau wurde am Ende des 17. Jahrhunderts von dem Gandersheimer Amtmann Gotthard Hagemeyer errichtet, nachdem er am 22. Juni 1681 von Herzog Rudolf August von Braunschweig „mit der alten Münze im Neuendorf bei Gandersheim“ beliehen worden war<sup>2)</sup>. Er erbaute ihn auf den Umfassungsmauern des alten Hauses, die auf dem Merianstich von 1652 deutlich zu sehen sind.

Der Name „Die Münze“ weckt Erinnerungen an das frühe Mittelalter und Gandersheims große Zeit. Kaiser Otto III. verlieh im Jahre 990 dem Stift Gandersheim, in dem seine Schwester Sophie als Kanonisse lebte, das Münzrecht<sup>3)</sup>. Eine Reihe schöner Münzen mit den Darstellungen der Stiftsheiligen und Bildern der Äbtissinnen sind erhalten und zeugen von einer hohen Kunst<sup>4)</sup>. In welchem Gebäude sie geprägt wurden, wissen wir nicht. Urkundlich wird erstmals 1323 das Haus genannt „in dem der Monetarius“ (= Münzmeister) wohnt<sup>5)</sup>; es war die Kurie des Kanonikers Gerhard von Bilderlah: Wilhelmsplatz 5. 1359 verschreibt die Äbtissin Ludgart eine Rente von „moneta nostra = unserer Münze“<sup>6)</sup>, deren Lage aber nicht beschrieben wird. Indessen möchten wir nicht annehmen, daß es sich um unser Haus handelt, weil die alte Stiftsburg sich im Osten nur bis zur Straße „Tummelburg“ erstreckte und man die Münze aus Sicherheitsgründen kaum außerhalb der Befestigung erbaut haben wird.

Die Akten berichten von einem anderen Ursprung unseres Hauses. In Gandersheim gab es im Mittelalter eine Kapelle St. Peter. Für sie bestand eine Vikarie, ausgestattet mit Ländereien und Geldzinsen für den Priester, der die Gottesdienste hielt. 1519 übertrug die Äbtissin Gertrud von Reinstein die Vikarie „St. Peter vor

den Mauern der Stadt“, nachdem sie durch Verzicht des Jodokus Ruscheplat frei geworden war, dem Kanoniker Tilemann Schaper<sup>7)</sup>; 1551 erhielt sie Henning Küster<sup>8)</sup> und 1569 hatte sie Ehr Henning Timmermann inne<sup>9)</sup>.

Die Kapelle wird erstmals 1407 erwähnt, als das Stiftskapitel die ihm gehörige Kurie „bei St. Peter“, in der bisher Herr Hermann Böhme — ein Kanoniker — gewohnt hatte, der Witwe des Albrecht Heiden und ihren Töchtern auf Lebenszeit verließ<sup>10)</sup>. Diese Kurie wird später niemals mehr genannt, sondern nur ein Garten neben der Kapelle, so daß ich vermute, daß sie bei den unruhigen Fehdezeiten des späten Mittelalters infolge ihrer unsicheren Lage außerhalb der Stadtmauer verlassen und das Grundstück nur noch als Garten genutzt wurde, wie es bei vielen anderen Höfen der Fall war.

Über die Vikarie befindet sich im Stiftsarchiv ein umfangreiches Aktenstück, denn ihre Ländereien wurden noch verleht, als schon längst kein Gottesdienst mehr gehalten, ja die Kapelle selbst verschwunden war. Hier wird folgende Erklärung gegeben:

„Zu dieser Vikarie hat vor alters eine besondere Capelle gehört, welche oben im Neuendorf, woselbst jetzo das Ziegenhirsche Haus stehet, gestanden, darinnen der Vicarius täglich Messe lesen müssen, hat aber mit dem vormaligen in dem Neuendorf auch gewesenen Closter St. Marien gar keine Connexion gehabt, sondern ist ein ganz separates Werk gewesen. Quo Anno eigentlich die Capelle ruinirt worden und der Gottesdienst darinnen aufgehört, davon findet sich keine eigentliche Nachricht, vermutlich aber ist solches 1545 geschehen, als die hieselbst gewesenen sächsischen und hessischen Commissarii die Vicarien obligiret.

Tempore reformationis des hiesigen Stiftes 1569 soll von dem Herzog von Braunschweig die Capelle zu einer Münze ausgebaut worden sein, wovon das Haus noch jetzt die Münze genannt wird, auch dabei eine Wein- und Bierschenke gelegt worden und in solchem Stand bis 1622 geblieben sein. Wie es aber 1637 durch Verwahrlosung eines darin gewohnten Branntweinbrauers gänzlich abgebrannt, so ist es lange Jahre liegen geblieben, bis endlich Herzog Rudolf August Ao 1680 dem hiesigen Oberamtmann Hagemeyer die Stelle zu bebauen erblich gnädigst concediret hat“<sup>9)</sup>.

Nun ist zwar sonst nichts davon bekannt, daß Herzog Julius, der von 1568 bis 1589 regierte, in Gandersheim Münzen prägen ließ, wir wissen aber, daß er die Stadt besonders liebte, hier eine Vorstufe der Universität ins Leben rief, das Hofgericht in der Wilhelmburg einrichtete und die Burg neubauen ließ, weil er seine Hofhaltung nach Gandersheim verlegen wollte. Der Bau einer Münzstätte würde gut zu diesen Plänen passen. Daß damals die Peterskapelle verschwand und die Münze erbaut wurde, erfahren wir aus einer Urkunde von 1599, in der Johann Mente einen Garten erhielt „gelegen vor dem Neuendorf bei St. Peters Capelle, jetzo das neue Haus genannt“<sup>11)</sup>. 1628 bekannte Georg Wilhelm Probst, daß der Rat der Stadt ihm einen bequemen Zugang zu seinem Garten „oben am Neuendorf zwischen der Münze oder Peterskirchen und Claus Rosen Hause“ ermöglicht habe<sup>12)</sup>.

Sicher wissen wir, daß unter der Regierung des Herzogs Friedrich Ulrich von 1616 an in Gandersheim geprägt wurde. Eine allgemeine Geldverschlechterung führte damals dazu, daß Münzen in großer Zahl benötigt wurden, was zur Errichtung neuer Münzstätten im Lande führte. 1615 bestanden in ganz Braunschweig 10 Münzen, 1620 schon 17 und 1622 waren es 40<sup>13)</sup>. Das Land wurde mit gering-



wertigen Münzen überflutet. 1621 wurde in der Gandersheimer Kirchenrechnung notiert: „Wie die Münze in das Mönchskloster gelegt werden sollen, das Holz daraus ins Kalkhaus bringen lassen.“ Erst 1622 wurde der Kipper- und Wipperzeit ein Ende bereitet. Am 23. März 1622 befahl der Herzog dem Rat der Stadt Gandersheim, er dürfe dem gewesenen Münzmeister und Bürger Franz Helff keine Geldforderung auszahlen, da er wegen Verfehlungen belangt werden solle<sup>14</sup>). Helff forderte vom Rat 1600 Taler für Wein- und Bierlieferungen, womit jene Bemerkung im Aktenstück der Petersvikarie übereinstimmt, daß in der Münze ein Wein- und Bierausschank eingerichtet worden sei.

1644 heißt es im Kämmereregister der Stadt: „Heinrich Fahlbusch hat einen Graseplatz bei der g e w e s e n e n Münze vorm Neuendorf“<sup>15</sup>) und 1651 in einer Stiftsakte: „unser Stiftsgarten gelegen vor dem Neuendorf zu Gandersheim bei St. Peterskirchen, itzt die abgebrannte Münze genannt“<sup>16</sup>). Wie die Ruine des alten Hauses 1652 aussah, verrät der Merianstich. Die wirtschaftlich schweren Zeiten nach dem Dreißigjährigen Kriege ließen es so bald nicht zu einem Wiederaufbau kommen. Erst am 22. Juni 1681 erwarb der Amtmann Gotthard Hagemeyer das Grundstück und errichtete den heutigen Bau. Er starb hier 1702.

Am 15. März 1703 wurde die Münze von dem Braunschweigischen Oberstleutnant Werner Bertram von Ziegenhirt in Wolfenbüttel erworben<sup>17</sup>), der aber hier nie gewohnt zu haben scheint. Sein Sohn, der preußische Kriegs- und Domänenrat Johann Georg von Ziegenhirt verkaufte das Haus an den Braunschweigischen Geheimrat und Kanzler Urban Dietrich von Luedecke, der am 4. März 1729 zugunsten seines Schwiegervaters, des Oberamtmannes, Drosten und Subsenior des Stiftes Gandersheim Anton Ulrich von Burchtorff verzichtete<sup>17</sup>).

Damit zog ein Mann in das Haus, der lange Zeit die Geschicke Gandersheims maßgebend beeinflusste, sich aber auch viele Feinde machte und schließlich den Denunziationen Harenbergs zum Opfer fiel, denn der Herzog entzog ihm seine Gunst<sup>18</sup>). Burchtorffs Rolle bei den Intrigen um die Äbtissin Henriette Christine habe ich in dem Buch „Äbtissinnen des Barock“ dargestellt, wo auf Seite 147 auch sein eindrucksvolles Bild zu sehen ist. Er erwarb 1734 das Rittergut Hachenhausen, baute die Kapelle neu und versah sie mit einem Grabgewölbe, in dem er bald beigesetzt wurde<sup>19</sup>).

Burchtorff hat die Phantasie der Gandersheimer lebhaft beschäftigt. Der Volksmund wußte die schauerliche Mär zu erzählen, daß in der Münze eine geheime Gerichtsverhandlung gegen den Drosten stattgefunden habe, daß er wegen Untreue gegen den Herzog zum Tode verurteilt und ohne Aufsehen in der Münze enthauptet worden sei. Seitdem spukte es im Haus, niemand mochte in dem Zimmer schlafen, von dessen Gipsboden keine Scheuerbürste den dunkelroten Fleck entfernen konnte. Obwohl Burchtorff 1736 feierlich von der Münze nach Hachenhausen überführt und mit allen Ehren begraben wurde, wollte das Gerede kein Ende nehmen, bis man 1877 die Gruft öffnete und bei einer Untersuchung feststellte, daß kein Halswirbel gebrochen war<sup>20</sup>).

Im Haus ereignete sich kurz nach des Drosten Tode wirklich ein Unglück. In den Braunschweigischen Anzeigen 1748 Spalte 404 lesen wir: „Da in der Nacht zwischen dem 28. und 29. Februar, in der verwitweten Frau Drostin Wohnung zu Gandersheim, von 8 Kerlen ein gewaltsamer Einbruch geschehen, bey welchem die Frau Drostin nebst ihren Leuten an Händen und Füßen gebunden, und verschiedenes Geld, auch Silberzeug, diebischer Weise entwendet worden: So wird

solches mit dem Beifügen hierdurch bekanntgemacht, daß derjenige, der die Täter entdecken wird, einhundert Thaler zur Vergeltung bekommen wird.“ Am 16. März wird ergänzend bekanntgemacht: „Von den Dieben haben verschiedene Roquelors, einer aber einen kaffeebraunen Rock, und runde Schuhe angehabt, auch haben verschiedene von denselben rauhe und herunter geschlagene Mützen getragen“ (Spalte 443). Man brachte nach dem Überfall eine Glocke am Südgiebel des Hauses an, um in Notfällen Hilfe herbeirufen zu können; sie hing noch 1889 am Haus. Frau Burchtorff starb 1750 und wurde ebenfalls nach Hachenhausen überführt. Die Münze ging in den Besitz ihrer einzigen Tochter über, die mit dem Kanzler Urban Dietrich von Luedecke verheiratet war. 1768 hieß es bei der ersten Stadtvermessung im Protokoll: „Ass. Nr. 324: Der adeliche freie Luedeckesche Hof, die Münze genannt.“ Schon Harenberg hatte 1737 bei einer Aufzählung aller freien Häuser Gandersheims auch die Münze genannt<sup>21)</sup>. Luedeckes jüngste Tochter Sophie Eleonore, verheiratet mit dem Schatzrat Anton Wilhelm von Honrodt, erbte neben dem Rittergut Hachenhausen auch dieses Haus<sup>22)</sup>.

1786 kaufte der Hofrat Gelhud in Braunschweig das Haus für seinen Sohn, den Stiftskapitular Gelhud, der es bis zu seinem Tode 1798 bewohnte<sup>23)</sup>. 1814 hieß der Besitzer: Herr Notair Gelhud. 1806 wurde das Haus noch immer „Die freie Münze“ genannt. Danach kam es in den Besitz der Familie des Oberamtmannes Johann Friedrich Becker von der Clus. Seine Tochter Clara, verheiratet mit dem Oberamtmann Langenstrassen, starb 1823 auf der ihr gehörenden Münze<sup>24)</sup>. Dann wohnte hier der Drost Eberhard von Campen, bei dem 1834 der Oberhauptmann Achatz Graf von der Schulenburg, der letzter Senior des Stiftes gewesen war, freundliche Aufnahme fand, als sein Haus im Barfüßerkloster niederbrannte<sup>25)</sup>. 1847 lebte Therese Dammeyer geb. Schütze, eine Großtochter der Frau Langenstrassen, „auf der Campenschen Münze“<sup>26)</sup>. Ein Brief ist erhalten, in dem 1868 eine Verwandte schrieb: „Dass August Schütze die Münze wieder gekauft hat und bewohnt, hat mich wirklich sehr gefreut zu hören, denn es liegt ein eigener Reiz in dem Gedanken, das zu besitzen, was den Grosseltern gehört hat. Wills Gott, so können seine Enkel auf eben derselben Stelle spielen und Puffer essen, wie er es bei der alten Grossmutter getan hat“<sup>27)</sup>.

Es kam indessen anders. Von den Erben des August Schütze kaufte es am 24. Februar 1885 der Kreistierarzt Ludwig Uhde, von dem es sein Sohn, der Tierarzt Rudolf Uhde übernahm. Heute betreibt dessen Schwiegersohn, Tierarzt Dr. Köhler, die Praxis und hat das Haus in den gepflegten Zustand gebracht, in dem es sich heute nach so vielen Schicksalen befindet. Als letzte Besonderheit mag erwähnt werden, daß die Münze nach dem letzten Kriege den amerikanischen und englischen Besatzungstruppen als Offizierskasino diente.

1) Steinacker, Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Gandersheim, Wolfenbüttel 1910 S. 221. —

2) Staatsarchiv Wolfenbüttel 41 Urk 261a. — 3) Mon Germ DO III Nr. 66. — 4) Gaettens: Die Münzen der Abtei Gandersheim in: Blätter für Münzfreunde und Münzforschung Band XXIII S. 53. —

5) St. A. Wolf. VII B Hs Nr. 1 S. 3. — 6) Wie vor S. 23. — 7) 6 Urk 751. — 8) 6 Urk 855. —

9) Stiftsarchiv Nr. 463 Bl. 1. — 10) Wie Anm. 5 S. 113. — 11) Stiftsarchiv Nr. 463 Bl. 71. —

12) 11 Alt Fb. 1 III 178. — 13) Hassebrauk, Von den Kippern und Wipern in Braunschweig, in

Braunschweigisches Magazin 1902 S. 102. — 14) 17 N 1874. — 15) 17 N 1101. — 16) VII B Hs 28

Bl. 121. — 17) Wie Anm. 12 III 56. — 18) Goetting, Harenberg als Fälscher und Denunziant in

Braunschweigisches Jahrbuch 1961 (42. Band) S. 125 ff. — 19) Mühe, Zur Geschichte von Hachen-

hausen, Gandersheim 1928 S. 21. — 20) Brackebusch, Führer durch Gandersheim, Gandersheim 1889

S. 70. — 21) Wie vor S. 69. — 22) Mühe S. 23. — 23) Wie Anm. 12, IX 47. — 24) Mitgau, Gemein-

sames Leben, Wolfenbüttel 1946 S. 252. — 25) L Alt 4 Nr. 1249. — 26) Wie Anm. 24 S. 379. —

27) Wie Anm. 24 S. 254.

# Plackereien dienstpflichtiger Bauern in Niedersickte durch ihre Gutsherrschaft in den Jahren 1735 - 1769

von Heinz Ziegler

In Heft 3/4 des 53. Jahrgangs unserer Zeitschrift habe ich auf S. 92 ff. von „Streitigkeiten über Hand- und Spanndienste zwischen den Bauern des Dorfes Niedersickte und ihren Gutsherren im 17./18. Jahrhundert“ berichtet. Darin war ein „Spezial-Dienst-Reglement“ der Niedersickter Gutsherrschaft aus dem 1. Drittel des 18. Jahrhunderts mitgeteilt worden, das noch Jahrzehnte lang eine unheilvolle Rolle bei der Schikanierung der Niedersickter Bauern spielen sollte. Wie wenig Schutz die Bauern bei der Abwehr übermäßiger Anforderungen an ihre Dienstleistungen auch bei der Fürstlichen Justizkanzlei fanden, geht aus dem folgenden Bericht deutlich hervor. Er läßt uns nachempfinden, welchen Umschwung in den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen in unseren Dörfern die Ablösung der Dienste im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts mit sich gebracht hat.

Das bereits erwähnte Spezial-Dienst-Reglement war im Jahre 1735 Gegenstand einer umfangreichen Klage, zu der die Gemeinde Niedersickte den Advokaten Spies zur Seite hatte. Diese große Beschwerde ist datiert vom 6. August 1735. Der Drost von Lüdecke, ein Sohn des am 15. 11. 1729 verstorbenen Kanzlers Urban Dietrich von Lüdecke, antwortete mit einer Gegen-Beschwerde. Die darauf folgende Untersuchung zeigt uns, daß der Amts-Verwalter des Gutes die Dienstpflichtigen entsprechend dem Spezial-Dienst-Reglement und der Herzoglichen Resolution vom 18. April 1724 anfaßte.

Diese Untersuchung erfolgte am 12. Februar 1737<sup>19)</sup> durch eine Kommission, die aus folgenden Teilnehmern bestand:

Ober-Amtmann Thoma als Commissarius, Herr Drost von Lüdecke, Amts-Secretär Sellen, Amts-Verwalter Sander und Advocat Hoyer für das Adel. Haus, Advocat Spies für die Gemeinde Niedersickte.

Aus der Gemeinde waren erschienen:

Ackerleute: 1. Hans Goeß, 2. Heinrich Gremmer, 3. Barthold Curland; Halbspänner: 1. Heinrich Bornemann, 2. Julius Curland, 3. Heinrich Julius Mehrdorf, 4. Stoffel Curland, 5. Hans Behrens, 6. Henning Papen, 7. Balthasar Hühne; Kothleute: 1. Hans Jürgen Bornecke, 2. Joachim Bornecke, 3. Christoph Bornecke, 4. Andreas Röper, 5. Andreas Gremmer, 6. Henning Jasper, 7. Henning Schmiedt, 8. Henning Wattsack, 9. Heinrich Julius Röper, 10. Christoph Wiesen sen., 11. Joachim Röper, 12. Johann Gremmer, 13. Hans Weber, 14. Christoph Röper, 15. Samuel Curland, 16. Hans Bosse, 17. Niclaus Brandes.

Der die Gemeinde vertretende Advokat Spies erklärte: *„Es könnte die Gemeinde das Privat-Dienst-Reglement des Herrn Drost von Lüdecke pro basi et fundamento nicht annehmen, noch erkennen. Immaßen solches lege publica, worunter man das durch den Druck promulgirte Dienst-Reglement verstünde, zuwider lautete und sie, die Gemeinde, bey der vormahligen Commission die der Amtmann Tübbesing gehalten, nicht genugsam gehört worden, noch auch einen Assistenten gehabt, der ihren de jure hätte können consuliren. Sie wüßten*

auch eigentlich nicht, was dero Zeit vorgekommen, und ergangen. Der Amtmann Tübbesing hätte ihnen viel gutes damals vorgesagt und nunmehr müßten sie hören, daß sich die Sache gantz anders verhielte. Das publicirte Dienst-Reglement vom 5. Dezember 1722 müße secundum tenorem Commissory das Fundament, und die Conservation der Unterthanen, die Summa lex seyn ...“ Daß Untersuchungsprotokoll zeigt auf mehreren Seiten die Klagen der Gemeinde, und man kann ersehen, daß man die Dienstpflichtigen „... mit Schelten und Schlägen ungebührlich tractiret“ hatte. Auch blieb ihnen z. T. keine Zeit, ihre eigene Ernte einzubringen, da sie neben den ordinären auch die extraordinären Dienste innerhalb einer Woche verrichten mußten und z. T. 4—5 Tg. der Woche dem Adel Haus verpflichtet waren. Klagen über das Bier zeigen uns „... daß sie es nicht ohne Ekel und ohne Schaden der Gesundheit trinken könnten, solches läge an dem Brauen selbst, weil es der Pächter selbst brauete und dazu keine Brau-Verständige Leuthe hielte“. Auch für den Branntwein zu seinem privaten Vorteil mußten sie nicht nur Holz aus dem Wald holen, sondern sie bekamen für das Branntwein-Fuhrer nach Königs-Lutter, zu dem sie wegen des schlimmen Weges statt mit 4 Pferden, 7 Pferde hatten anspannen müssen, „ohngeachtet er doppelt Spann dazu nehmen müßen, nur ein Tag an Dienste gut gethan.“

Alle Klagen der Gemeinde hier aufzuführen würde weitläufig werden; aber die am 18. Juni 1736<sup>20)</sup> eingereichte Gegenklage des Drostens möchte ich erwähnen, weil sie uns zeigt, daß der Dienst-Inhaber (gemeint ist der Amtsverwalter Sander) noch sehr streng auf das Spezial-Dienst-Reglement aufmerksam machte. Der Dienst-Inhaber verlangte die vorgeschriebenen 2 Morgen Gerste abzumähen; da aber die Gerste, „... welche sich nach der damahligen Witterung gelegen“ hatte, zu schlecht zu mähen war, hatten die Dienstpflichtigen „zum Theil ihre Haber-Zugsensen, womit sie zum Dienst bestellt, nach Hause getragen, und ohne des Dienst-Inhabers Wißen und Willen, statt derer, Graß-Sensen zum Gersten-Meehen, gehohlet.“ Als der Dienst-Inhaber seine Weisungen hintergangen sah und die Dienst-Pflichtigen ... auf das ungebührliche Bezeigen ... ansprach, waren diese zusammengelaufen und hatten den Dienst-Inhaber „gantz grob angefahren“. Dieser Anklagepunkt war übrigens der einzige, den der für den Drost von Lüdecke aufgetretene Advokat Hoyer vorbringen konnte, wenn man von der Ermahnung besseren Ausdreschens absieht.

Das auf diese Untersuchung vom 12. 2. 1737 erfolgte Urteil auf dem Regiment zu Wolfenbüttel (am 12. 4. 1738)<sup>21)</sup> zeigt uns, daß bis auf unwesentliche Punkte das Spezial-Dienst-Reglement seine Gültigkeit behalten hatte. In diesem Urteil werden noch die Strafen genau angeführt, die wegen großer Abweichung vom Fürstlichen Dienst-Reglement erwähnenswert sind. Den Bauern wurde befohlen, „... bey Vermejdung Gefängniß-Straffe, die Garben nicht nur gehörig, und wenigstens eben so stark, wie die eigenen, auch die Seile darumb fest zu binden, sondern auch selbige unter der in dem Fürstl. Dienst-Reglement angedrohten Straffe rein auszudröschten, nicht aber das Korn unverantwortlicher Weise, zum Theil in dem Stroh sitzen zu laßen, damit selbiges im Miste umbkommen müße.“

Auch die Strafen für das Fernbleiben, welches nur bei wirklich begründeter Ursache mit Entschuldigung geschehen durfte, weichen ab, da „beim dritten Außenbleiben aber, außer diesen (1 Thlr.) jetzt genandten von ihm beyzutreibenden Gelde annoch dazu, mit 1.tägiger Gefängniß-Straffe im Hundeloch bestraftet werden“ sollte.

Das als Vergleich deklarierte Urteil vom 12. 4. 1738 brachte für die Gemeinde keine Erleichterung im Hinblick auf die extraordinären Dienste und die Flachsbearbeitung. Nur zu den weiten, schweren Stein-Fuhren (wohl zum Bau der Mauer um das Gut) durften die Pflichtigen nicht herangezogen werden, und so war es insofern nur ein Vergleich, weil keine Gefängnisstrafe wegen Arbeitsverweigerung beim Gerstenmähen anno 1736, verhängt worden war.

Die Ackerleute, die in den Erntewochen 5 Tage, und die Halbspänner, die 4 Tage in der Woche „*trohnen*“ mußten, waren bereit, die extraordinären Dienste mit Geld auszugleichen, um ihre eigenen Äcker bewirtschaften zu können, und so hatten wiederholte Klagen bewirkt, daß an den Drost am 23. 9. 1741 ein Urteil erging, nach welchem die Pflichtigen mit den extraordinären Diensten „*in natura nicht zu belegen*“. Der Drost hatte gegen dieses Urteil jedoch protestiert, und es kam so weit (Klage der Ackerleute u. Halbspänner vom 26. 6. 1744, Akte 5 b in Niedersichte), daß die Pflichtigen kein Brot und auch kein Saatkorn hatten und genötigt waren „*ihre Höfe liegen zu lassen und davon zu gehen*“. Die Dienstpflichtigen waren „*durch den beständigen Zwank mit dem Philippsberge dermaßen enerviert, daß sie die Gefängnißstrafe wie auch die extraordinären Dienste in natura zu leisten ohnmöglich aushalten*“ konnten.

Der in dieser Sache von den Ackerleuten und Halbspännern beauftragte Advokat Ties versuchte am 9. 9. 1744 mit dem Hinweis auf die Weiterverpachtung der Dienste, die nach dem Fürstl. Dienstreglement § VI der Genehmigung bedurfte, für die Pflichtigen eine Erleichterung von dem ungebührlichen Verhalten der Amtmännin Brandes (Pächterin) zu erreichen. Da jedoch dieses Ersuchen unbegründet abgewiesen wurde, wollte Advokat Ties nun am 2. 12. 1744 das Original oder eine Kopie vom Spezial-Dienstreglement des Gutes beschaffen, aber weder beim Fürstl. Archiv noch bei der Fürstl. Justizkanzlei waren Unterlagen aufzufinden. Hoyer, als Advokat für den Drost gab am 8. 6. 1745 zu verstehen, daß „*die Verschreibung den Klägern überall nichts angehet und man in dergl. Dingen Leuthe von ihrem Stande nicht pfeget einsehen zu lassen*“. Er schreibt weiter: „*Es muß ihnen genug seyn, daß sie angewiesen werden dem Adl. Hause die Dienste zu leisten.*“

Der Herzog entscheidet jedoch (Salzdahlum den 17. 7. 1745), daß eine Kommission, bestehend aus dem Geh. Justizrat von Praun und dem Hofrat von Klinikowström, untersuchen sollte<sup>22)</sup>. Das Ergebnis vom 23. 7. 1745<sup>23)</sup> zeigt, daß nun die Pflichtigen für die Riege-Pflüge im Jahr (zu Michaelis) insgesamt 4 Taler dafür bekommen sollten und daß sich der Drost bereit erklärt hatte, bei etwa vorfallendem neuen Bau einer Kirche, Pfarr-, Opfer- oder Hirten-Haus beizutragen. 1751 hatte die Gemeinde jedoch erst 15 von den bis dahin 24 zustehenden Talern bekommen. Die restlichen 9 Taler hatte ihnen der Drost als Anteilkosten auferlegt für das Straßenpflaster (kostete 18 Thl.) zur Kirche, da er im Winter nicht hätte zur Kirche kommen können.

Wohl infolge der Gefängnisstrafen vorhergehender Jahre waren sich Ackerleute und Halbspänner einig geworden, denn als am 13. 5. 1745 Joh. Christoph Fricke auf Befehl der Amtmännin Brandes diese zum Burgfestdienst bestellte, erschien keiner zum Dienst, und weil sie die darauf erfolgten Strafen nicht bezahlen konnten, kam es so weit, daß der Landvoigt Hagemann am 24. 2. 1746 alle Kessel, Ketten und anderes Gerät pfändete. Für die Pflichtigen schreibt daraufhin der Advokat Pfeffer am 26. 2. 1746 an den Herzog, daß sie „*an den Bettelstab gerathen*

müßten“, aber dieser und noch weitere 3 Bittbriefe, davon der letzte am 8. 6. 1746, wurden von Herzog Carl mit eigener Unterschrift abschlägig beschieden. Erst nach der Bittschrift vom 30. 12. 1746 an den Herzog, in der sie darüber klagten, daß sie sich und ihre Kinder nicht mehr ernähren können, weil ihnen das Vieh *„leyder bereits insgesamt gestorben“* sei, und darauf die Worte folgen ließen, *„Euer Herzgl. Durchl. fallen wir demnach in tiefster Demuth zu Füßen und bitten flehentlich, Höchst Dieselbe wollen unsere äußerste Noth beherzigen und zu dem Ende einen Macht-Spruch in dieser Sache gnädig erteilen“*, wird ihnen auf Anordnung des Herzogs der Strafbetrag von dem Drost *„in Betracht des erlittenen Viehsterbens“* erlassen. Den Nettobetrag für die verweigerten extraordinären Dienstage (3 Th, 23 Gr pro Dienstpflichtiger) mußten sie jedoch bezahlen. (Zahlung am 21. 3. 1747, Akte Nr. 7 in Niedersickte.)

Die Pflichtigen konnten auch die Abgaben an ihre Grundherren (Stift St. Blasii und St. Cyriaci) nicht bestreiten, und so klagten diese 1749 gegen den Drost, der daraufhin Urteile von Rinteln (14. 6. 1749), Wittenberg (3. 2. 1750), Marburg (8. 3. 1752) und Jena (15. 3. 1753) einholt. Erst nach dem Tod des Drost, der es verstanden hatte den Prozeß hinauszuziehen, erfolgt das Urteil am 15. 12. 1755, nach welchem nun die Ackerleute neben dem zweitätigen ordinairen Dienst in der Ernte zwei Tage zusätzlich nur Ernteboten zu schicken hatten und die Halbspänner in der Erntezeit nicht über drei Tage zu dienen schuldig waren.

Das private Spezial-Dienstreglement wurde nicht aufgehoben, und es waren, wie ein Brief vom 28. 10. 1761 an den Herzog zeigt, für die Dienstpflichtigen noch harte Zeiten. Beim Abzuge der französischen Truppen hatte die Gemeinde unter anderem auch 32 Pferde verloren und war nicht mehr in der Lage, die Spanndienste in vollem Umfang zu leisten. Der Pächter Menge hatte ungeachtet dessen die Leute zum Dienst bestellt, worauf die Pflichtigen das Überbleibsel an Fohlen angespannt und mit dem Pächter abgeredet hatten, daß sie einen Tag in der Woche dienen können, wenn sie sich die Pferde untereinander ausleihen. In der folgenden Woche jedoch forderte Menge den vollen Dienst, und als Joachim Curland bescheiden auf das Abkommen hinwies, hatte der Verwalter das Eingeweide aus dem Besen zur Hand genommen und J. Curland angedroht in das Hundeloch zu stecken, *„oder ich will dir die Knochen kurz und klein schlagen“*. Der Pächter hatte dem Curland das Wort verboten, seine Leute gerufen und ihnen befohlen, Curland in das Hundeloch zu stecken; worauf der Gerichtsdiener vom Fürstl. Amt Salzdahlum sofort seinen Amtseifer gegen Curland ausgelassen, den Hirschfänger gezogen, selbigen unter dem rechten Auge schwer verletzte und ihn in das Hundeloch setzte.

Aber nicht nur mit dem Pächter Menge, der das Gut von der Drostin von Lüdecke gepachtet hatte, hatten die Pflichtigen Schwierigkeiten, sondern auch mit Anton Wilhelm von Honrodt, dem Ehemann der späteren Besitzerin, Sophia Helena v. Lüdecke. Am 20. 4. 1762 sah sich die Drostin genötigt, gegen ihren Schwiegersohn zu klagen, weil er sich vor der Gemeinde Niedersickte als Gerichtsherr ausgab, ihm die Jurisdiction jedoch nicht zustand.

Der Halbspänner Christian Bornemann hatte in Dettum eine Kuh gekauft, und als er diese beim Pächter anmeldete, zerriß Menge den Seuchenpaß mit der Begründung, daß er nicht ordnungsgemäß wäre. Menge, zu dieser Zeit wegen Pachtgeldern mit der Drostin in Streit, ließ A. W. v. Honrodt kommen, und da Bornemann keinen Paß vorzeigen konnte, da er einen zweiten Paß vom Oberamtmann in Wolfenbüttel erst einige Tage später bekommt, läßt v. Honrodt an diesem Sonntag (21. 3. 1762) Joachim Mehrdorf, Julius Pape,

Joachim Curland, Hans Heinrich Bornecke und Johann Schmidt kommen und fragte diese, ob sie nicht wüßten, daß seine Frau die Tochter der Drostin sei und wenn sie ihn nicht als Gerichtsherrn ansehen, wolle er gleich zeigen, wer der Gerichtsherr sei. Mit Androhung auf die Gemeinde zitierte von Honrodt den Christ. Bornemann nach Veltheim/Ohe auf sein Gericht und ließ ihn dann durch Bürgermeister und zwei Holzgeschworene nach Braunschweig zum Stockhaus schleppen und von dort auf die Wache. Bornemann wurde dann anschließend vom 23. 3. bis 5. 4. 1762 in die kleine Karre eingeschlossen<sup>24)</sup>.

Die Drostin ersuchte bei der Justizkanzlei mit ihrer Klage gegen den Schwiegersohn, weitere Turbationen zu unterbinden und verlangte, daß er bei weiteren Eingriffen 1000 Thl. Strafe zahlen sollte. Das Urteil gegen v. Honrodt (am 11. 5. 1762) zeigt, daß er weder Besitzer noch Gerichtsherr in Niedersickte war.

Nach dem Tod der Drostin verlangte am 10. 1. 1768 v. Honrodt, daß sogar die Halbspänner nach Wernigerode fahren sollten, um dort Bauholz für den Schafstall zu holen. Wegen des weiten Weges erkannte jedoch die Fürstl. Justizkanzlei die Pflichten nicht schuldig.

Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, wenn alle die erpresserischen Methoden angeführt werden sollten, aber wie brutal noch zu dieser Zeit mit den Pflichten in Niedersickte verfahren wurde, soll zum besseren Verständnis aufgezeigt werden.

Am 12. 9. 1769 ließ der Pächter Menge die gesamte Obersickter Schafherde auf den Pfingstanger, einer der Gemeinde Niedersickte gehörenden Wiese, treiben. Es war dieses schon mehrfach durch verschiedene Urteile (bei 100 Thl. Strafe) verboten, und so vertrieben die Niedersickter die Herde von diesem Anger. Anton Wilhelm von Honrodt, nach eigenen Angaben geistl. und weltl. Probst zu Ohlsburg, Erb- und Gerichtsherr zu Großen- und Klein-Veltheim an der Ohe, Salzdahlum, Niedern-Sickte, Hachenhausen und Pustleben, ließ auf die Vertreibung ein Exekutions-Kommando (1 Unteroffizier und 10 Soldaten) kommen und bedeutete der Gemeinde, daß dieses so lange bliebe, bis sie die Exekutionskosten gezahlt hätten (pro Tag dem Unteroffizier 16 Ggr. und 8 Ggr. für jeden Gemeinen). Da die Gemeinde den Betrag nicht aufbringen konnte, ließ v. Honrodt sofort alle kupfernen Kessel und auch einiges Ackergerät pfänden. Die Fürstl. Justizkanzlei verfügte daraufhin am 22. 9. 1769, die Exekution sofort abgehen zu lassen, und verwies auch darauf, daß sich v. Honrodt in dieser ihn selbst betreffenden Sache aller Cognition und eigenmächtigen Exekution zu enthalten habe. A. W. v. Honrodt (auch Schatzrat) wurde nicht als Gerichtsherr angesehen. Er übergab schon am 25. 9. 1769, ohne vorher an den Herzog appelliert zu haben, diese Angelegenheit dem Notar Georg Levin Gottfried Rodemeyer und bescherte der Fürstl. Justizkanzlei einen fast 10 Jahre währenden Rechtsstreit.

Es ist nicht bekannt geworden, bis zu welchem Jahre das private Spezial-Dienstreglement seine Gültigkeit behielt, und es ist wohl nicht irrig, wenn wir annehmen, daß es bis zur Ablösung der Dienste nach der Ablösungs-Ordnung<sup>25)</sup> befolgt werden mußte.

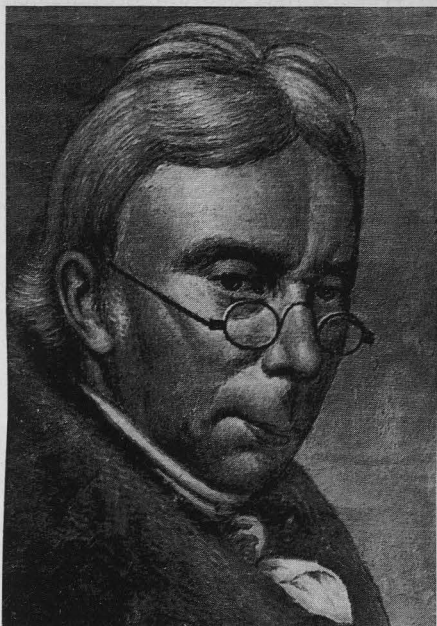
---

<sup>19)</sup> S.Z. H-B. S. 215. — <sup>20)</sup> S.Z. H-B. S. 236. — <sup>21)</sup> S.Z. H-B. S. 201. — <sup>22)</sup> Akte 5 b in Niedersickte. — <sup>23)</sup> Nieders. Staatsarchiv Wolfenb. 7 Alt Va 1586. — <sup>24)</sup> Nieders. Staatsarchiv Wolfenb. 7 Alt Va 1683. — <sup>25)</sup> Siehe auch „Über die Motive der Herzgl. Braunschwg. Ablösungs-Ordnung vom 20. 12. 1834 in Bezug auf die Dienste“ von K. Steinacker.

## Der Porträtmaler Johann Heusinger (1769-1846)

und seine Erinnerungen an die heimatliche Landschaft um den Elm

von Fritz Barnstorf



Johann Heusinger, Selbstbildnis im Städt. Museum Braunschweig. Foto: Otto Hoppe

Beim Forschen nach Lebenszeugnissen von Persönlichkeiten der Biedermeierzeit im Lande Braunschweig fanden sich im Staatsarchiv Wolfenbüttel (Hs. VI 11/120) handschriftliche Erinnerungen mit dem Titel: „Leben und politisches Glaubensbekenntnis von Johann Heusinger, geschrieben in Berlin 1819.“ H. hat seine Autobiographie nicht vollendet, aber im Alter durch Schilderungen der Landschaft seiner Jugend nach Tagebuchblättern ergänzt. Sie sind es, die so ausgezeichnet in die „Braunschweigische Heimat“ passen, daß man sie deren Lesern nicht vorenthalten sollte. H., der das Versagen seiner malerischen Fähigkeiten im Alter deutlich fühlte, wollte keine Veröffentlichung seiner Skizzen „von den Gegenden des Elms, von Wolfenbüttel, Salzdahlum, Langeleben und Königslutter, die ich nun nicht mehr besuchen werde. ... Ich habe mich dabei, um den Pinsel zu ersetzen, in detaillierte Beschreibungen eingelassen, an denen,

wie ich hoffe niemand Ärgernis nehmen wird, da der Himmel verhüten möge, daß durch mich die Unzahl der Schreiber für die Leserwelt vermehrt wird.“

Nun, diese Schilderungen in ihrer einfachen und oft sentimental-romantisch verklärten Stilistik, die uns einen Blick auf längst Vergangenes im Landschaftsbild der Heimat zeigen, können nur Vergnügen der Leserwelt bereiten, die sie 150 bis 180 Jahre nach den Jugendfreuden des Autors nachempfindet. In den oft so wehmütigen Erinnerungen klingt es zuweilen wie Eichendorffs Posthorn, wenn H. Wege wandert, die heute im Elm asphaltierte Straßen sind, wo höchstens das Bosch-Horn quäkt. Da weht der Staub, von unzähligen Eil-Sonntagsfahrern aufgewirbelt —, der Staub, in den sich so vieles wandelte, was empfindsame Betrachter, wie es auch der alte Maler war, zu allen Zeiten für „unersetzlich“ gehalten haben und halten werden.

Er selbst gehört zu den Vergessenen, denn sein malerisches Werk hat keine bleibende Spur hinterlassen, wohl weil es thematisch eng auf Miniatur- und Porträtbilder im Auftrag beschränkt blieb und weil er in übergroßer, hypochondrischer Selbstkritik nie sehr lebens- und erfolgstüchtig sein konnte. Seine engen Beziehungen zum preußischen Königshaus, über die noch berichtet werden wird, und bei denen er zwei Königen und vielen Prinzen nahestand, mußten sich nach den Ereignissen von 1807 bis 1815 lockern und H. war immer mehr auf Porträtaufträge angewiesen.



Bei längerem Besuch seiner Verwandten in Braunschweig erhielt er von Herzog Friedrich Wilhelm den Auftrag, die beiden, damals noch sehr jugendlich-unreifen Prinzen Karl (später Karl II.) und Wilhelm (Herzog von 1830 bis 1884) zu porträtieren. In seinen Erinnerungen kritisiert H. das unverschämte und eingeübte Verhalten Karls, im Gegensatz zu Wilhelm, das geordnete Sitzungen mit ihm unmöglich machte. Er gab den Auftrag darum zurück. Viel später (1830) sah H. dann von Königslutter aus Karls Schloß in der Residenz brennen. Und er, der Freund preußischer Monarchen, stand fast auf der Seite des aufgebrachtsten Volkes!

Neben den Porträts der königlichen Familie, die in den Schlössern und Museen der Hohenzollern hingen, vielleicht noch heute hängen, werden viele in adligen oder bürgerlichen Familien wohl noch jetzt bewahrt werden, nur kennt man den Maler nicht mehr, der fast nie mit seinem vollen Namen, sondern nur mit „J. H.“ signierte. In einem Aufsatz hat L e m b e r g e r 1914 in der Kunstzeitschrift „Cicerone“ auf die feine und eigenwillige Strichmaltechnik des „Berliner Monogrammisten“ J. H. hingewiesen, den er nach einem voll signierten Bild fälschlich „Hausinger“ nannte. Biographisches über H. blieb weiter unbekannt, bis man sich in seiner braunschweigischen Heimat nach dem Künstler umsah, der wenigstens 3 Bilder hier hinterließ: Das hier wiedergegebene Selbstbildnis (Städt. Museum Braunschweig), ein ganz ähnliches Pendant dazu im Landesmuseum für Geschichte und Volkstum und ebenfalls im Städt. Museum das Bildnis eines Bauernmädchens aus Olper (Abb. 2). Über diese Bilder hat Dr. Rolf H a g e n, der jetzige Direktor des Landesmuseums, 1959 in der Zeitschrift „Braunschweig“ berichtet, gleichfalls Heusingers Begabung als Porträtist hervorgehoben und aus Privatbesitz einen sehr persönlich-freundlichen Brief des Königs Friedr. Wilhelm IV. an H. von 1840 mitgeteilt, in dem dieser seinen „lieben, alten Lehrer“ zu einem längeren Besuch in Potsdam einlädt. Dieser ist der Einladung nicht gefolgt, hat aber später den König auf der Durchreise durch Braunschweig noch einmal begrüßen können. An Landschaften oder sog. Genreszenen hat sich H. nie gewagt, weil er allzu selbstzweifelnd war und sogar die Ölmaltechnik nicht zu beherrschen fürchtete. Seine Malerei mit Sepia auf Pergament trug ihm „von jungen Frauenzimmern immer den Vorwurf ein, daß sie nicht vorteilhaft sei“, was ihn zu Kleinporträts „in Miniaturfarben auf Elfenbein“ brachte. Das reizende Bauernmädchen aus Olper, das in Farben noch hübscher ist, wird wohl mit dem Bild zufrieden gewesen sein.

Das Selbstbildnis aber (Abb. 1), diese so ganz uneitle, fast ein wenig karikaturistische Darstellung eines von mancherlei seelischen und physischen Leiden an „sich selbst“ Geplagten, das läßt uns schon einen Einblick in das Wesen des sonderlingshaften Junggesellen gewinnen. Ein Gesicht nach Spitzwegs Herzen, der so gern derartige Einzelgänger malte. Noch etwas vom Leben und Charakter eines unverdient Vergessenen seinen Braunschweiger Landsleuten zu erzählen, halte ich für erlaubt.

Er stammt aus einer im Thüringischen beheimateten Sippe, deren ins Herzogtum Braunschweig übersiedelte Glieder dem Lande viele namhafte Gelehrte und Schulmänner, Juristen und Offiziere geschenkt haben, vom 18. Jahrhundert bis in unsere Tage. Johann Heusinger wurde als Sohn von Jakob Friedrich H.<sup>1)</sup>, dem Rektor der „Großen Schule“, des Gymnasiums, in Wolfenbüttel 1769 geboren. Er besuchte natürlich diese Schule und war von seinem Vater für ein Studium bestimmt. Durch die auch heute noch berühmten Jagd- und Tierbilder von J. E.

Ridinger, die in des Vaters Wohnung hingen, wuchs in dem sinnierlichen und nach innen gekehrten Wunschleben des Knaben immer mehr das Verlangen, es diesem Vorbild einmal gleichzutun und bildender Künstler zu werden. Doch des Vaters philologischer Ehrgeiz war strikte dagegen. So brachte erst dessen Tod im Jahre 1778 den neunjährigen Jungen der Erfüllung seiner Hoffnungen näher. Sein 1752 geborener Bruder, der Rektor des Katharineums am Hagenmarkt in Braunschweig, nahm sich seiner an und hatte mehr Verständnis. Mit Unterstützung von Konrad Heusinger (1752—1820)<sup>2)</sup> konnte sich Johann 1787 bei der Akademie der Künste in Berlin bewerben, wurde dort angenommen und hatte das Glück, während seiner Ausbildung einen Gelderwerb durch Zeichnungen für ein Sammelwerk über Insekten zu finden. 1794 wurde er Zeichenlehrer bei der Königlichen Porzellanmanufaktur. Hier wurde er von der königlichen Familie „entdeckt“. Friedrich Wilhelm III. engagierte ihn als Zeichenlehrer seiner Söhne: Friedr. Wilhelms, des Thronfolgers, und seines Bruders Wilhelm, später als Wilhelm I. König von Preußen und Kaiser von Deutschland. Auch viele andere Prinzen und Prinzessinnen des Hofes versuchte der Zugereiste aus Wolfenbüttel, der sich, wie er im Alter schreibt, „eigentlich 32 Jahre in Berlin als Fremdling fühlte“, in die Vorhöfe der bildenden Kunst einzuführen. Er hatte eine Wohnung Unter den Linden, unweit des Brandenburger Tores, und konnte gut von seinen Einkünften leben, bis die nationale Katastrophe hereinbrach. Dann versuchte er in Königsberg (Neumark), Stargard und Stettin sich durch Porträtieren sein Brot zu verdienen, bis er nach Berlin zu seiner geliebten Königsfamilie zurückkehren konnte. Welches Vertrauen König Friedrich Wilhelm III. und seine Familie zu dem bescheidenen, sanften Heusinger hatten, zeigte sich in einem ehrenvollen, aber wenig sinnvollen Auftrag: Er sollte die nach einer Geburt geistig erkrankte junge Frau des Königsneffen Friedrich in einem Schloßchen nahe Berlin durch seinen Zeichenunterricht von ihren „fixen Ideen“ ablenken und dadurch den berühmten Berliner Psychiater von der Charité, Horn, in seiner Behandlung der Kranken unterstützen, der „ihr bei der strengsten Kälte 16—18 Eimer eiskalten Wassers verordnete. Ich, der ich von jeher alle gewaltsamen Eingriffe der Ärzte in die Natur detestierte, begreife noch heute nicht, wie die Kur hat glücklich ausfallen können“. (N. B. der Verfasser als Psychiater auch nicht!) — Als dann 1820 Heusingers fürsorglicher Bruder Konrad starb, da suchte der Vereinsamte in mehreren, langen Besuchen wieder Zuflucht bei den Braunschweiger Verwandten, Geschwistern und Neffen, bis er 1825 kurz entschlossen in Braunschweig auf dem Neuen Weg ein Haus kaufte, um darin seinen Lebensabend zu verbringen. Es war eine Flucht in die Stille und vor sich selbst. Denn was er von seinem Fenster Unter den Linden Berlins an städtischem Leben vorüberziehen gesehen hatte (32 Jahre lang!) davon blieb in dem ländlichen Milieu in Braunschweigs letzter Straße vor der Umflutoker — nichts! Aber nun begann die Reise in die Jugendzeit mit „ach, wie liegt so weit . . .“ die uns Heusingers Aufzeichnungen beschert hat.

Er sammelte und schrieb sie zumeist in Königsutter in dem noch heute unverändert im Äußern erhaltenen Fachwerkhaus in Oberlutter, Am Plan 5, wo seine Schwester Sophie Friederike Krukenberg, die Witwe des Apothekers Joh. Jakob Kr. nach dem Tode ihres Mannes, der sie in 3. Ehe geheiratet hatte, ihre blinde und gelähmte Halbschwester pflegte. Hier malte er im Sommer viele Monate Porträts in Sepia, seiner Spezialtechnik, die er dann teilweise in Öl übertrug. Krukenbergs Nachkommen haben als Naturwissenschaftler und Ärzte einen guten Namen bewahrt, jedoch ist der Sohn Sophie Friederikes, der Kupferstecher Carl Krukenberg (1794—1831), nach ziellosem Hin und Her seines Lebens

wahrscheinlich am Selbstmord geendet. Seine Mutter war nach Heusingers Schilderung auch oft von Depressionen bis an unerträgliche Grenzen heimgesucht, und so lassen sich unseres Malers Sonderbarkeiten vom Kundigen wohl in ein Erbbild einordnen.

Johann Heusinger hat seinen Nachkommen freimütig davon berichtet. Er litt, wie er selbst schreibt, an Hypochondrie mit vielen dazu gehörigen leiblichen und seelischen Nöten. Er war bei seinem Abscheu gegen ärztliche Behandlung (die es wohl in geeigneter Form für ihn damals auch noch nicht gab), auf Diät angewiesen, getraute sich deshalb nicht, in „Gesellschaften“ eingeladen zu werden. Er konnte es wegen „ungewisser Einkünfte“ nicht wagen, sich zu verheiraten, was sicher ein Vorwand ist. Er schätzte nie „reine Männergesellschaften und konnte nur frei konservieren, wenn Frauenzimmer dabei waren“. Er liebte das weibliche Geschlecht nur als Stimulans, nie aber kam ihm der Gedanke an männliche Werbung. So beschreibt er sich — und nach seinem Selbstbildnis kann man ihm seine Selbstanalyse wohl glauben.

Als er nach dem Tode der Königsutterer Schwester 1833 noch mehr vereinsamte, da fand er keinen Anschluß mehr an die sonstigen Verwandten in und um Braunschweig, aus deren Nachkommenschaft später Männer wie der Direktor des Helmstedter Julianums Ludwig Heusinger, und dessen Söhne, der Präsident des Bundesgerichtshofes und der bekannte General des 2. Weltkrieges hervorgingen, Bruno bzw. Adolf Heusinger.

Johann Heusinger, der Braunschweiger Preuße, der 1846 in seinem Haus am Neuen Weg verstarb, brauchte das Versagen seines königlichen Freundes 1848 und dessen geistige Erkrankung nicht mehr zu erleben. Er war lange zuvor in die Welt seiner Jugend zurückgekehrt und erinnerte sich an Wolfenbüttel, wo er geboren war, mit der folgenden Schilderung:

### *Wolfenbüttel*

„Bey meiner Geburt stand das Schloß schon längst öde und Wolfenbüttel war lange, seit Braunschweig Residenz wurde, von der Regierung vernachlässigt, ein menschenleeres Städtchen, dessen gute Einwohner für die wohlhabenderen Braunschweiger, wie auch noch jetzt (1830) oft Gegenstände des Mitleids und Spottes waren. Nur der Wall war seiner schönen Bäume und Aussichten wegen eine selbst bey den Braunschweigern berühmte Promenade. ... Der im französischen Geschmack mit Sandsteifiguren angelegte Garten des Schlosses Antoinettenruh vor dem Herzogthor ... wurde im Stand erhalten und im Lechelnholze, aus dem die herrlichsten Buchen mit ihren glatten Stämmen wie geschliffene Säulen hervorragten, wurden der Herzogin zu Ehren manche neue Spazierwege angelegt. An Verschönerung der öffentlichen Anlagen wurde nicht gedacht, jeder baute und benutzte seinen Garten auf seine Weise und die Überreste ehemaliger Pracht verwilderten. Die ungestörte Natur bekleidete alte Mauern mit Epheu und Sträucher und Büsche wuchsen aus den Rissen der Gebäude hervor. ... Hohes Gras und wilde Fliedersträucher wucherten in dichten Massen in den Höfen des Schlosses, und vom Schloßplatze führte das alte, dunkle Mühlenthor unter dem freundlichen, grünen Schloßwall hindurch nach der Auguststadt. Das alte, für die Ewigkeit gebaute Thor ist verschwunden<sup>3)</sup>, nur ein paar Ruinen der fast unzerstörten Kasematten, die nach 40 Jahren noch nicht ganz aufgeräumt sind, stehen noch. ... Statt der verwilderten Gräben und Wälle, die so schöne Parthien bildeten und dieser Vorstadt von außen so ein freundliches Ansehen gaben, umfaßt jetzt



Bildnis eines Bauernmädchens aus Olper im Städt. Museum Braunschweig.

Foto: Otto Hoppe

stark vergitterten Fenstern schauerlich hervorquollen<sup>6)</sup>. Welch einen herrlichen Anblick gewährte, wenn man von Braunschweig kam, dieser Berg mit seinen Baumgruppen an der linken Seite des alten Thores, wo jetzt ein großes, von den Steinen des Philippsberges erbautes, in wüster Ebene liegendes Gefangenhaus den widrigsten Eindruck macht. ...

Das alte Herzogthor war wahrlich eine Zierde der Stadt. Über dem dunklen Eingang stand in mehreren tiefen Nischen die Reiterstatue des Erbauers<sup>7)</sup> in herausgaloppierender Stellung<sup>8)</sup> zwischen zwey geharnischten Rittern und das ganze Gebäude mit Zierrathen und Bildhauerarbeiten dekoriert. Dies schöne Thor mit Brücke und breitem, mit Schilf bewachsenem Graben ist nicht mehr. Ein elendes, von Holz gebautes Wachthaus ... ist jetzt das erste Gebäude, welches man erblickt, wenn man auf der ebenen Fläche hineinkommt<sup>9)</sup>.

Über dem Thor führte der Wall zu einem andern Bollwerk, wo unter schönen Linden auf der Brustwehr eine Bank stand. Man hatte von da die Aussicht auf die Braunschweiger Chaussee und die Passage durchs Thor. Diese Aussicht hat durch Abtragen des Schlosses Antoinettenruh, welches man mit dem Lechelnholz ehemals vor sich sah, bedeutend verloren. ...

#### *Antoinettenruh*

„Den Vorhof des Schlosses<sup>10)</sup> bildete ein im Halbzirkel vom Wald umgebener Platz, von dem eine Allee zwischen Holz und Gärten zu einem am alten Brschw. Weg liegenden Pavillon führte<sup>11)</sup>. Dort hatte man eine schöne Aussicht auf Wol-

ein flaches Kartoffelland die schlecht gebaute Außenstadt mit ihrer leicht gefertigten, hölzernen Kirche<sup>4)</sup>, ihrem Waisenhaus und Hospitale. Außerhalb des Augustthores hat man jetzt im großen Anger in dessen Mitte das Schützenhaus steht und das beym Freyschießen so trefflich benutzt wurde, durch regelmäßige Promenaden und Alleen zu verschönen gesucht. Aber die ehrwürdigen Linden auf dem Hofe des Schützenhauses, deren Kronen so oft durch hinein geschossene Schwärmer erleuchtet wurden, sie sind abgehauen! Der Philippsberg, ein uraltes, mit vielen dicken Mauern<sup>5)</sup> aufgeführtes Gebäude ... bildete einen bedeutenden, mit grünem Rasen dicht bewachsenen Berg, an dem im Frühling alles blau von Veilchen war und wo an 2 Seiten die dicken Mauern mit schmalen,

fenbüttel und den Brocken. Schlangenwege führten vom Schlosse und der Chaussee durchs Holz nach dem Sternhause, welches in der höchsten Gegend des Lechelnholzes, in Sternform gebaut, rechts und links von der Chaussee umschlossen wurde<sup>12)</sup>. Von hier waren 6 Alleen durch den Wald gehauen, deren jede einem Fenster Aussicht gewährte. Die großen Flügelthüren, zu denen 2 große, breite, steinerne Treppen führten, sahen auf die Chaussee nach Braunschweig und Wolfenbüttel. Diese Treppe war in der Regel das weiteste Ziel und der Ausruheplatz der Spaziergänger; denn schon damals zog die schöne Welt die Promenade an der oft staubigen Chaussee der lebhaften Passage wegen dem weit schöneren Gang um den Wall vor. Besonders Sonntags war der Brschw. Weg der Ort, den man nicht versäumte, um zu sehen und gesehen zu werden. Das Forsthaus war damals eine ganz unscheinbare Försterwohnung, von Bewirthung war keine Spur und nur ein Gartenhaus beim Schlosse wurde bloß von Männern besucht, die dort Bier tranken. Das schöne Geschlecht promenierte nach dem Holze. Vor einigen Gärten standen ein paar Bänke, von einer darüber gezogenen Linde beschattet, wo auf einem Tische kleine Teller mit Kirschen, Erdbeeren oder Stachelbeeren zum Verkauf standen. Es wurde als großer Luxus angesehen, wenn ein paar Frauenzimmer, oft nur ältliche Damen, dabei ausruhten und etwas genossen. Gewöhnlich wurde Butterbrot mitgenommen und auf der Sternhaustreppe verzehrt. Jetzt ist das Schloß mit Gärten, Hecken, alten Bäumen, Alleen und Pavillon nicht mehr zu sehen und alles flaches Gartenland."

### Salzdahlum

"Aber welche Empfindung ergreift den, der vor 50 Jahren das ehemals mit königlicher Verschwendung angelegte Schloß Salzdahlum kannte, wenn er jetzt (1834) wieder jene Stelle sieht, wo es gestanden hat! Rechts vom Forsthouse führte der Weg durch eine Gasse zwischen den Gärten auf einen großen, sonnigen Anger und eine weite Ebene, auf deren Höhe die so berühmte Allee, eine halbe Stunde lang, gerade in den Schloßgarten führte. Von der ganzen Gegend um Braunschweig und Wolfenbüttel konnte man sie sehen. . . . Sie bestand aus einer 6fachen Reihe der ältesten Linden, von ihrer Pflanzung an ohne alle Menschenkunst aufgewachsen. (H. liebte weder englische noch französische Parkanlagen, die er abschätzig ‚verkünstelte Natur‘ nannte und von denen er notiert: Wer die schöne Natur da lieb gewonnen wo sie ungestört und unverhunzt walten kann, der möchte mit Matthias Claudius rufen: 's ist purer, guter Schneiderscherz, trägt nur der Schere Spur und nicht das große, volle Herz von Mutterlieb Natur!) Bei den Salzdahlumer Linden war H. zufrieden. Sie bildeten ein hohes Gewölbe. Gras wuchs darunter, durch welches nur ein schmaler Fuß-Steig getreten war, da die Allee für jedes Fuhrwerk gesperrt war. . . . Der Begriff von alten, den Göttern heiligen Hainen ist mir nie anschaulicher gewesen als da. . . . In den Wipfeln nisteten große Raaben, die den Wanderer mit ihrem Krächzen begrüßten. Ich fand dort immer eine Menge der stärksten Raabenfedern zum Zeichnen. Wie sonderbar war meine Empfindung, als ich die weltberühmte Herrenhauser Allee bei Hannover sah, diese wie Soldaten gereihten und dressierten Stämme und an die Salzdahlumer Allee zurückdachte. In der Mittelallee war es am dunkelsten. Dort sah man in der Ferne einen lichten Punkt, die Durchsicht durch den ‚Parnass‘ in den hellen Schloßgarten, den man endlich erreichte<sup>13)</sup>.

Beim Eintritt sah man ein wundersames Gebäude oder einen Felsen von Duckstein, einer porösen, aber harten Steinart in krausen Formen errichtet, welches der Parnass hieß. Hinter ihm öffnete sich der lichte Garten. Nach der

Gartenseite umschlossen ein paar gebogene Treppen, die hinauf führten, ein kleines Wasserbecken, die Quelle Hippokrene, von rauhen Felsmassen umgeben, in deren Öffnungen steinerne Thiergestalten lagen. Wie die Röhren in ihren Mäulern zeigten, waren es Wasserkünste gewesen, die Wasser in das Becken, in dem kolossale Frösche auch Wasser spieen, ergossen hatten. Oben war ein Saal, allenthalben offen. ... Alles war schon sehr verfallen und ich erinnere mich nicht mehr, ob Apoll, der wohl schwerlich dem Belvederischen glich, und die Musen, nach denen der Bau hieß, als Statuen zu sehen waren. ... Zu beiden Seiten des Mittelweges im Garten waren die schönsten Orangenbäume abwechselnd mit Statuen und Vasen aufgestellt, für deren Aufbewahrung im Winter sehr hohe Orangenhäuser errichtet waren, welche zuerst auffällig wurden<sup>14)</sup>. Sie schützten die Bäume nicht mehr und man wollte auch die Heizungskosten sparen, überdies waren die besten Bäume schon eingegangen und man verkaufte die übrigen theils nach Hamburg, theils nach Braunschweig. ... An dem großen Mittelbassin waren auch Wasserkünste mit Thier- und Schlangengruppen und an den Seiten zwei dichte Laubengänge. Links war ein großartiges Gebäude, vor dem ein in Lebensgröße in Holz gehauenes Rhinoceros stand, auf dessen Rücken ein paar Chinesen saßen. Das aus dicken Holzblöcken zusammengefügte Thier war nicht übel einem s. Zt. in Braunschweig lebendig gezeigten Rhino nachgebildet, das unter dem Namen des ‚Behemoth aus dem Hause Hiob‘ vorgeführt war. Daher wurde es von dem gemeinen Manne mit mißverstandenen Namen ‚die Demuth‘ genannt. Der Bauch war aufgehauen, weil man darin, wenn nicht wie beim trojanischen Pferde Soldaten, vielleicht aber Gold oder Kleinode vermutet hatte und der ganze Kopf durch eingeschnittene Namen entstellt. ... Von den Zimmern und der inneren Einrichtung des Schlosses erinnere ich nichts als die schöne Bildergalerie.“

Eine eingehende Beschreibung der Räume mit ihren Bildern, „die jetzt im Zeughaus zu Braunschweig aufgehängt sind“, beschließt Heusinger mit der wehmütigen Äußerung: „Es mag sein, daß die geretteten Gemälde jetzt dort weit gemeinnütziger gemacht sind, als früher in Salzdahlum, aber wer kann ohne Herzbluten daran denken, daß von allem diesem, was Fürstenprachtliebe und Kunstsinn mit so großem Aufwande an Kosten und Arbeit zu so einem bezaubernden Ganzen geschaffen hatte, keine Spur mehr da ist und das freie Ackerfeld und Gartenland keine Ahnung davon läßt, was vor 50 Jahren hier gestanden.“

(Schluß folgt.)

<sup>1)</sup> Jakob Friedrich Heusinger, geb. Useborn/Wetterau 1719, gest. Wolfenbüttel 1778, Sohn eines Pfarrers, studierte zu Gotha und Jena Philologie, 1744 Magister, danach Privatdozent in Jena. Vom Herzog Karl 1750 als Konrektor an der Herzogl. Schule (später „Große Schule“) in Wolfenbüttel berufen, dort 1759 zum Rektor ernannt. Herausgeber und Kommentator vieler lateinischer Klassiker. Stand zum Bibliothekar G. F. Lessing in einem Vertrauensverhältnis. — <sup>2)</sup> Konrad Heusinger (geb. Wolfenbüttel 1752, gest. Braunschweig 1820), Sohn des vorigen aus 1. Ehe, Halbbruder Johanns, der als Althilologe nach dem Tode seines Vaters Konrektor an der Großen Schule, und seit 1836 in dem von Herzog Karl Wilh. Ferdinand begründeten Fürstl. Schuldirektorium wirkte. Von 1790 bis 1820 leitete H. das Gymnasium Katharineum in Braunschweig am Hagenmarkt. Er war auch Professor für klassische Sprachen am Collegium Carolinum. Zu Lessing hatte er in jugendlicher Verehrung eine fast freundschaftliche Bindung. Sein Schüler Hoffmann von Fallersleben widmete ihm in seinen Lebenserinnerungen herzliche Worte des Gedenkens. — <sup>3)</sup> In der Zeit von 1801 bis 1831 wurden nach Thöne, Wolfenbüttel, alle Festungstore abgebrochen. — <sup>4)</sup> Johanniskirche. — <sup>5)</sup> Festungsbastion. — <sup>6)</sup> Heute Gefängnis Wolfenbüttel östlich des Herzogtores. — <sup>7)</sup> Herzog August. — <sup>8)</sup> Jetzt im Landesmuseum für Geschichte. — <sup>9)</sup> Der Neue Weg war die zum Alten Weg etwa parallel laufende Chaussee nach Braunschweig, damals bis auf das Forsthaus noch unbgebaut und nur von Gärten eingefast. Vgl. auch zum Folgenden: Bornstedt, Stöckheim, 1967, Seite 95 ff. — <sup>10)</sup> Abbildung bei Bornstedt S. 95. — <sup>11)</sup> Heute Forstweg. — <sup>12)</sup> Abbildung Bornstedt S. 99. — <sup>13)</sup> Zum Folg. vgl. Abb. bei Thöne, Wolfenbüttel, S. 222 ff. — <sup>14)</sup> 1797 abgebrochen.

# Botanischer Streifzug durch den Nußberg

von Dietmar Brandes

Der Nußberg im Osten Braunschweigs wird gern von Spaziergängern aufgesucht. Auf den ehemaligen Steinkuhlen befindet sich heute dichtes Gebüsch. Noch um 1900 fand Bertram hier relativ seltene Pflanzen, so z. B. die Fliegen-Ragwurz (*Ophrys insectifera*) und das Wald-Windröschen (*Anemone sylvestris*). Aber auch heute lohnt es sich noch, die Pflanzenwelt genauer zu betrachten.

Geht man im Sommer vom Franzschen Feld hoch, so leuchten uns die blauen Blüten der Wegwarte (*Cichorium intybus*) entgegen. Oben am Bunker steht die Nickende Distel (*Carduus nutans*), deren große rote Blütenkörbe schon von weitem auffallen.

Wir stehen vor einem scheinbar undurchdringlichen Gebüsch, das von Weißdorn (*Crataegus monogyna* und *C. laevigata* agg.), Schlehen (*Prunus spinosa*), Heckenrosen (*Rosa canina*), Rotem Hartriegel (*Cornus sanguinea*) und der Waldrebe (*Clematis vitalba*) gebildet wird. Stellenweise treten Haselsträucher (*Corylus avellana*), Schwarzer Holunder (*Sambucus nigra*) und Blaugrüne Rose (*Rosa dumalis*) dazu. Die Blütezeiten der einzelnen Sträucher bedingen verschiedene Aspekte: zunächst steht im April die Schlehe noch vor dem Laubaustrieb in voller Blüte, Ende Mai folgt der Hartriegel, im Juni die Heckenrose, und anschließend überziehen die weißen Blüten der Waldrebe das ganze Gebüsch. Dieses Gebüsch gehört systematisch zur Ordnung Prunetalia; Kennarten der Verbände und Assoziationen fehlen fast ganz. Die Sträucher sind sehr lichtbedürftig. Es sind fast alles Lichtholzarten, die bei Beschattung zugrunde gehen würden. Sie lassen nur sehr wenig Licht und Wasser auf den Boden dringen. Daher finden wir keine Krautschicht. Dieses Gebüsch steht also unter schärfster Lichtkonkurrenz, nur vor dem Laubaustrieb können sich kurzzeitig das Scharbockskraut (*Ranunculus ficaria*) und März-Veilchen (*Viola odorata*) entfalten. Die Zaunwinde (*Calystegia sepium*), die Waldrebe (*Clematis vitalba*) und der Bittersüße Nachtschatten (*Solanum dulcamara*) sind Schlingpflanzen. Sie sind dem Kampf um das Licht besonders gut angepaßt und überziehen die meisten Büsche.

In einigen Lücken des Gebüsches finden wir die Acker-Glockenblume (*Campanula rapunculoides*), Wald-Ziest (*Stachys sylvestris*) und Knotige Braunwurz (*Scrophularia nodosa*) sowie den wolligen Hahnenfuß (*Ranunculus lanuginosus*).

Erst in den Säumen finden wir mehr krautige Pflanzen. Frische Gebüschränder werden von einer Kälberkropfgesellschaft besetzt (*Alliario-Chaerophylletum temuli*). Der Frühlings-Aspekt wird von den weißen Blüten der Knoblauchsranke (*Alliaria petiolata*) hervorgerufen. Der Hochsommer-Aspekt wird durch die ebenfalls weißen Blüten des Taumel-Kälberkropfes (*Chaerophyllum temulum*), des Giersch (*Aegopodium podagraria*), des Wiesen-Bärenklaus (*Heracleum sphondylium*) und der Zaunrübe (*Bryonia dioica*) bestimmt. Charakterarten dieser Assoziation sind *Chaerophyllum temulum*, *Alliaria petiolata* und *Bryonia dioica*. Zu diesen Arten gesellen sich Knäuelgras (*Dactylis glomerata*), Gemeines Rispengras (*Poa trivialis*), Hain-Rispengras (*Poa nemoralis*), Nelkenwurz (*Geum urbanum*) und Rainkohl (*Lapsana communis*).

An sonnigen, trockeneren Stellen treten Mittlerer Klee (*Trifolium medium*), Odermennig (*Agrimonia eupatoria*) und süße Bärenschote (*Astragalus glycyphyllos*) an ihre Stelle. Dieser lückige Saum gehört systematisch zum *Trifolietum medii*. Die oben genannten Arten sind die Assoziations- und Verbandskennarten,

als Ordnungskennart findet sich an einer Stelle auch die Wald-Platterbse (*Lathyrus sylvestris*). An die Klee-Saumgesellschaft schließen sich an sonnigen Plätzen mit Südwestexposition oft fragmentarische Halbtrockenrasen (Mesobromion) an. Zypressen-Wolfsmilch (*Euphorbia cyparissias*), Mittlerer Wegerich (*Plantago media*), *Lotus cornicalatus* (Gemeiner Hornklee), *Ranunculus bulbosus* (Knolliger Hahnenfuß), Kleiner Wiesenknopf (*Poterium songuisorba* minor agg.), Blaugrüne Segge (*Carex flacca*), Wiesen-Flockenblume (*Centaurea jacea*) und Frühlings-Fingerkraut (*Potentilla tabernaemontani*) bilden einen niedrigen Rasen. Auf nacktem Boden dazwischen wächst der Weiße Steinklee (*Melilotus albus*) als Pionier.

Der Halbtrockenrasen kann sich aber ohne menschliche Einflüsse nicht längere Zeit unverändert halten, Odermennig und Bärenschote dringen ein, und bald erobert sich auch die Waldrebe neue Fläche. Sie überwuchert alles, und das Gebüsch dehnt sich weiter aus.

Da die Sträucher so dicht stehen, lassen sie die konkurrenzschwachen Baumkeimlinge kaum hochkommen. Das Schlehengebüsch auf dem Nußberg macht den Eindruck einer Dauergesellschaft. Die meisten der Bäume sind angepflanzt, so die Kastanien, Robinien, Kiefern und Silberpappeln. Aber der Schatten dieser Bäume unterdrückt das Gebüsch um sich herum, und wir finden hier die ersten Pflanzen unserer Laubwälder: das Europäische Sanikel (*Sanicula europaea*), das Busch-Windröschen (*Anemone nemorosa*) und den Wolligen Hahnenfuß (*Ranunculus lanuginosus*). In den Alterslücken des Gebüsches werden aber Bäume aufkommen und schließlich das Gebüsch verdrängen.

Im Südostteil des Nußberges steht das seltene Knollen-Rispengras (*Poa bulbosa*), das durch seine Brutknospen und zwiebelartig verdickte Blattscheiden leicht auffällt. Es dürfte wohl das nördlichste Vorkommen dieser Art in unserem Gebiet sein, Bertram gibt sie nur für Nordhausen und Steigerthal an. Im Rahmen der floristischen Süd-Niedersachsenkartierung wurde sie bisher an keiner anderen Stelle gefunden. Vielleicht regt ein kleiner Spaziergang durch den Nußberg einmal zu eigenen Beobachtungen an!

## *Korfmakers*

von Otto Rohkamm

Wat saunen schiënen gladden Kartuffelnkorf is uöder en Korf tau'n Appels-un Kerschenplicken, da kann en woll tau sejen, datt dat en richtig Kunstwerk is.

Natuerlich jifft et uök Kerwe tau'n Staineafläsen up 'en Ackere, dai broüket nich sau ackerate 'maket säin. Dai flechtet de Korfmakers mannichfaken von Dannenwerteln, von dai lanken, swanken Suöchwerteln, nadäme datt se lank midden inerunder up'espliëtet sind. De besten Flechtrauen sind awerst allebot dai Wië'en von wäi'en Holte, dai lanken, swanken Wäi'enswutschen, wäi se 'snedden wiëret von Waterwäi'en, Koppwäi'en uöder dai Oütslä'e oüt 'en Stoüken, aw'esnedden uöwer d'r lëre wech. Waterwäi'en stahet viël an Biëke runder in Wäischen un Waiden.

En richtijen Kartuffelnkorf dai mott rund säin un gladde wäi 'ne Koüele, un wenn en däne up 'en Bodden stellt, denne draff 'e nicht ummekippen un rumhär kuldern.

Dai Handbejjel, wat de Griff is von dän Korwe, un de Randbejjel mett an besten von hasseln Holte säin, von en doümendicken Stocke, en Upslach oüt en Hasselnottbusche. Uök swartdiëren Bejjels sind goüt, wenn se kaine Äste hett.



Dai Spliäten, wuō se mannijenuōrts uōk Rewen tau sejjēt, dai dat Jeriwwe affiēwet von dān Korwe, dai mett von dinnen Hasseln sāin. Un dai Flechtrau'en dai mett dai ganzen dinnen, swanken un slanken Wiē'en sāin, wuō se mannijenuōrts uōk Weden tau sejjēt. Dai dainet tau'n flechten un wiēret an besten in Janneware esnedden, wenn se noch nich dicker sind wāi 'ne dinne Bläifeddere. Dai wiēret vornoūt up en paar Wochen tau'n Andriē'en in 'en Stall estellt, datt se waik wiēret, swuckich un taihe, domidde datt se hinderhār nich brāket bāi'n flechten. De Luie sejjēt, dai Wiē'en mett sēck iērst en paar Wochen bāiwiēken, wat sau viēl is wāi se mett iērst welleken, wellek wiēren. Ain un twaimal mett se ummerumm eflecht un 'ewickelt wiēren um, 'en Randbejjel.

Et jiffit uōk Korfwie'en, dai wiēret kinstlich an'eboūet, awerst dai Bastardwie'en dai sind besser wāi disse Kultoūerwie'en, denne dai Bastarde, dai wild ewossen sind, sind taihe un swuckisch von Natoūer. Un dat mett se sāin, vornoūt wenn se tau'n Spaiel eflecht wiēret. De Spaiel dat is dat Sluōt, wuō de Handbejjel un de Randbejjel tesamme kuōmet. Dat Sluōt mott alles tehuōpēhuōlen: Handbejjel, Randbejjel un Spliäten, dat ganze Jeriwwe. Der Korf draff kain Ai wiēren, nich krumm un schaif. Dai Bejjels mett iēhre Rundunge bāihuōlen.

Froiher is dat jank un jabe ewest, datt dai Bahnwärters un Schrankenwärters an 'er Aiserbahne dai Kerwe emaket hett. Dai harren ja viēl Tāit näbenhār bāi iēhren Dainste. Umme Nejjentainhundert, dai Jahrhundertwenne, do harre sau'n Bahnwärter en Dachluōhn von achttain Greschen. Dat is tau domalichten Tāiten nich viēl Jeld ewest, un do konne wār man knappe midde anbāiten. Do mošte wār noch en betten wat tauvorrdaigen, wenn wār Fomāilich harre un wuōmiēchlich en Tropp Krabbens. Do maken se in 'er Frāitāit Kerwe uōder se maihen for de Bouern an Da'e, wenn se et nachts Nachtschicht ehat harren. For en Korf jaff et duōmals sestich Pennich.

Nejjentainhundertnejen kamm Henri Koch in Bettjeruō'e oūt 'er Schaule. Do junk hai na sāinder Kumformatschone tauiērst hen na 'en Dannenplanten in de Fost. Da kraich hai for tain Stunne Arbait twelf Greschen 'on Dach. Spāder kraich hai twintich Pennich miēhr, in ganzen viērtain Greschen, bāi'n Reinemaken un Harken von dān Promena'enwā'en bāi'n „Herzoglichen Badekommissariat“. Da mošten se dat uōle Fall-Luōf tehuōvefājen, Atuchten upmaken un Staine un Jemiēkse wechbringen.

Von dān wennijen Jelle mošten de Jungens noch iēhr Handwerkstuich silwest huōlen un middebringen: Harke, Bessen, Kratze. Domidde datt se dat nich vorrjetten sollen, harre dat HBK, dat „Herzogliche Badekommissariat“, dai Anfanksbaukstaben von iēhren Jescherre an alle Bänke un Wā'eschilder eschrēben. HBK: Harke, Bessen, Kratze!

Henri Koch in Westeruō'e hat all as Schaulejunge dat Kerwemaken eliērt, denne se werren iēhrer sebbene in 'er Fomāilich. Se harren fāif Krabbens, un de Vater was Holthacker. Henri maket noch huite mit balle fāiwensāibzich en prima Korf, en ganzen ackeraten Kartuffelnkorf. All froiher make hai de Kerwe as Junge, un sāin litje Brauder dai mošte luōsgahen un dai Kerwe vorrkiēpen. Dai junk hen na de Bouern un frauch: „Onkel, willt Jāi en schiēnen Korf hebben?“

„Jo“, sāe dai, „wat sall'e denne kosten?“

„Sestich Pennich“, sāe de Junge.

„Na, denne jiff ainen hār“, maine de Bouer un was nich bāidruō'en.

Huite nimmet Henri fāif Mark for en Korf, awerst dat is allewāile viēl tau billich, den de Korf is und blifft en richtig Kunstwerk.

# AUS DER *HEIMATPFLEGE*

---

## *Eröffnung des neuen Bauernhausmuseums in Bortfeld, Kr. Braunschweig*

von Werner Flechsig

Im Jahre 1941 hatte der Kreisdarmsterverband Braunschweig das Haus Nr. 50 in Bortfeld erworben, nachdem dessen letzte Besitzerin, Ilse Wolter, ohne Leibeserben gestorben war. Das Haus war nach den Angaben von P. J. Meier im Inventarband der „Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Braunschweig“ von 1900 laut Inschrift 1726 von „Z(immer-) M(eister) J(ohann) P(eters)“ erbaut worden. Inschriften des gleichen, in Wendeburg ansässig gewesenem Zimmermeisters wiesen damals in Bortfeld auch noch die Häuser Nr. 13 von 1721 und Nr. 83 von 1724 auf. Alle drei wie auch die übrigen niederdeutschen Längsdälenhäuser, die im 18. Jahrhundert in Bortfeld errichtet worden waren, hatten von Anfang an schon nicht mehr die offene Herdstelle vor der hinteren Schmalwand der Däle und die „Butzen“ (Schränkbetten) im „Flett“ der Däle, wie sie damals im nördlichen Niedersachsen noch gang und gäbe waren, sondern als Zeugnis einer fortschrittlicheren Wohnkultur bereits ein sogenanntes „Kammerfach“. Es besteht aus drei gesonderten Räumen hinter der Stirnwand der Däle, und zwar einer Küche in der Mitte, einer vom Küchenherd aus mittels eines Beilegerofens heizbaren Wohnstube und einer Kammer. An die ältere Art des Wohnens auf der Däle beiderseits der offenen Herdstelle erinnerte in den Bortfelder Häusern des frühen 18. Jahrhunderts nur noch die Sitzecke mit dem Eßtisch „Under der Lucht“ im Flett, der querschiffähnlichen Ausweitung des hinteren Teils der Däle. Altertümlich ist das Haus Nr. 50 in Bortfeld allerdings auch insofern, als das mächtige, mit Rait (Rohr) gedeckte Dach nur von den zwei Ständerreihen der Däle getragen wird und an den beiden Längsseiten tief zu den niedrigen Außenwänden der „Kübbungen“, d. h. der Wirtschaftsräume beiderseits der Däle, herabgezogen ist und ein ausgebautes Obergeschoß fehlt.

Da das Haus Nr. 50 seit seiner Erbauung keine wesentlichen Veränderungen im Fachwerkgefüge und in der Raumverteilung erfahren und auch sein Weichdach bewahrt hatte, erschien es besonders geeignet, als Beispiel für den im nördlichen Teil des Braunschweiger Landes vorherrschenden Haustyp des 18. Jahrhunderts der Nachwelt erhalten zu bleiben. Um es als Baudenkmal in seinem Bestande sicherzustellen, hatte es der Landkreis Braunschweig seinerzeit erworben. Es sollte aber nach der Vorstellung des damaligen Landrats Friedrich Bergmann zugleich eine Stätte der öffentlichen Kulturpflege werden. Er schrieb darüber in einem Aufsatz über „Die behördliche Heimatpflege im Kreis Braunschweig“, der 1942 im 33. Jahrgang der „Braunschweigischen Heimat“ veröffentlicht wurde: „Es wird mit einzelnen schönen Möbelstücken und Gebrauchsgegenständen ausgestattet werden und eine Spinn- und eine Webstube der Kreisbauernschaft, in denen die alten Handfertigkeiten gelehrt werden, aufweisen. Das Haus soll kein Museum sein, sondern ein Heimathaus, in dem die bäuerliche Kultur unserer Vorfahren zur Anschauung gebracht wird. Feierlichen Veranstaltungen wird die große Däle Raum bieten.“

Wegen der Kriegsverhältnisse konnte das Heimathaus den ihm zugedachten kulturellen Aufgaben jedoch nicht in dem erhofften Maße dienen. Die weibliche Landjugend hatte notwendige Dinge zu tun, als Spinn- und Webkurse zu besuchen, und zur Pflege des überlieferten bäuerlichen Brauchtums bei öffentlichen oder familiären Festlichkeiten auf der Döle war die ernste Zeit auch nicht recht angetan, zumal die zu den Waffen gerufene männliche Jugend fehlte. Als dann 1945 der Strom der Flüchtlinge und Vertriebenen aus dem deutschen Osten in unser Land flutete und jeder verfügbare Wohnraum zu ihrer Unterbringung benötigt wurde, mußte auch das Heimathaus in Bortfeld wieder ständige Bewohner aufnehmen. Mehr als 20 Jahre vergingen, bis der alte Gedanke einer öffentlichen Nutzung des Hauses für die Volksbildung wieder aufgegriffen werden konnte. Aus der engen Zusammenarbeit, die Oberkreisdirektor Geffers vom Landkreis Braunschweig mit Museumsdirektor Dr. Hagen und den Oberkustoden Dr. Schultz und Dr. Flechsig vom Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum im Vorstande des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz verband, ergab sich die gemeinsame Überzeugung, daß es den kulturellen Bestrebungen sowohl des Landkreises wie des Landesmuseums förderlich sein würde, wenn das Heimathaus in Bortfeld zur Darstellung der bäuerlichen Wohnkultur und Arbeitstechnik früherer Zeiten museal ausgestattet werden könnte.

Zum Landesmuseum hatte früher ein Bauernhaus von 1737 gehört, das 1928 auf Veranlassung des Museumsdirektors Prof. Dr. Karl Steinacker aus Bortfeld nach Braunschweig auf das Museumsgrundstück zwischen dem ehemaligen Ägidienkloster und dem Spohrplatz versetzt worden war, um es als Baudenkmal vor dem Verfall zu retten und es mit dörflichen Möbeln und Geräten aus Museumsbeständen auszustatten. Dieses Bauernhaus, zu dem ein Bauerngarten und ein „Schauer“ (Schuppen) für landwirtschaftliche Großgeräte gehörten, hatte anderthalb Jahrzehnte hindurch eine außerordentlich starke Anziehungskraft auf die Museumsbesucher ausgeübt, bevor es am 15. Oktober 1944 durch Bomben bis auf den Grund zerstört wurde. Der größte Teil der Einrichtungsgegenstände war zwar glücklicherweise vorher ausgelagert worden, doch als sie nach dem Kriege von den Auslagerungsorten nach Braunschweig zurückgeführt worden waren, reichten die drei Ausstellungsräume, die im Landesmuseum für die volkskundliche Dauerausstellung nun nur noch zur Verfügung standen, nicht im entferntesten dazu aus, die bäuerliche Wohnkultur und Arbeitstechnik in wünschenswerter Übersichtlichkeit und Reichhaltigkeit zur Anschauung zu bringen. Alle Bemühungen der Museumsverwaltung, in irgendeinem Orte des Braunschweiger Landes ein vom Abbruch bedrohtes, aber gut erhaltenes niederdeutsches Längsdöhlenhaus zu erwerben und an die Stelle des abgebrannten in den Museumsgarten versetzen zu lassen, scheiterten in den folgenden Jahren leider daran, daß die in Betracht kommenden Gebäude für den verfügbaren Platz zu groß waren, daß die museale Nutzung des Geländes durch Umlegungspläne des Stadtplanungsamtes für die Zukunft in Frage gestellt wurde und daß vor allem die Mittel fehlten, um ein geeignetes Bauernhaus an Ort und Stelle fachgerecht zu zerlegen und in Braunschweig originalgetreu wieder aufzubauen.

Um so erfreulicher war es, daß der Landkreis Braunschweig 1966 auf Vorschlag des Museumsdirektors Dr. Hagen und seiner Kollegen Dr. Schultz und Dr. Flechsig beschloß, das Heimathaus in Bortfeld dem Braunschweigischen Landesmuseum zur Ausstattung mit einem Teil seiner bisher zwangsläufig magazinierten volkskundlichen Sammlungsbestände zu einem Bauernhausmuseum



Haus Nr. 50 von 1726 in Bortfeld

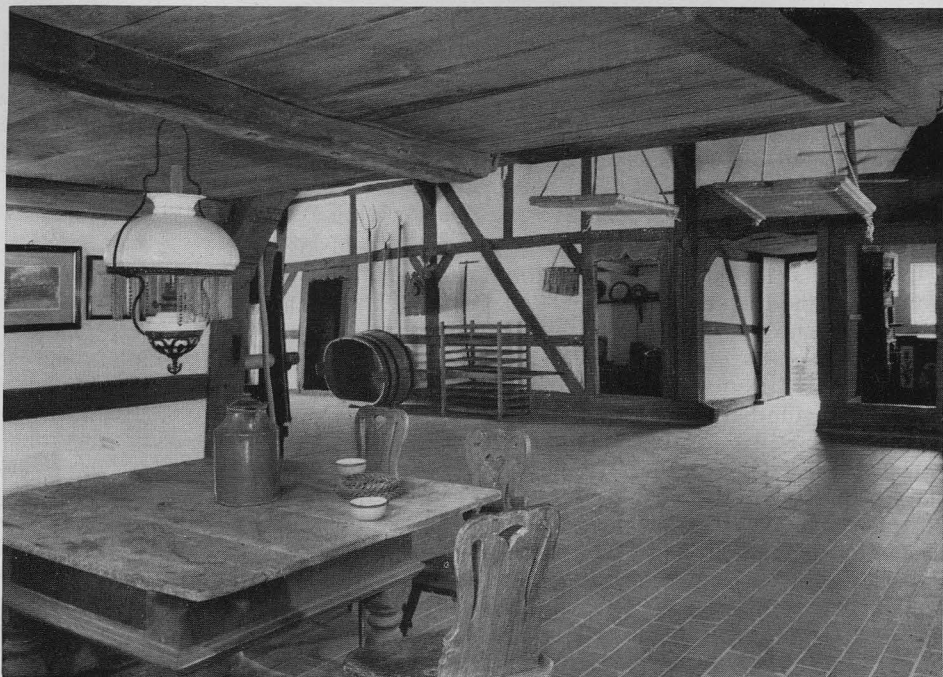
Foto: W. Birker

zur Verfügung zu stellen und auf diese Weise der Volksbildung dienstbar zu machen. Nachdem der Herr Präsident des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig diesem Plane zugestimmt hatte, ging der Landkreis 1967 daran, das Haus Nr. 50 in Bortfeld durch Kreisoberbaurat K a l a n k e unter beratender Mitwirkung des Bezirkskonservators Dr. M ö l l e r erneut restaurieren zu lassen. Es erhielt nach der Dichtung des Weichdaches innen und außen einen neuen Anstrich, und die museal zu nutzenden Räume wurden mit neuen Fußböden, Decken, Türen und Beleuchtungsanlagen versehen. Im Garten hinter dem Hause wurde ein Schauer von 9 : 5 m aus Fachwerk aufgeführt, das die im Hause selbst nicht unterzubringenden landwirtschaftlichen Fahrzeuge und Großgeräte aufnehmen sollte. Der Zugang zu diesem Schauer von der Straße her wurde gepflastert und am Rande mit standortgemäßen jungen Bäumen und Büschen bepflanzt. Schließlich wurde an kahlen Stellen des Erdbodens vor dem Hause Rasen eingesät, um seine Umgebung völlig einzugrünen. Im Mai 1968 waren die Maßnahmen zur Herrichtung des Hauses und Grundstückes soweit abgeschlossen, daß die museale Ausstattung nach einem von Dr. Hagen und Dr. Flechsig gemeinsam ausgearbeiteten Plane durch den mit der Auswahl der Einrichtungsgegenstände betrauten Verfasser dieses Berichtes in Angriff genommen werden konnte. Da der nach dem Kriege als Ostvertriebener mit seiner Familie in das Haus eingewiesene und seitdem dort im Ruhestande lebende Forstbeamte wohnen bleiben sollte, um im Auftrage des Landesmuseums mit seiner Frau den Aufsichts- und Reinigungsdienst wahrzunehmen, konnten zunächst außer der Däle nur 4 von den 13 Räumen des Hauses museal genutzt werden. Es war daher auch nicht möglich, die 4 ver-

fügbaren Räume genau entsprechend ihrem ursprünglichen Verwendungszweck auszustatten. Andererseits sollte der Hausrat nicht auf solche Gegenstände beschränkt bleiben, die nachweislich oder doch vermutlich im 18. und 19. Jahrhundert zum Inventar eines Kleinbauernhofes in Bortfeld gehört hatten, weil sonst die Aufgabe nicht erfüllt werden konnte, einen allgemeineren Überblick über die Wohn- und Wirtschaftsweise des braunschweigischen Landvolkes zu geben. Natürlich wurden in erster Linie diejenigen Gegenstände, die 1941 der Landkreis aus dem Inventar der früheren Hausbesitzerin übernommen hatte, jetzt wiederverwendet, nachdem sie im Landesmuseum einer gründlichen Restaurierung unterzogen worden waren. Dazu kamen ausgewählte Stücke aus den magazinierten alten Beständen des Landesmuseums, und zwar bevorzugt solche, die aus dem Landkreis Braunschweig stammten. Schließlich standen zahlreiche Arbeitsgeräte zur Verfügung, die aufgrund des im vorigen Heft unserer Zeitschrift veröffentlichten Aufrufes zur Sammlung alten bäuerlichen Gerätes in den letzten Monaten aus Orten des Verwaltungsbezirks Braunschweig geschenkt worden waren. Zu den Schenkern, denen auch an dieser Stelle nochmals herzlich für ihr selbstloses Interesse an der Förderung des Landesmuseums und der volkskundlichen Forschung gedankt sei, gehören in Bortfeld Otto Behme, Otto Bartels, Willi Cordes, Julius Feuge, Hermann Lampe, Heinrich Rickmann, Heinrich Schrader, Heinrich Voges, Hermann Wehmer und Otto Wehmer, ferner in Groß Gleidingen Heinrich Heike-Cramm, in Groß Vahlberg Waldemar Löhr, in Immenrode Wilhelm Bergenroth, in Rautheim Heinrich Schliephake, in Watenbüttel Heino Meier und in Weferlingen Ludwig Blöbaum. Bei der Gewinnung dieser neuerworbenen Geräte konnte sich der Unterzeichnete der Hilfe seines Kollegen Dr. H. A. Schultz erfreuen. An der Zusammenholung der Schenkungen aus den Dörfern beteiligten sich ferner Museumstischler Berkhan und Museumshausmeister Rau. Sie sorgten zusammen mit dem Museumsrestaurator Wüstner für die Reinigung und Instandsetzung des neuen und alten Ausstellungsgutes, für dessen Transport nach Bortfeld und seine Unterbringung im Hause und Schauer. Frau Webmeisterin Fuhse leitete die fachgerechte Wiederaufstellung eines Webstuhles aus dem frühen 19. Jahrhundert, der viele Jahre abgebaut im Magazin des Landesmuseums hatte lagern müssen.

Nachdem die museal ausgestatteten Räume ihre Beschriftung erhalten hatten, konnten sie der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden. Dies geschah in einem schlichten Festakt am 17. Juni 1968, zu dem der Landkreis Braunschweig Vertreter des Kreistages und der Kreisverwaltung, der Gemeinde Bortfeld, des Verwaltungspräsidiums Braunschweig und des Braunschweigischen Landesmuseums sowie die Bevölkerung von Stadt und Land eingeladen hatte. Nach einer Begrüßungsansprache des Landrats Lauenstein übergab Oberkreisdirektor Geffers das Haus offiziell in die Obhut des Landesmuseums. Museumsdirektor Dr. Hagen dankte dem Landkreis und der Regierung für die großzügige Hilfe bei der Verwirklichung der Idee eines Bauernhausmuseums in Bortfeld und allen an der Instandsetzung und Einrichtung des Hauses Beteiligten für das gute Gelingen des Werkes. Danach führte er die Teilnehmer durch das Haus und zum Schauer und erläuterte an den ausgestellten Gegenständen die volkskundlichen Aufgaben eines Bauernhausmuseums.

Bevor ein gedruckter Führer durch das Bauernhausmuseum erscheint, der sich in Vorbereitung befindet, möge hier wenigstens in großen Zügen unter Verzicht auf eine vollständige Aufzählung des Inventars angedeutet werden, was den



Blick vom Flett in die Däle des Hauses Nr. 50

Foto: Otto Hoppe

Besucher dort erwartet. Sein Blick fällt beim Eintritt in die Däle wohl zuerst auf die an der hinteren Dälenwand beiderseits einer bemalten Lade aufgestellten überlebensgroßen Figuren aus geschnitztem und bemaltem Holz aus der Werkstatt des 1935 verstorbenen Braunschweiger Bildhauers Götting. Sie stellen einen Bauern und eine Bäuerin in der ostfälischen Volkstracht dar, die in Bortfeld bis zum Ersten Weltkrieg noch von älteren Leuten getragen wurde. Sie und die zwischen den Figuren über der Lade aufgehängten Darstellungen von Bortfelder Trachtenträgern in farbigen Lithographien aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts sollen eine Vorstellung davon vermitteln, wie die Menschen ausgesehen haben mögen, die in diesem Hause vor vielen Jahrzehnten ein und aus gingen. Fotos von einigen der letzten Bortfelder Trachtenträger aus dem frühen 20. Jahrhundert an der Flettwand über der Eßecke runden dieses Erscheinungsbild ab.

Daß die Bortfelder schon früher nicht nur „saure Arbeit“ kannten, sondern auch „frohe Feste“, zeigt stellvertretend für viele andere Zeugnisse des ostfälischen Volksbrauchtums im Jahres- und Lebenslauf eine an der hinteren Dälenwand angebrachte Fahne aus gedrechseltem und bemaltem Holz, die ein Bortfelder im 19. Jahrhundert als Siegespreis beim „Fahnenjagen“, dem ostfälischen Reiterwettkampf der Pfingstzeit, gewonnen und nach altem Brauch voller Stolz an der Außenwand seines Hauses befestigt hatte.

Die Freude an der farbigen Behandlung des Holzwerks, die aus dieser Fahne spricht, ist kennzeichnend für die ostfälische Volkskunst, die sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts einen eigenen Farbstil bewahrt hatte. Beispielhaft dafür ist nicht nur die unter der Fahne stehende „Lade“ (Truhe mit flachem Deckel), sondern auch die Möbelausstattung der Schlafkammer auf der

linken Seite der hinteren Däle, zu der außer einer zweiten bemalten Lade eine bemalte Bettstelle und eine bemalte Wiege gehören, sowie der farbig behandelte, kunstvoll gedrechselte Handtuchhalter im Küchenraum.

Einen weiteren Eindruck von der alten bäuerlichen Wohnkultur unserer Heimat vermittelt außer der Schlafkammer die schon erwähnte Eß e c k e „unter der Lucht“ auf der rechten Seite des zum Flett erweiterten hinteren Dälenteils, wo ein fast quadratischer Eßtisch mit breiten Fußbrettern zwischen den gedrechselten kräftigen Beinen von einer „Banklade“, einer einfachen Wandbank und drei Brettschemeln mit verzierten Rückenlehnen eingefast ist.

Einen Einblick in die hauswirtschaftliche Arbeit der Landfrau gewährt ein als K ü c h e eingerichteter weiterer Raum an der linken Dälenseite. Man erkennt darin, wie stark früher als Werkstoffe Holz und gebrannter Ton vor Schmiede- und Gußeisen, Stahl, Blech, Buntmetall, Porzellan und Glas überwogen, von den heute in der Küche vorherrschenden Kunststoffen ganz zu schweigen. An hölzernen Gegenständen finden sich Teller, Löffel, Quirle und anderes Kleingerät, Butterfässer und Butterformen, der kunstvoll gefügte „Schöttelkranz“ als Untersatz für heiße Pfannen und Töpfe, der verstellbare Aufhänger für den Beleuchtungskörper, „Mollen“ (Mulden) verschiedener Größen für Teig und Schlachtegut sowie die Vorrichtungen zum Spülen des Geschirrs, aus gebranntem Ton das kleine Ziegenbutterfaß, der Steintopf zum Konservieren von Lebensmitteln, die Satten zum Säuern der Milch in dem mit einer Holzgittertür verschlossenen Vorratsschrank und die farbig verzierten Teller, Schüsseln und Näpfe. Zum Holzwerk der Küche gehört auch das an der linken Dälenwand aufgehängte große Lattengestell, das dazu bestimmt war, mittels zweier Tragstangen eine größere Anzahl von Plattenkuchen für Festlichkeiten befördern zu können.

In einem dritten Raum an der linken Dälenseite ist Stallinventar vereinigt, das teils dem Pferde-, teils dem Rindvieh- und teils dem Schweinestall entstammt. Man sieht u. a. Zuggeschirre für Pferde und Ochsen mit einer geflochtenen Ochsenpeitsche, hölzerne Pferdeschuhe für das Betreten sumpfiger Wiesen, eine Schneidelade für Futterstroh, alte Hohlmaße für Korn und Gerätschaften für Hausschlachtungen. Zu diesen gehören auch eine große „Slachteschote“ (ovale Wanne) zum Abbrühen des geschlachteten Schweines, die neben der Stalltür an der linken Dälenwand lehnt, und der dabei an der Wand aufgehängte Salzkasten in Hausform. Eine mächtige Grützmühle von 1726, also dem Erbauungsjahr des Hauses, steht ebenfalls zwischen dem Stall- und dem Küchenraum auf der Däle.

Gegenüber auf der rechten Seite der Däle haben ein Webstuhl und eine Garnwinde aus dem frühen 19. Jahrhundert Platz gefunden. Welche sinnreich erdachten Gerätschaften dazu notwendig waren, um das Garn für das auf dem Webstuhl zu fertigende Linnen in einem langwierigen Veredelungsprozeß aus den Stengeln der Flachspflanzen zu gewinnen, zeigt der Raum der Fl a c h s b e a r b e i t u n g vor dem Webstuhl rechts von der Däle. Dort stehen nebeneinander in der Reihenfolge ihrer Benutzung die „Traite“ und der demselben Zweck dienende „Flaßklöpper“, die „Brake“ (Breche) und die später an ihre Stelle getretene Braakmaschine, der „Swingebock“ mit dem daran hängenden „Swingebrät“, der „Rippebock“ mit dem auf dessen Lederpolster liegenden „Ripp-Isen“, die „Heckele“ (Hechel) auf dem „Heckelstaul“, der „Spinnwocken“ (Spinnrad) und der Haspel. Das erste und größte Gerät der Flachsbearbeitung, der „Reppelboom“, an dessen Eisenzähnen die Samenkapseln von den Flachsstengeln abgerissen wurden, paßte wegen seiner Länge nicht in diesen Raum und mußte an der rechten Dälenwand über der Lucht aufgehängt werden.



Im übrigen sind die Dälenwände beiderseits mit allerlei Handgeräten zum Einbringen und Verarbeiten der Ernte behängt, darunter verschiedene Sensen- und Forkenarten, hölzerne Harke, Geffel und Dreschflegel. Zur Ausbesserung oder Neuanfertigung von Holzteilen dieser und anderer Arbeitsgeräte diente die an der rechten Dälenwand aufgestellte „Tö(ge)bank“ (Ziehbank), die als uralter Vorläufer der Hobelbank des Tischlers auf keinem Bauernhof fehlen durfte.

Die größeren Geräte, die nicht auf der Däle untergebracht werden konnten, sind unter dem neuen „Schauer“ (Schuppen) aufgestellt oder aufgehängt. Dort befinden sich hölzerne und eiserne Eggen, hölzerne Ackerwalzen, Pflüge verschiedener Typen, Geräte für Rübenanbau und Rübenernte, wie Drillmaschine, „Griwwel“, Rübengabel und Rübentrage, Nachharken für die auf dem Stoppelfeld lieengebliebenen losen Getreidehalme, „Windfegen“ (Kornreinigungsmaschinen), Jauchewagen mit hölzernem Faß, Schiebekarren verschiedener Typen, eine „Schaperkarre“ zum Übernachten des Schäfers im Freien bei der Herde, ein Ackerwagen mit Ladezeug und bäuerliche Jagdwagen.

Dieser Gerätebestand des Schauers wird wie das Inventar des Hauses durch Neuerwerbungen weiterhin vermehrt werden, soweit noch wesentliche Dinge fehlen. Aber schon jetzt lohnt sich der Besuch des Bauernhausmuseums in Bortfeld bei der Reichhaltigkeit des Ausstellungsgutes und der stimmungsvollen Schönheit der Gebäude und der Grünanlagen in vollem Maße für jeden Heimatfreund und für Schulklassen, die einen lebendigen Eindruck von der Wohn- und Wirtschaftsweise der Bauern unserer Heimat vor dem Beginn der Technisierung der Landwirtschaft gewinnen möchten. Das Haus ist jeden Sonntag von 10 bis 13 und von 15 bis 17 Uhr geöffnet, außerdem für Schulen und Gruppen auch an den Werktagen zu den angegebenen Zeiten. Falls Führungen gewünscht werden, möge man sich rechtzeitig vorher beim Landesmuseum in Braunschweig (Fernruf 2 43 89) anmelden.

## *Sicherstellung von Naturdenkmälern im Landkr. Wolfenbüttel*

Durch Verordnungen des Landkreises Wolfenbüttel als der zuständigen unteren Naturschutzbehörde wurden am 19. Mai bzw. am 21. August 1967 folgende Bäume als Naturdenkmale sichergestellt: 7 Hainbuchen bei dem an der Südostecke des Forstorts „Hainsches Bruch“ in der Forstgemarkung Harzburg I angelegten Campingplatz, 5 Schwarzkiefern westlich der Waldarbeitersiedlung „Wolfsklippen“ in der Forstgemarkung Harzburg I sowie eine Rotbuche im Garten des Hofgrundstücks von H. Schaare in Wartjenstedt (Flur 1, Parzelle 24). Die Verordnungen wurden veröffentlicht in Stück 10 des 46. Jahrganges des Amtsblattes für den Niedersächsischen Verwaltungsbezirk Braunschweig vom 18. Oktober 1967.

## *Neues heimatliches Schrifttum*

Heinz-Bruno Krieger, Elmsagen. Ein Beitrag zur Volkskunde des Elm-Gebietes. Verlag Hans Oeding, Braunschweig und Schöppenstedt 1967. 212 S. kartoniert.

551 Sagen und Sagenvarianten hat der Verfasser in diesem Buche vereinigt.

Davon sind rund 100 älteren Veröffentlichungen anderer Sagensammler entnommen, so z. B. aus den „Sagen des Herzogtums Braunschweig“ von Th. Voges, 25 aus den heimatkundlichen Arbeiten des Schöningers K. Rose und 13 aus den von O. Schütte im Braunschweigischen Maga-



zin veröffentlichten volkskundlichen Beiträgen. Alles andere hat H. B. Krieger selbst aus dem Volksmunde geschöpft. Seine reiche Ausbeute ist ein erstaunlicher Beweis dafür, wieviel altes Sagengut in unserer heutigen, scheinbar so nüchtern gewordenen Welt der Technik unbeirrt vom geschriebenen und gedruckten Wort, vom Rundfunk und Fernsehen in der Bevölkerung der Dörfer und Kleinstädte unserer Heimat noch lebendig ist und von Mund zu Mund immer noch wie vor Jahrzehnten weitergegeben wird. Diese Erkenntnis sollte jedem Volkskundler Mut machen, auch künftig den mündlichen Überlieferungen einfacher Menschen in Stadt und Land Aufmerksamkeit zu schenken, da diese Quellen des Volksgeistes entgegen allen pessimistischen Vorurteilen noch nicht versiegt sind, sei es in den Bereichen der Volkssprache und der Volksdichtung, sei es in denen der Volksmedizin, des Volksglaubens und des Brauchtums.

Allerdings bedarf es, um aus solchen Quellen in der Gegenwart schöpfen zu können, eines echten Vertrauensverhältnisses zwischen Fragenden und Antwortenden. Mit der zudringlichen Geschäftigkeit eines modernen Reporters der Demoskopie ist hier nicht gewonnen, geht es doch um Bezirke des Seelenlebens, die sich dem Forschenden nur dann erschließen, wenn er in behutsamem Einfühlungsvermögen die gleiche Sprache zu sprechen weiß wie sein Gegenüber. Diese Gabe besitzt H. B. Krieger in hohem Maße, und das war neben seinem Spürsinn, seinem unermüdlichen Sammeleifer und der geduldigen Ausdauer bei seinen Erkundungsgängen das Geheimnis seines großen Erfolges.

Gegliedert hat der Verfasser seinen Stoff in 35 Abschnitte, denen die thematisch zusammengehörigen Sagen zugeordnet sind.

Er bemühte sich darum, die Erzählweise seiner Gewährsleute, deren Namen jeweils angegeben sind, so getreu wie möglich wiederzugeben, zum Teil in der Mundart des Elmgebietes. Wenn dabei nicht immer ein einwandfreies Plattdeutsch zutage kam, so liegt das offensichtlich an dem wachsen-

den Einfluß der hochdeutschen Umgangssprache auf die heutigen Bewohner der Elmlandorte. Die etwas eigenwillige Schreibung des Plattdeutschen durch den Verfasser beeinträchtigt das Verständnis der mundartlichen Texte kaum. Trotzdem wäre es wünschenswert, wenn bei einer etwaigen 2. Auflage des vorliegenden Buches die plattdeutsche Rechtschreibung der bewährten Norm angepaßt würde. Dabei könnte dann vielleicht auch der vielfältige Stoff noch etwas organischer gegliedert werden, als es jetzt infolge der Verwendung des stehenden Drucksatzes von der in Fortsetzungen erschienenen Erstveröffentlichung in der „Elmzeitung“ möglich war. Dem Verlag Oeding, der sich mit dieser Veröffentlichung um die Heimatforschung ein großes Verdienst erworben hat, ist ebenso eine weite Verbreitung des Sagengutes und damit ein rascher Verkauf der Erst-Auflage zu wünschen, wie dem Verfasser, der darin nicht nur die Anerkennung für seine jahrzehntelangen Bemühungen um das heimische Sagengut erblicken möge, sondern auch einen Ansporn dazu, anderen Bereichen der Volksüberlieferungen wie etwa der Volksmedizin und dem Brauchtum ebenfalls eine so erfolgreiche Sammelarbeit zu widmen.

Flehsig

Kronenberg, Kurt, Mit Merian durch Gandersheim. 1968. Verlag C. F. Hertel, Bad Gandersheim.

Als Band 5 der Reihe „Aus Gandersheims großer Vergangenheit“ erschien vor wenigen Wochen dieses Heft. Wie der Titel bereits verrät, gibt es einen genauen, wissenschaftlich sehr gut fundierten topographischen Geschichts-Querschnitt, der noch durch eine Reihe von mittelalterlichen Plänen, Fotos und Vergrößerungen aus dem Merianstich selbst vervollständigt und damit unterstützt wird. Die so erzielte Übersicht ist sehr gut. Der Inhalt des Bandes soll, wie es der durch viele andere Schriften über Gandersheims Grenzen hinaus bekannte Autor, Pastor Dr. Kronenberg, sagt, ein Streifzug durch die mittelalterliche Stadt Gandersheim sein, der an Hand des Merianstiches von 1652 unternommen wird.

Schu.

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag  
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

54. Jahrgang

Dezember 1968

Heft 3/4

## *Botanische Beobachtungen im Heidberggebiet bei Braunschweig*

von Wilhelm Osterloh

Von 1918 bis 1923 streifte ich mehrmals mit einigen Schulfreunden auf dem Wege nach dem damals botanisch noch interessanten Mascheroder Holze das Heidberggebiet. Ich erinnere mich an mehrere Kiesgruben und Müllplätze, einige kleine Obstgärten und eine umfangreiche Ackerflur. Später kamen gewiß weitere Kiesgruben dazu, andere wurden durch Müll zugeschüttet. Leider beachteten wir die Pflanzenwelt dieses Raumes nicht. Eine junge Lehrerstudentin stellte allein auf dem ziemlich kleinen Raum des Lauseberges (etwa an der heutigen Stettinstraße) vor rund fünfzehn Jahren über 200 Pflanzenarten fest. Als große Teile der Feldmark liegenbleiben mußten, breiteten sich zahlreiche Ackerunkräuter ungestört aus. Gartenflüchtlinge und einwandernde Schutt- und Ödlandpflanzen (Ruderalpflanzen) kamen dazu, so daß sich im Verein mit typisch sandliebenden Pflanzengesellschaften noch im Herbst 1966 eine sehr bemerkenswerte Flora hier befand. Seitdem wurden weitere Flächen des Gebietes bebaut oder planiert. Starke Einbußen im Tier- und Pflanzenbestande zeichneten sich bald ab. Dichtes Buschwerk, Pflanzen mit reichem Samenanfall, viele Hänge, Wasser in einigen Kühlen und Baumbestände boten gute Lebensmöglichkeiten für viele Tiere. Ich nenne nur Igel, Hase, Kaninchen, Rebhuhn und sogar Fasan sowie zahlreiche andere Vogelarten. Nun mußten sie sich anpassen, abwandern oder zugrundegehen. Interessante Pflanzenarten erfreuten den Naturfreund, auch wenn es keine ausgesprochenen Seltenheiten waren. Ich kann nicht alle aufzählen. Die Auswahl der beachtenswerten war schwierig und kann gewiß umstritten sein.

Der Huflattich (*Tussilago farfara* L.) zeigt auf weiten Flächen mit seinen goldgelben Blütenköpfen den Frühling an. Die rundlichen, unterseits graufilzigen Blätter erscheinen gegen Ende der Blütezeit. Die bräunlichen Stengel mit der Sporenähre an der Spitze gehören zum Acker-Schachtelhalm (*Equisetum arvense* L.), der die grünen, assimilierenden Sprosse etwas später treibt. Die Böschungen des Bächleins, das, vom Mascheroder Holze kommend, nach Westen der Oker zueilt und die Siedlung an der Greifswaldstraße gegen die Feldmark abgrenzt, schmücken sich mit den rötlichen Blütenständen der Gemeinen Pestwurz (*Petasites hybridus* [L.] Gaertn. usw.). Die Blätter folgen bald. Wenn sie die Größe

und, grob gesehen, auch etwa die Form von Rhabarberblättern erreicht haben, sind die Fruchtstände bis fast zu einem Meter hoch und tragen zahllose silberweiße, flugfähige Samen. Der Saft der Pflanze duftet nicht gerade lieblich, sie ist aber harmlos.

Mehrere Unkräuter tauchen jetzt in Menge auf, z. B. die Rote Taubnessel (*Lamium purpureum* L.), das Hirtentäschelkraut (*Capsella bursa-pastoris* [L.] Med.) und einige Arten Ehrenpreis (*Veronica* L.). Am auffallendsten ist wohl das recht hübsche Frühlings-Greiskraut (*Senecio vernalis* W. u. K.). Es erreicht 25 bis 50 Zentimeter Höhe. Der Stengel und die buchtig-gefiederten Blättchen sind zottig-behaart. Die kleinen, gelben Blütenköpfe bilden zu mehreren eine doch ansehnliche rispige Traube. Bertram gibt 1908 nur wenige Fundorte im Lande Braunschweig an. Herkunftsland ist Rußland. Die Zerstörung der Innenstadt Braunschweigs mit den großen geräumten Flächen in den folgenden Jahren und die unbebauten Ländereien im Südosten der Stadt mit ihren vorwiegend sandigen und warmen Böden mögen zu starker Ausbreitung der Pflanze geführt haben.

Wegen seiner Menge fällt fast überall der Bauernsenf (*Teesdalia nudicaulis* [L.] R. Br) auf. Einzelne Pflanzen werden leicht übersehen. Die Pflanze wird nur etwa zehn bis fünfzehn Zentimeter hoch. Die leierförmig gefiederten Blätter sind zu einer grundständigen Rosette vereinigt. Mehrere kleine, weiße Blüten bilden ein Träubchen.

Etwas später erscheint ein weiterer Einwanderer. Es ist der Ungarische Rauken-senf (*Sisymbrium altissimum* L.). Er wird bis zu siebzig Zentimeter hoch und ist oft stark verästelt. Die oberen Stengelblätter sind fiederteilig mit linealen Fiedern. Die vielen kleinen, gelblichen Blüten bilden eine sehr lockere, große Rispe. Die Pflanze ist nur am Grunde behaart.

Ein Blick in das Gebüsch auf dem Grunde der großen Kuhle zwischen der Anklam- und Dresdenstraße brachte im Juni 1967 eine besonders erfreuliche Überraschung. Ich entdeckte einen Bestand des Gefleckten Knabenkrautes (*Orchis maculata* L.) mit 25 blühenden und vielen nichtblühenden Exemplaren. Diese Orchidee hat am Grunde mehrere ziemlich große und am Stengel einige kleinere, schmale Blätter. Die Blätter sind mehr oder weniger gefleckt. Die bis fünfzig Zentimeter hohe Pflanze wirkt schlank und elegant. Die Blüte ist wie bei allen Orchideen ein besonderes Kunstwerk. Ihre Beschreibung würde ziemlich lang werden und muß leider unterbleiben. Bei dieser Art kann man mit einer Bleistiftspitze das Herauslösen der Staubpakete aus ihrer Nische leicht demonstrieren. In der Natur geschieht das durch den Kopf besuchender Insekten. Etwa zwanzig bis dreißig Blüten, jede oberhalb eines Tragblättchens, bilden eine stattliche Blütenähre. Unsere Pflanzen waren besonders kräftig mit außergewöhnlich prächtigen Blütenständen. Nachdem im Herbst 1967 das Innere des Westteils der Kuhle kahlgeschlagen worden war, und vom Mai 1968 an dieser Teil zugeschüttet wurde, ist damit die einzige einheimische Orchideenart des Heidberggebietes vernichtet.

Mit dem Sommer erscheinen viele Arten besonders stattlicher Pflanzen, die Teile des Gebietes in eine Art blühendes Dickicht verwandeln. Ich nenne den Stachel-Lattich (*Lactuca serriola* Torn). Die gelblichen Blütenköpfchen dieses Gewächses fallen trotz ihrer Vielzahl kaum auf. Wenn man das baldige Aufblühen erwartet, zeigt oft schon der nächste Tag, daß die Pflanze bereits zu fruchten beginnt. Um so mehr prahlt der Rainfarn (*Chrysanthemum vulgare* [L.] Bernh.) mit

großen, goldgelben Doldenrispen. Zusammen mit dem Gemeinen Beifuß (*Artemisia vulgaris* L.) beherrscht er an manchen Stellen große Flächen. Der Beifuß hat viele, tief eingeschnittene, unterseits weißfilzige Blätter und große, durchblätterte Blütenrispen aus zahllosen kleinen, eiförmigen Blütenköpfchen. Hier und da durchbrechen die teilweise mannshohen Pflanzen der Kanadischen Goldrute (*Solidago canadensis* L.) das Dickicht, leicht kenntlich an den goldgelben Blütenständen. Die letzten vier Arten sind Korbblütl. Zwei Schmetterlingsblütl., der Weiße Steinklee (*Melilotus albus* Med.) und der Echte Steinklee (*Melilotus officinalis* [L.] Lam. em. Thuill.) sind vereinzelt vertreten, letzterer gelbbühend. Mehrere Arten Weide (*Salix* L.) konnten nicht mehr rechtzeitig bestimmt werden. Die Blütenstände des Schmalblättrigen Weidenröschens (*Epilobium angustifolium* L.) und des Zottigen Weidenröschens (*E. hirsutum* L.) mischen ein kräftiges Rot zwischen die übrigen Farben, letzteres auch am Bächlein. An vielen Stellen trat ein weiterer Einwanderer auf, die Glanzblättrige Melde (*Atriplex nitens* Schk.).

Diese Pflanze ist reich verästelt, wird bis zu einem Meter und darüber hoch und hat große, oberseits glänzende, unterseits weißliche Blätter. Die zahlreichen Blüten sind ziemlich unscheinbar. Die Glanzmelde fällt schon von weitem durch ihre hellgrüne Gesamtfärbung auf. Ihre fruchtenden Pflanzen heben sich durch fahlweiße Färbung noch deutlicher von der Nachbarschaft ab. Bertram gab 1908 von dieser Art nur ein Vorkommen bei Nordhausen an. Sie erreichte unseren Raum wohl schon vor 1939 und trat auf den Trümmerfeldern der Stadt in ungeheuren Massen auf. Der ehemalige Rautheimer Steinbruch barg sie bis etwa 1958. Weitere Fundorte sind in der Nähe des Städt. Krankenhauses II, an der Neuen Oberschule und seit 1966 an der Wabeböschung östlich von Rautheim. In der Heidbergsiedlung wuchs sie besonders bei der Anklamstraße und zwischen der Anklam- und Dresdenstraße. Ab 1968 schienen alle Fundorte hier zerstört zu sein. Im August 1968 entdeckte ich indes am Lauseberge auf ziemlich frisch aufgeschüttetem Schutt und Sand etwa 200 kräftige, z. T. übermannshohe, Exemplare der Glanzmelde; und etwas später östlich davon und an der Anklamstraße noch eine Anzahl kleinerer Stücke.

Auf sandigem Boden an der großen Kuhle südlich der Dresdenstraße erscheint im Sommer ein bemerkenswerter Pflanzenverein. Es sind Pflanzen, die dem Standort entsprechend wenig Wasser zur Verfügung haben und durch geeignete Einrichtungen die Verdunstung einschränken (Behaarung, wenig Blattwerk, niedriger Wuchs, Rosettenbildung).

Mit stakigem Wuchs und sehr wenigem Blattwerk meldet sich das Berg-Sandglöckchen (*Jasione montana* L.), unbeachtet, bis es blüht. Viele kleine, himmelblaue Blüten sind zu einem rundlichen Köpfchen vereinigt. Es gehört zu den Glockenblumengewächsen. Der Rote Spärkling (*Spergularia rubra* [L.] Presl.) wird noch leichter übersehen. Seine Blätter sind unscheinbar, der Wuchs ist sehr niedrig, und das Pflänzchen schmiegt sich geradezu dem Boden an. Erst durch seine rosaroten, wenn auch kleinen Blüten fällt es etwas auf. Bis zwanzig Zentimeter Höhe erreicht dagegen die ebenfalls mit spärlichem Blattwerk versehene Heide-Nelke (*Dianthus deltoides* L.), deren Stengel außerdem kurzbehaart ist. Da die Pflanze mehrere, manchmal viele, relativ große, rote Blüten treibt, wirkt sie recht ansehnlich. Spärkling und Heide-Nelke sind Nelkengewächse. Recht häufig ist der Hasenklee (*Trifolium arvense* L.), der stark abweicht von dem Bilde, das man sich sonst vom Klee macht. Die Blütenkronblätter sind weißlich bis rosa. Da sie kürzer als

die Kelchzähne sind, viele Blüten in einem Köpfchen vereinigt werden, und der Kelch dicht weich- und weißhaarig ist, hat man den Gesamteindruck eines sehr wolligen, ein bis zwei Zentimeter langen Köpfchens, und die Pflanze hat viele solche Köpfchen. Die Blätter zeigen die für Klee typische Dreiteilung, aber das Blattwerk ist insgesamt doch recht spärlich. Recht unscheinbar ist der Kleine Vogelfuß (*Ornithopus perpusillus* L.). Er hat kleine, weißliche, teilweise violett geäderte Blüten. Die Blättchen haben sieben bis zwölf Paar elliptische Seitenfedern. Der Stengel ist dünn, niederliegend, wie die Blättchen dicht weißhaarig.

Hasen-Klee und Vogelfuß sind Schmetterlingsblütler. Einen recht schönen Schmuck des kargen Bodens bildet das' Kleine Habichtskraut (*Hieracium pilosella* L.), da es gern truppweise auftritt. Es schmiegt sich dem Boden an. Die Blattunterseite ist grüngrau und weißfilzig. Der Stengel trägt nur einen Blütenkopf. Die Art treibt gern Ausläufer mit entfernt stehenden, nach der Spitze zu kleineren Blättern. Sie gehört zu den Korbblütlern.

Der kleine Teich am Grunde der großen, jetzt teilweise zugeschütteten Kuhle barg keine Seltenheiten, jedoch sind einige Pflanzenarten erwähnenswert. Sofort fiel das Gemeine Schilfrohr (*Phragmites communis* Trin.) auf. Auf der Wasseroberfläche schaukelten die langgestielten, kreisrunden, am Grunde tief herzförmigen Blätter des Froschbisses (*Hydrocharis morsus-ranae* L.). Das Gemeine Sumpfried (*Eleocharis palustris* [L.] R. u. Sch.) bildete eine kleine Kolonie. Diese Pflanze besteht eigentlich, abgesehen von einigen Blättchen am Grunde, fast nur aus einigen Blütenstielen mit zwei bis fünf Millimeter langen Blütennährchen an der Spitze. Durch Ausläufer sucht die Pflanze sich auszubreiten. Zahlreicher war der Gemeine Froschlöffel (*Alisma plantago-aquatica* L.) vertreten. Der blattlose, sehr verästelte Stiel trägt viele kleine weiße oder rötliche Blüten in einer sehr großen, lockeren Rispe. An seinem Grunde entsprossen die Blattstiele, die die großen, eiförmigen Blätter über das Wasser heben. Die Pflanze kann auch außerhalb des Wassers, wenn auch auf feuchtem Boden, leben. Natürlich sind noch vertreten die Warzen-Birke (*Betula pendula* Roth), Zitter-Pappel (*Populus tremula* L.) und einige Weidenarten. Infolge der weitgehenden Ausforstung und Zuschüttung der Kuhle bereits im Herbst 1967 und Frühling bis Herbst 1968 können hierüber keine näheren Angaben mehr gemacht werden.

Vernichtet wurden die prachtvollen Bestände des Gebräuchlichen Seifenkrautes (*Saponaria officinalis* L.) mit außergewöhnlich kräftigen Pflanzen beim ehemaligen Sportplatze Blau-Gelb. Auch jenes Riesenexemplar der Wiesen-Bärenklau (*Heracleum sphondylium* L.) endete, das zu den zwei bereits im Sommer 1967 getriebenen und schon fruchtenden großen Blütendolden im Herbst 1967 noch eine Blütendolde trieb.

Die Bebauung des Geländes ist notwendig, die weitgehende Dezimierung der Pflanzenwelt unumgänglich. Jeder Naturfreund sieht gleichwohl mit Bedauern die Eingriffe in eine doch recht reizvolle Pflanzengesellschaft. Als Ausgleich bieten sich zahllose neue Arten von Gartenpflanzen an. Der Stadt Braunschweig und den verschiedenen Baugesellschaften gebühren Dank und Anerkennung der Heideberger für die bereits geschaffenen Anlagen. Weitere werden zu unserer Freude noch folgen. Außerdem haben viele Eigenheimbesitzer mit gutem Geschmack, Sachverstand und auch Glück in ihre Gärten sehr viele interessante und farbenprächige Pflanzenarten, darunter große Raritäten, eingebracht. Wir müssen nur mit offenen Augen die Siedlung durchwandern.

# *Die Steinfelder der Oker und ihre kennzeichnende Pflanzengesellschaft*

von Dieter Wilhelm Weber-Oldecop

Unweit der Oker zwischen Schladen und der Werlaburg steht ein Gedenkstein mit der Inschrift:

Diese einst öde Steinfeld wurde vom  
Landes-Oekonomierath von Hoppenstedt  
in den Jahren 1870—94 mit Energie und  
großem Fleiß urbar gemacht und zu  
einem fruchtbaren Felde hergerichtet

Pslm. 90. 10

Der nachdenkliche Betrachter des Steins fragt sich, was das nun eigentlich ist — ein Steinfeld.

Vom Harzrand bis in die Gegend des heutigen Börßum hat die Ur-Oker schon in der Eiszeit gewaltige Schottermassen verfrachtet, die bis zu 50 m Mächtigkeit besitzen. Diese wurden dann in der Nacheiszeit von Flußgeschiebe und Schotter, von Kiesen und Sanden nochmals überlagert, wodurch die heutigen Steinfelder gebildet wurden. Bei Hochwasser sind sie größtenteils überschwemmt, wobei die Feinerde fortgeschwemmt wird. Die Oker ist in diesem Gebiet unreguliert und verändert oft ihren Lauf.



Blick über das Steinfeld von Vienenburg nach Südwesten.

Aufn.: Ellen Weber-Oldecop (2)

Während die Harzrandmulde sonst mit ihren fruchtbaren Lößböden ein einziges großes Ackerbaugelände ist, sind die Steinfelder in ihrem Naturzustand ganz unfruchtbar. Das liegt nicht nur an dem Mangel an Feinerde, sondern auch daran, daß der Boden durch die Pochsande aus den Erzverhüttungsanlagen des Harzes mit Schwermetallsalzen, nämlich mit Kupfer-, Blei- und Zinksalzen, vergiftet ist. Wegen der Schwermetallvergiftung des Untergrunds sind auch Aufforstungsversuche wenig erfolgreich. Die Pochsande konnten genau wie das übrige Material der Steinfelder so weit von der Oker verfrachtet werden, weil der Fluß vom Harzrand bis Börßum ein Gefälle von etwa 5 m je km hat, unterhalb von Börßum beläuft es sich nur noch auf etwa ein Zehntel dieses Wertes.

Das Steinfeld zwischen der Werlaburg und Schladen wurde durch das Aufleiten der Abwässer der Zuckerfabrik Schladen in Ackerland umgewandelt. Unterhalb der Werlaburg bedeckt dann schon der Auelehm die Flußau der Oker.

Für die Steinfelder ist eine Pflanzengesellschaft, die auf der ganzen Welt nur im Harz und in seinem Vorland auftritt, ganz außerordentlich kennzeichnend, nämlich das *Armerietum halleri* Libbert 1930, Hallers Grasnelken-Flur. Der natürliche Standort dieser Assoziation ist im Harz auf ausstreichenden Kupferflözen. Erst durch die Erzverhüttung und die Verfrachtung der Pochsande in die Steinfelder sind der Pflanzengesellschaft zugehörige Wuchsorte auch außerhalb des Harzes geschaffen worden. Hallers Grasnelken-Flur vermag nur auf schwermetall-

beeinflusstem Untergrund zu wachsen, weil dort der Wettbewerb der anderen, schwermetallempfindlichen Pflanzen fortfällt. Es ist jedoch nicht so, daß die Kennarten der Gesellschaft die Schwermetalle für ihren Stoffwechsel benötigen.

Die Kennarten sind Hallers Grasnelke (*Armeria halleri* Wallroth), sowie bestimmte Formen der Frühlings-Miere (*Minuartia verna* ssp. *hercynica* Willkomm) und des Leimkrautes (*Silene vulgaris* var. *humilis* Schubert). In der feuchten Ausbildung der Gesellschaft kommt auch Hallers Gänsekresse (*Arabis* = *Cardaminopsis halleri* L.) vor, die die Oker sogar bis in den Bürgerpark in Braunschweig und noch bis unterhalb Braunschweigs begleitet.

Die Pflanzengesellschaft wird an vielen Stellen von Hallers Grasnelke beherrscht, die über ihren grünen Polstern schon im April leuchtend rot blüht. Die Frühlings-Miere, das Leimkraut und Hallers Gänsekresse blühen weiß. Die blau-



Die Pflanzengesellschaft.

blühende Rundblättrige Glockenblume (*Campanula rotundifolia* L.) bringt, neben einer Reihe anderer Pflanzen, noch mehr Farbe in das bunte Bild. Hallers Grasnelken-Flur weist neben der feuchten Ausbildung mit Hallers Gänsekresse noch eine weitere Ausformung auf, die trockenere Standorte besiedelt und durch einige Moose und Flechten gekennzeichnet ist.

Hallers Gänsekresse und Hallers Grasnelke sind nach dem großen Forscher Albrecht von Haller benannt, der sie auf seiner Harzreise im Jahre 1738 zuerst entdeckte.

Die Grasnelken-Flur kommt auch an der Ecker, Abzucht, Oder, Wiede, Zorge, Sieber, Söse, Grane und der Innerste vor, aber nirgends in so großer Ausdehnung wie auf den ca. 20 km langen und bis 1,5 km breiten Steinfeldern der Oker.

## *Alte Berichte und neue Erhebungen über Glauben und Brauch der Erntezeit in Ostfalen*

von Werner Flechsig

Wo heutzutage ein einziger Mann mit Hilfe des Mähdreschers die verschiedenen Arbeitsvorgänge der Getreideernte vom Mähen und Binden über das Einfahren des Korns bis zum Dreschen in einem Zuge bewältigt, bietet sich kaum noch Gelegenheit für die Pflege alter Erntebräuche. Wie alle anderen Arbeits- und Festbräuche des bäuerlichen Jahreslaufes, wurden auch die der Erntezeit von der Gemeinschaft derer getragen, die zusammen arbeiteten und feierten, und eine solche Gemeinschaft gibt es im modernen bäuerlichen Einmannbetrieb nicht mehr. Es fehlen die männlichen und weiblichen Erntehelfer, von denen die einen mit der Sense mähten, die anderen zugleich die auf Schwad liegenden Halme mit der Sichel abrafften und mit dem Bindepflock banden, alle dann gemeinsam auf dem Stoppelfelde die Garben zu Stiegen, Mandeln, Höpen oder Hocken zusammenstellten, sie nachher mit vereinten Kräften auf den Erntewagen luden und nach dem Einfahren in den Scheunen aufbauten. Wo eine solche Arbeitsgemeinschaft nicht mehr besteht, gibt es auch keine Festgemeinschaft mehr, die nach vollendetem Werk im geselligen Kreise das Erntefest bei reichlichem Essen und Trinken und bei fröhlichem Tanz feiern kann.

So war es in den letzten Jahren schon höchste Zeit für den Volkskundler, noch einiges über die schwindenden oder schon geschwundenen Erntebräuche in Erfahrung zu bringen, bevor die Erinnerung daran mit der alten Generation des Landvolkes, die das Brauchtum noch in voller Entfaltung kannte, dahingeschwunden ist. Für eingehende Einzeluntersuchungen fehlte es jetzt freilich an Muße und einer ausreichenden Zahl von Helfern. Als Ersatz für mündliche Erkundungen mußten schriftliche Umfragen genügen, die längst nicht von allen Befragten in befriedigender Weise beantwortet wurden. Gleichwohl reichten die Angaben in den ausgefüllt zurückgekommenen Fragebogen aus, um wenigstens über die Verbreitung und die Namen einzelner Bräuche und Glaubensvorstellungen noch neue Erkenntnisse zu gewinnen. Hier sind sie.

### 1. Binden und lösen der Zuschauer bei der Erntearbeit.

Richard Andree berichtete in seiner Braunschweiger Volkskunde<sup>1)</sup> darüber, daß Fremde, die auf dem Felde den bei der Erntearbeit Beschäftigten zu nahe



kamen, von einer der Binderinnen ein Strohseil unter Aufsagen eines Spruches um den Arm gewunden wurde und die Gebundenen sich dann mit einem Trinkgeld lösen mußten. Die von Andree mitgeteilten Bindeverse aus Parsau im Vorsfelder Werder und aus der Elmgegend waren hochdeutsch und somit offensichtlich verhältnismäßig jung. Das führte zu der Frage, ob dieser Brauch nicht bodenständig, sondern vielleicht durch fremde Landarbeiter aus einer nicht niederdeutschen Gegend vereinzelt hier und da eingeschleppt worden sei. Mittels eines Brauchtumsfragebogens des Braunschweigischen Landes-Kulturverbandes stellte ich jedoch 1943 fest, daß der Brauch viel zu allgemein im Braunschweiger Lande bekannt war, um als zufällige, örtlich begrenzte Einfuhr erklärt werden zu können. Obwohl er damals schon in zahlreichen Orten abgekommen war, teilweise nach Angaben der Gewährsleute bereits um 1870—80, kannte man ihn doch noch in 125 Orten des Braunschweiger Landes. Von den Belegorten gehörten 3 zum Kr. Blankenburg, 30 zum Kr. Helmstedt, 16 zum Kr. Braunschweig, 7 zum Stadtkr. Salzgitter, 26 zum Kr. Wolfenbüttel, 21 zum Kr. Goslar und 22 zum Kr. Gandersheim. Nur ein kleiner Teil dieser Orte hatte Rittergüter oder Domänen, auf denen fremde Wanderarbeiter als Träger des Brauchtums hätten in Betracht kommen können. Andere ostfälische Landschaftsteile wurden damals nicht in die Befragung einbezogen, doch zeigten Stichproben in der heimatkundlichen Literatur, daß auch im nördlichen Vorlande des Osthazes <sup>2)</sup>, in der Magdeburger Börde <sup>3)</sup>, im südhannoverschen Berglande <sup>4)</sup> und im Kr. Neustadt a. Rbg. <sup>5)</sup> das Binden der Feldbesucher mit ähnlichen Sprüchen geübt wurde. Merkwürdigerweise sind diese in anderen niederdeutschen Landschaften, aus denen der gleiche Brauch bekannt ist, z. B. im Schaumburgischen, Lüneburgischen und Mecklenburgischen, ebenso wenig in mundartlicher Form überliefert wie in Mitteldeutschland (Anhalt, Nordthüringen, Schlesien) <sup>6)</sup>. Daraus könnte geschlossen werden, daß es sich um einen verhältnismäßig jungen Brauch handelte, doch läßt er sich in anderen deutschen Landschaften bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgen.

## 2. Die letzte Garbe.

Im 45. Stück der „Braunschweigischen Anzeigen“ vom 5. Juni 1751 findet sich auf der Spalte 900 eine den Lesern zur Beantwortung gestellte „Aufgabe“ folgenden Wortlautes:

*„Wenn die Hausleute an verschiedenen Orten in Niedersachsen den Rocken mehen: So lassen sie etliche Halmen stehen, binden Blumen dazwischen und nach verrichtetem Mehen versamen sie sich um die stehengebliebenen Halmen, fassen die Rockenähren an, nehmen die Hüte ab und fangen zu dreyen malen an zu rufen: Fru Gaue, hahlet ju Fauer düt Jahr up den Wagen, dat ander Jahr up der Kahre; d. h. Frau Gaue, hohlet euer Fuder dies Jahr auf dem Wagen, daß andere Jahr auf der Karren. Da nun die Frau Gaue vermuthlich eine heidnische Gottheit der alten Deutschen vorstellen soll: So wünschet man desfalls und überhaupt in Ansehung dieses Aberglaubens einige Erläuterung zu erhalten? v. K.“*

Die gewünschte Erläuterung blieb in den „Braunschweigischen Anzeigen“ aus. Das ist nicht weiter verwunderlich bei einer so schwierigen Frage, für deren Beantwortung den Gelehrten des 18. Jahrhunderts die erforderlichen sprachwissenschaftlichen und mythologisch-volkskundlichen Fachkenntnisse noch fehlten. Erst 84 Jahre später griff Jacob Grimm im 13. Kapitel seines grundlegenden Werkes über „Deutsche Mythologie“ die Angaben aus den „Braunschweigischen Anzeigen“ wieder auf und stellte sie zusammen mit einer Mitteilung in

Spalte 726 aus den „Hannoverschen Gelehrten Anzeigen“ von 1751, wonach man in der Gegend von Hameln dem Mäher, der versehentlich auf dem Acker Halme stehen ließ, spottend zuzurufen pflegte: *„Scholl düd dei gaue Fru (bzw. de Fru Gauen) hebben?“* 7) Grimm verglich mit beiden Belegen auch eine Angabe aus Kuhns Märkischen Sagen darüber, daß in der Priegnitz die Ausdrücke *„fru Gode“* und — für den auf jedem Acker stehengebliebenen Büschel Ähren — *„Vergoden-deelsstruß“* bekannt waren. Grimm erklärte die Vorsilbe „Ver-“ in dem letztgenannten Ausdruck als eine übliche Kürzung von Fru, hd. Frau, und deutete *Vergodendeelsstruß* als einen Strauß, der als Anteil für Frau Gode bestimmt sein sollte. Nach Grimms Meinung ist aber *Fru Gaue* oder *Fru Gode* nicht als eine weibliche Erntegottheit zu verstehen, sondern als eine männliche, wenn *Fru* als ein unverständlich gewordenes und deshalb verbalhorntes *Fro* = Herr gedeutet werden darf. Diesen männlichen Gott Gaue oder Gode setzte Grimm gleich mit Wode, d. h. Wodan, für dessen Bezeugung als Erntegott er einen von Frh. von Münchhausen geschilderten schauburgischen Volksbrauch als Kronzeugnis im 7. Kapitel seines Buches mit folgenden Worten anführte: *„in scharen von zwölf, sechzehn, zwanzig sensen zieht das volk aus zur mahd, es ist so eingerichtet, daß alle am letzten erntetag zugleich fertig sind, oder sie lassen einen streif stehen, den sie am ende mit einem schlag hauen können, oder sie fahren nur zum schein mit der sense durch die stoppel, als hätten sie noch zu mähen. Nach dem letzten sensenschlag heben sie die werkzeuge empor, stellen sie aufrecht und schlagen mit dem streek dreimal an die klinge. jeder tröpfelt von dem getränke, das er hat, es sei bier, branntwein oder milch, etwas auf den acker, trinkt selbst, unter hüteschwingen, dreimaligem anschlag an die sense und dem dreimaligen ausruf Wold, Wold, Wold! die weibsleute klopfen alle brotkrumen aus den körben auf die stoppeln, jubelnd und singend ziehen sie heim...“* Grimm hielt den Ausruf „Wold“ für verderbt aus „Wode“ und berichtete dazu ferner: *„Mir hat ein Schaumburger den Namen Wauden ausgesprochen und folgendergestalt erzählt: am Steinhudersee gehn im herbst nach gehaltener ernte die bursche aus dem dorfe Steinhude an einen hügel, Heidenhügel genannt, entzünden ein feuer darauf und rufen, wenn die flamme lodert, unter hutschwenken: Wauden, Wauden!“*

Die Herleitung des Ausdrucks „Fru Gaue“ von einem durch Grimm erschlossenen männlichen Erntegott „Fro Gode“ scheint für Ostfalen eine gute Stütze zu finden in den Norddeutschen Sagen von Kuhn und Schwartz 8), wo es heißt: *„Ebenso findet sich in einigen Dörfern am Elm die Sitte, beim Einbringen jeder Getreideart aus der letzten Garbe eine Puppe zu machen, welche „der Alte“ heißt und zuletzt heimgebracht wird; an Stelle dessen windet man aber auch in neuerer Zeit Ähren jeder Kornart zu einem Kranz und bringt den mit Musik heim.“* Die Bezeichnung „der Alte“, die auch aus anderen deutschen Landschaften für die letzte Garbe überliefert ist, diente offenbar als Tarnname für einen Erntegott, dessen wirklichen Namen man nach der Einführung des Christentums nicht mehr aussprechen mochte. In der Göttinger Gegend 9) ließ man übrigens die letzte Garbe, die dort ebenfalls „der Alte“ genannt wurde, entweder für die Vögel des Feldes stehen oder erlaubte den Tagelöhnerfrauen, die Körner daraus als Futter für ihr Federvieh zu nutzen.

Andererseits spricht auch manches dafür, daß mit „Fru Gaue“ wirklich eine weibliche Gottheit gemeint war. In Ostfalen schreckte man nämlich wie in anderen deutschen Landschaften die Kinder davor ab, zum Blumenpflücken in die Kornfelder einzudringen, indem man ihnen Angst machte mit der Vorstellung, dort

lauere ein unheimliches Weib auf sie, um sie an sich zu ziehen und sie zu verderben. Diese gespenstische Frau, die seit Grimms Tagen von den Volkskundlern als das jüngere Zerrbild einer einst verehrten weiblichen Fruchtbarkeitsgottheit angesehen wird, hieß in Ostfalen *Körnwiß* oder *Körnmoime*, *Roggenwiß*, *Roggenmöme* oder *Roggenhexe*, *Râ'elwiß* oder *Tittenwiß*. Die Verteilung dieser verschiedenen sinngleichen Namen über Ostfalen habe ich 1960 in meinem Aufsatz über „Feld-, Wasser- und Hausgeister in Ostfalen“ auf S. 34 ff. des 46. Jahrganges unserer Zeitschrift angegeben, so daß ich hier auf eine Wiederholung verzichten und darauf verweisen kann. Mit der Vorstellung eines solchen weiblichen Felddämons hängt es sicherlich zusammen, wenn man in Moringen, Kr. Northeim, die erste Garbe eines größeren Feldes mit bunten Bändern schmückte und „Kornjungfer“ oder „Kornpuppe“ nannte<sup>10)</sup>. Das war also ein genaues weibliches Gegenstück zum männlichen „Alten“.

Es mag dahingestellt bleiben, ob es sich bei den mitgeteilten Zeugnissen von Fru Gaue (Gode) und Vergodendêl ursprünglich um die Anrufung einer weiblichen oder einer männlichen Gottheit gehandelt hat. Daß die auf dem Stoppelfeld stehen gelassenen Getreidehalme einem göttlichen Wesen als Opfer dargebracht werden sollten, steht wohl außer Zweifel. Die spärlichen Zeugnisse hierfür bei Grimm wurden 1848 vermehrt durch das Sammelwerk „Norddeutsche Sagen“ von Kuhn und Schwartz. Dort wurde auf S. 394 darüber berichtet, daß in dem an den Vorsfelder Werder angrenzenden Südostteil des Kreises Gifhorn, und zwar in den Dörfern Barwedel, Brome und Voitze, damals der letzte stehenbleibende Roggen, um den Knechte und Mägte herumtanzten, bevor er vom Vormäher abgeschnitten und von allen jubelnd ins Dorf gebracht wurde, ebenso wie in der Priegnitz „*Vergôdendêlsstrûß*“ genannt wurde. Richard Andree, der diese Nachricht und die aus den „Braunschweigischen Anzeigen“ von 1751 in seiner Braunschweiger Volkskunde<sup>11)</sup> erwähnte, berichtete anschließend über eigene Nachforschungen nach den Resten dieses Erntebrauchtums: *„In Parsau gab mir eine alte, bei der Ernte beschäftigte Frau im August 1898 folgende Auskunft. Vergôdendêl ist der letzte auf dem Felde nach dem Mähen desselben noch übrig bleibende Roggenstrauß. Man bindet ihn, etwa soviel wie man mit einem Arme umspannen kann, mit einem Strohseile zusammen und der Mäher schneidet ihn mit einem Sensenhiebe ab. Mit Bändern (dutzen) geschmückt, wird er dem Feldbesitzer von der Mäherschar heimgebracht, welcher dafür ein Trinkgeld zahlt. Dies geschieht gewöhnlich (in Teschendorf und anderen Dörfern in der Nähe) mit Musik. Diese zieht am letzten Erntetage auf das Feld hinaus zu den Mähern, die dort essen und trinken. Von einem Felde wird zum andern gegangen, jedesmal gespielt, und der Haufe der Erntearbeiter wächst mehr und mehr an, bis alle vereint ins Dorf ziehen. Hier findet Tanz im Krüge statt, der Lehrer spricht einige Gesangbuchverse, und dann folgt die Hauptmahlzeit, welche auch vorgauendêl heißt (in Teschendorf) und daselbst ‚für guten Teil‘ mir hochdeutsch gedeutet wurde.“* In Ohrdorf, nahe der Westgrenze der Altmark im Südostteil des Kr. Gifhorn, hieß nach Andree der Tag, an dem der letzte Roggenstrauß abgebracht wurde, *vergôdendêlsdag*. Auch dort wurden unter den Klängen der Musikanten die letzten Schwade gemäht, aber ein kleiner Rest von Halmen blieb überhaupt stehen und hieß *vergôdendêl*, während ein zweiter Rest, der an den Ähren zusammengebunden worden war, von einem geschickten Vormäher mit einem Sensenhiebe abgeschnitten wurde und zum Binden der Erntekrone diente. Schließlich erfuhr Andree noch aus Ehra im Südteil des Kr. Gifhorn, daß dort der Fest-

schmaus nach der Ernte *vergunnde-il* genannt wurde, offensichtlich eine Verbalhornung des älteren *Vergô'endêl* oder *Vergauendêl*, das von den Einwohnern fälschlich als „vergönnter Teil“ gedeutet wurde.

Fast ein Menschenalter nach Andree konnte Kurt Heckscher in seiner 1930 erschienenen „Volkskunde des Kreises Neustadt am Rübenberge“ noch weitere altertümliche Bräuche um das Ernteopfer aus der nördlichen Randzone des ostfälischen Kulturkreises beibringen. Er schrieb darüber<sup>12)</sup>: „Gegen den Schluß der Ernte ließ man früher in der letzten Ecke des letzten Ackers einen Busch Roggen stehen. Man umwand ihn unter den Ähren mit einem Halm (so in Brase, Lutter, Ottenhagen), steckte einen Stab hinein, um den die Ähren gebunden wurden und dessen Endigung ein Blumenstrauß zierte (in Stöckendrebber), oder ließ ihn stehen, wie er gewachsen war (Colenfeld und Dudensen). Man nannte diesen Busch *vageltêgen* ‚Vogelzehnten‘ (Brase, Dudensen, Mandelsloh, Ottenhagen, Stöckendrebber, Vesbeck), *finkentêgen* ‚Finkenzehnten‘ (Laderholz, Lutter) oder auch *Erntekranz* (Esperke). Vereinzelt soll der Brauch bei kleinen Leuten, die noch mit der Hand mähen, noch geübt werden (Lutter). Man pflegte wohl auch den Kindern zu sagen: *pass up, glîk löpt dar de hase rût!* (Vesbeck). Besondere Sitten knüpften sich an die letzte Garbe in den an Hessen grenzenden Dörfern. Wenn in Mesmerode alle Getreidefelder abgemäht und man am Schluß des letzten angelangt war, ließ man an der letzten Ecke desselben einen Roggenbusch stehen, den *waurstrûsch*. Alle Mäher und Mäherinnen versammelten sich um ihn, die Großmagd hielt die Harke über die Halme, daß sie sich nach einer Seite neigten, und der Großknecht schlug sie mit einem Sensenhieb ab. Sie wurden zusammengebunden auf dem letzten Fuder mit eingefahren. Inzwischen hatten die Mädchen einen Kranz gebunden, der die Form einer Bügelkrone hatte, und diesen, mit hängenden Bändern geschmückt, auf einer Stange auf den letzten Erntewagen gesteckt. Auf dem Nachhauseweg saß alles auf dem Wagen. Da beginnt der Bauer langgezogen *waur* zu rufen und gibt nach einer kurzen Pause seinen Leuten ein Zeichen, die langanhaltend denselben Ruf ausstoßen. Dann gibt der Bauer ein Zeichen, daß alles aufhört und ruft wieder langgezogen *waur*, macht eine Pause und läßt wieder seine Leute einstimmen. Das wiederholt sich ein drittes Mal. Die Sitte bestand bis vor etwa 30 Jahren. Sie ist deshalb abgeschafft, weil der Großknecht, der den *waurstruschen* im angeheiterten Zustande schnitt, der Großmagd dabei ins Bein hieb. In Idensen wurde die Sitte des *waurstrûsches* bis in die 1860er Jahre geübt.“

Vergleicht man Heckschers Berichte mit dem von Grimm mitgeteilten Brauch aus der Gegend des Steinhuder Meeres, erkennt man die enge sprachliche Verwandtschaft zwischen *waur* und *Waul*, die beide wohl nur durch die Verbalhornung des ursprünglichen Namens *Waude* entstanden sind.

Obwohl R. Andree 1901 der Meinung war, daß die Bräuche um die letzte Garbe des Feldes und der Name *Vergôdendêl* aus unserer Landschaft bis auf schwache Reste schon damals geschwunden seien, wollte ich mich damit doch nicht zufrieden geben und setzte 1956 die Frage nach mundartlichen Bezeichnungen für den „Getreiderest, der unabgemäht als Opfer auf dem Felde bleibt“ in den 7. Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums, der an rund 450 Orte des Verwaltungsbezirks Braunschweig und der angrenzenden Teile der Regierungsbezirke Magdeburg, Lüneburg und Hildesheim verschickt wurde. Im Jahre

1966 bezog ich in die Umfrage rund 320 andere Orte der Regierungsbezirke Lüneburg, Hannover und Hildesheim ein, um die Verbreitung ostfälischer Mundartwörter nach Norden und Westen noch weiter verfolgen zu können. Ich hatte, wie bei allen anderen Fragen unserer Mundartfragebogen so auch bei dieser Frage nach dem Erntebrauch, daneben einige in Ostfalen mögliche Antworten zur Auswahl eingesetzt, um die Erinnerung der Gewährsleute an fast vergessene Wörter aufzufrischen, ein Verfahren, das sich bei allen wortgeographischen Erhebungen des Braunschweigischen Landesmuseums seit 1951 bestens bewährt hatte. Das Ergebnis übertraf auch in diesem Falle meine Erwartungen. Die Ausfüller der Fragebogen sollten von den möglichen Ausdrücken *Topp*, *Hasenbrot* und *Vergo'endail* oder *Vergauendail* denjenigen unterstreichen, der in ihrem Orte für den Getreiderest auf dem Felde noch bekannt war. Rund die Hälfte der Befragten wußten nichts mehr anzugeben, 380 aber antworteten positiv.

Am interessantesten waren die Belege für den dritten Ausdruck. *Vergauendail* wurde unterstrichen für Warmenau im Kr. Helmstedt, Hankensbüttel, Schneflingen, Leiferde, Vorhop und Wentorf im Kr. Gifhorn, Negenborn im Kr. Burgdorf, Klein Heere und Seinstedt im Kr. Wolfenbüttel, *Vergōendail* bzw. *-dēl* für Bergfeld, Parsau und Rühren im Vorsfelder Werder des Kr. Helmstedt, Brome, Wesendorf und Wittingen im Kr. Gifhorn, Jarnsen im Kr. Celle, Helstorf im Kr. Neustadt a. Rbg., Gr. Brunsrode im Kr. Braunschweig, Isingerode und Sehlde im Kr. Wolfenbüttel, Adlum, Machtsum und Steinbrück im Kr. Hildesheim-Marienburg, Neuwallmoden im Kr. Gandersheim und Buchenhagen im Kr. Holzminden. Die verbalhornte Form *Vergüendail* wurde aus Ahnebeck im Vorsfelder Werder gemeldet. Während die Form mit *au* dem neuostfälischen Lautstande des westgermanischen alten langen *o* entspricht, zeigt die Form mit *o* die im Nordniedersächsischen mehr oder weniger rein bewahrte mittelalterliche Lautstufe, in der Kuhn und Andree unser Wort in der Priegnitz, in der Altmark und im Lüneburgischen angetroffen hatten. Daß sie auch hier und da in den Kreisen Braunschweig, Wolfenbüttel, Hildesheim-Marienburg, Gandersheim und Holzminden bewahrt geblieben sein sollte, nimmt wunder. Vielleicht haben die dortigen Gewährsleute versehentlich die falsche Form unterstrichen, es wäre aber auch denkbar, daß ein so hochaltertümliches, seit langem nach seiner Herkunft nicht mehr verstandenes Wort auch auf ostfälischem Boden in einer älteren Lautstufe erstarrt überliefert worden ist. Wenn die meisten neu gewonnenen Belege für *Vergauendail* bzw. *Vergō(d)endail* im Grenzgebiet zwischen Ostfalen und dem Lüneburgischen gefunden wurden, so besagt das nicht, daß es sich um ein lüneburgisches Eigenwort handelt, das dem eigentlichen Ostfalen nicht zugehört hat. Der Vorsfelder Werder und die Kreise Gifhorn, Burgdorf, Celle und Neustadt a. Rbg. sind Reliktgebiete, in denen manches alte, auch gut ostfälische Wort besser bis heute bewahrt geblieben ist als südlich davon zwischen Heide und Harz.

Hier im Süden herrschen jetzt statt jenes mythologisch anmutenden Wortes *Topp* und *Hasenbrot* vor. Die 122 Belege für *Topp* stammen aus den Kreisen Helmstedt (6), Gifhorn (4), Braunschweig (12), Wolfenbüttel (12), Goslar (7), Stadt Salzgitter (5), Peine (4), Burgdorf (9), Celle (4), Neustadt a. Rbg. (6), Hannover (4), Springe (1), Hildesheim-Marienburg (21), Gandersheim (14), Alfeld (8), Hameln-Pyrmont (3) und Holzminden (2). *Topp* bedeutet eigentlich 'Zopf, Haarbüschel' und bezeichnete bei der letzten Garbe wohl die Art, wie die Halme unterhalb der wie ein Haarbüschel wirkenden Ähren zusammengebunden waren.

Das äußerliche Erscheinungsbild der letzten Garbe könnte auch die Bezeichnung „*Snurrbart*“ hervorgerufen haben, die mir aus Mackensen im Kr. Einbeck mitgeteilt wurde. Möglich wäre aber auch eine Gedankenverbindung mit den Schnurrhaaren des Hasen, von dem man annahm, daß er sich als Bewohner des Kornfeldes bei dessen Aberntung in den hintersten Winkel zurückziehe und in den letzten stehenden Halmen verkrieche. Daher der schon erwähnte, von Heckscher aus Vesbeck im Kr. Neustadt a. Rbg. überlieferte Zuruf für die Kinder „*Paß up, gl'i löpt dar de hase rüt!*“. Derselben Vorstellung entsprang der von L. Wille in seiner Harzer Volkskunde<sup>13)</sup> mitgeteilte Ausspruch bei der Ernte im Harz: „*Mei wolln mal sein, wer den Hasen kriegt*“, d. h. wir wollen einmal sehen, wer den Hasen bekommt. Damit war ursprünglich wohl kaum der Hase als Jagdwild gemeint, sondern der Hase als Verkörperung der Fruchtbarkeit, wie er uns noch im Kinderglauben an den eierlegenden Osterhasen verblaßt entgegentritt. Wie ich in meinem Aufsatz über den gespenstischen Hasen 1956 in unserer Zeitschrift<sup>14)</sup> erwähnt habe, war die vorchristliche Bedeutung des Hasen als Begleiter der Fruchtbarkeitsgöttin noch in der brandenburgischen Sage aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts sichtbar, wonach „Frau Harke“, die übersinnliche Sagen-gestalt mit den Zügen einer germanischen Fruchtbarkeitsgöttin, eine Herde Hasen um sich hatte. Im Hinblick darauf ist es gar nicht verwunderlich, wenn die letzte Garbe des Kornfeldes als „*Hasenbrot*“ bezeichnet wurde, wie es 236 Unterstreicher dieses Wortes im Mundartfragebogen doch wohl für ihre Orte bezeugen wollten. Die Belege verteilen sich auf die Kreise Halberstadt (1), Helmstedt (13), Gifhorn (7), Braunschweig (12), Wolfenbüttel (30), Goslar (13), Stadt Salzgitter (9), Peine (14) Burgdorf (11), Celle (8), Neustadt a. Rbg. (8), Schaumburg-Lippe (1), Grafschaft Schaumburg (1), Hannover (12), Springe (9), Hildesheim-Marienburg (20), Gandersheim (15), Alfeld (14), Hameln (13), Holzminden (12), Einbeck (4), Osterode (5) und Zellerfeld (4). Nicht mitgezählt sind diejenigen Orte, deren Gewährsleute ausdrücklich vermerkten, bei ihnen heiße *Häsenbröt* nur das übriggebliebene Vesperbrot, das der Vater den Kindern von der Feldarbeit, der Jagd oder einer Reise mitbringe. Wo in den Fragebogen eine solche Zusatzbemerkung fehlt, darf der Bezug des Wortes Hasenbrot auf die letzte Garbe wohl als unbezweifelt gelten, wobei es dahin gestellt bleiben mag, ob so die auf dem Feld stehengebliebenen letzten Halme oder der daraus nach dem Abmähen gebundene und mit Bändern geschmückte Erntekranz benannt wurde. War das zweite gemeint, so brachte man mit dem Erntekranz gewissermaßen die Nahrung, die eigentlich dem Hasen auf dem Felde als Opfergabe zukam, von dort mit ins Haus, damit hier alle des Erntesegens teilhaftig wurden. Damit würde auch die Übertragung des Namens Hasenbrot auf das wieder heimgebrachte Vesperbrot verständlich.

Außer dem Hasen spielten im Westen und Nordwesten Ostfalens noch zwei andere Tiere im Glauben und Brauch der Erntezeit eine Rolle. Der Hahn diente an der Weser im Kr. Hörter wie im Lippischen als bekrönender Zierat auf der Erntekrone. Der Bock erscheint als dämonisches Tier im Erntefelde unter den Namen *Roggenbock*, *Håwerbock*, *Arftenboch*, *Bönenbock* oder *Otterbock* vereinzelt in den Nordteilen der Kreise Helmstedt und Braunschweig sowie in den Kreisen Celle und Osterode anstelle der Korn-, Rå'el- oder Erbsenfrau. Wie der Hase uns als mythischer Begleiter einer weiblichen Gottheit entgegentritt, so der Bock als Zugtier für den Wagen des männlichen Wettergottes. Aber wahr-

scheinlich waren Hase, Hahn und Bock schon vor der Ausbildung des germanischen Götterglaubens im Zeitalter totemistischer Glaubensvorstellungen eigenständige Felddämonen, denen man Opfer darbrachte.

### 3. Erntekranz und Erntekrone.

Wie in anderen deutschen Landschaften, so war es auch in Ostfalen Brauch, zum Abschluß der Getreideernte einen Erntekranz oder eine Erntekrone auf dem Felde zu binden und, an einer Kornforke oder Harke befestigt, mit dem letzten Fuder auf dem Erntewagen heimzubringen. Kranz und Krone wurden in der Regel aus Halmen und Ähren aller geernteten Kornarten zusammengebunden und mit Feldblumen und bunten Bändern kunstvoll geschmückt. Kranz oder Krone wurden vor dem Hause des Feldbesitzers diesem vom Großknecht und von der Großmagd mit feierlichem Zeremoniell übergeben, wobei mehr oder weniger umfangreiche Glückwunschansprachen und Dankesworte gewechselt wurden. Die gereimten Ansprachen bestanden, wie die von Andree<sup>15)</sup> und von H. Pinkernelle<sup>16)</sup> abgedruckten Beispiele zeigen, meist aus hochdeutschen, z. T. recht gespreizten Reimen und waren wahrscheinlich vom Schulmeister, Pastor oder einem anderen „Gebildeten“ verfaßt. Es gab aber auch plattdeutsche Ansprachen, die in der Wortwahl, in der Satzbildung und im Versmaß der Ausdrucksweise des ostfälischen Landvolkes mehr entsprachen. Eine solche hat Pinkernelle aus Bergfeld im Vorsfelder Werder überliefert<sup>17)</sup>, eine andere E. Stegmann aus der Magdeburger Börde<sup>18)</sup>. Solche plattdeutschen Sprüche waren zweifellos die ursprünglicheren Begleiter des Erntekranzbrauchtums, wie es hierzulande in alter Zeit ausgeübt wurde.

Bei der Umfrage des Braunschweigischen Landes-Kulturverbandes nach den Jahreslaufbräuchen stellte ich 1943 fest, daß damals der Brauch, Erntekränze oder Erntekronen zu binden, noch in 281 braunschweigischen Orten bekannt, wenn auch nicht mehr überall geübt war. Dazu gehörten 62 Orte im Kr. Helmstedt, 50 im Kr. Braunschweig, 71 im Kr. Wolfenbüttel, 18 im Stadtkr. Salzgitter, 23 im Kr. Goslar, 54 im Kr. Gandersheim und 3 im Kr. Blankenburg.

Wie im vorigen Abschnitt angedeutet, gehörten Erntekranz und Erntekrone ursprünglich wohl zu den hochaltertümlichen Bräuchen um die letzte Garbe, die in früheren Zeiten als Opfergabe für den Felddämon oder die Feldgottheit auf dem Stoppelfelde zurückgelassen, später aber heimgebracht und im Hause des Bauern aufgehängt wurde, damit dieses und seine Bewohner des daran haftenden göttlichen Segens teilhaftig wurden und ein ganzes Jahr über teilhaftig blieben, bis der alte Erntekranz nach der nächsten Ernte durch einen neuen ersetzt wurde. Manche Volkskundler haben vermutet, daß der in der letzten Garbe eingefangen geglaubte Felddämon selbst ins Haus mitgenommen werden sollte, um ihm Segen zu verleihen, bis er im nächsten Jahre mit dem Saatkorn wieder auf das Feld zurückkehrte und dort erneut das Wachstum förderte. Doch sei dem, wie ihm wolle: Jedenfalls ist der Brauch, Erntekränze und Erntekronen zu binden, ein ehrwürdiges, jahrhundertealtes Zeugnis bäuerlicher Denkweise und Festgestaltung und sollte auch im Zeitalter des Mähdreschers nicht ganz aussterben. Daß es bei gutem Willen und Traditionsbewußtsein möglich ist, vor der Maschinenarbeit einige Schwade Korns mit der Sense vorweg zu mähen und daraus eine Erntekrone nach alter Art zu binden, beweist alljährlich Bauer Theodor Hampe in Rautheim, dessen Hof in technischer Hinsicht als ein moderner Musterbetrieb allgemein anerkannt ist.

#### 4. Das häusliche Erntefest.

Nach der Einbringung der Erntekrone vereinigten sich die Familienmitglieder des Dienstherrn und alle an den Erntearbeiten beteiligten Hilfskräfte zu einem häuslichen Fest. Je nach der Größe des landwirtschaftlichen Betriebes wurde dabei mehr oder weniger reichlich gegessen und getrunken und dort, wo es die Verhältnisse erlaubten, auch getanzt. In der plattdeutschen „Erntebraten-Rede“ an die Gutsherrin, die Pastor Friedrich Wilhelm Helmuth 1820 in Helmstedt veröffentlichte<sup>19)</sup>, heißt es u. a.:

„Wie bringen öhr Gnaden da wedder en Kranz  
Von vullen un swuchtigen Ahren,  
Sau wie et süs Bruk was im lustigen Danz,  
As wie ne öhr brochten vor Jahren.

Un hüte schülln wie üsch tau Gude wat daun,  
Den Sommerschweet recht üsch verseuten,  
Denn hüte is keiner üsch süs wat anmaun,  
As dat wie sind flink op en Feuten.

Denn Hans mot mit Greitchen tau Danze heran,  
Flink dreiht se den Stert sik im Sprunge.  
Un wer gut lang englisch, brav juchen hier kann,  
Nimmt ok sik wat rechts op dei Tunge.

Denn Kauken un Braden un Schnaps un ok Beer  
Gift hüte in Tunnen öhr Gnaden;  
Drum kikt jük mal um in de Krüz un de Quer,  
Wat alles gekokt is, gesaden!

Damals nannte man dort, wo die „Erntebraten-Rede“ gehalten sein soll — der Mundart nach im Norden des ostostfälischen Gebietes an der Grenze zur Altmark, wahrscheinlich, wie die Abkürzung „B.“ vermuten läßt, in Bartensleben, Kr. Haldensleben — das Erntefest auf dem Rittergute offensichtlich *Er(e)nbra(d)e*. Um festzustellen, wo dieser Ausdruck in Ostfalen noch in der Neuzeit bekannt war, fragte ich 1957 im 8. Mundartfragebogen des Landesmuseums danach. Die Antworten erbrachten 211 Belege für *Erenbräe*, *Arenbräe* oder *Arnebräe*. Sie verteilen sich auf die Kreise Wanzleben (1), Helmstedt (32), Gifhorn (4), Braunschweig (27), Wolfenbüttel (61), Goslar (25), Stadt Salzgitter (14), Peine (5), Burgdorf (1), Hildesheim-Marienburg (19), Gandersheim (15), Alfeld (3), Holzminden (1), Einbeck (2) und Osterode (1). Daraus wird ersichtlich, daß im Kernostfälischen, wo der Name fast ausschließlich verbreitet war, der in den ländlichen Haushaltungen früher längst nicht so häufig wie heute aufgetischte Frischfleischbraten als das Wichtigste am häuslichen Erntefest angesehen wurde. Nur in 18 Orten des Westens und Nordens kann an der Bezeichnung des Erntefestes als *Arenbaier* oder *Arnebair* geschlossen werden, daß dort das gespendete Freibier im Vordergrund des Interesses stand. Dazu gehören 2 Orte im Kr. Gifhorn, 3 im Kr. Burgdorf, 2 im Kr. Celle, 4 im Kr. Peine, 3 im Kr. Hildesheim-Marienburg, je 1 in den Kr. Alfeld, Einbeck, Neustadt a. Rbg. und in dem früher zum Kr. Helmstedt gehörigen Calvörde.



Auf das Tanzvergnügen beim Erntefest beziehen sich merkwürdigerweise die Festnamen nur in dreien der befragten Orte. In Westerbeck, Kr. Gifhorn, hieß das Fest *Erendanß*, in Hoitlingen, Kr. Helmstedt, *Erendanßen*, in Fürstenau, Kr. Braunschweig, *Arenball*. Ganz neutral sprach man nur von *Erenfest*, *Arenfest* oder *Arnefest* in einer Reihe von Orten, die über den ganzen ostfälischen Raum verteilt sind. Dort ist offensichtlich der ältere Name in Vergessenheit geraten.

In 12 ostfälischen Orten findet sich aber noch ein viel altertümlicher als die vorgenannten wirkendes Wort für das Erntefest, und zwar *Aust*. Es ist im Nordniedersächsischen und Ostniederdeutschen in den Bedeutungen ‚Ernte‘, ‚Erntezeit‘ und auch ‚Erntefest‘ weithin bekannt und galt daher als ein typisch küstenländisches Wort. Da es nun aber nicht nur im nördlichen Ostfalen an der Grenze zum Lüneburgischen festgestellt werden konnte, sondern resthaft auch im westlichen und südlichen Ostfalen, scheint es früher in Ostfalen ebenfalls allgemein heimisch gewesen zu sein. Die Belege stammen aus Ahnebeck und Rühren im Kr. Helmstedt, Boitzenhagen, Brome und Vorhop im Kr. Gifhorn, Gr. Brunsrode, Denstorf, Sickte und Wierthe im Kr. Braunschweig, Kneitlingen im Kr. Wolfenbüttel, Coppenbrügge im Kr. Hameln, Dörrigsen im Kr. Einbeck und Bad Grund im Kr. Zellerfeld. *Aust* war schon im Mittelalter mit der Bedeutung ‚Monat August‘ bekannt und ist entlehnt aus lateinisch *augustus*. Das Wort kann also nicht vor dem frühen Mittelalter in Germanien gebräuchlich gewesen sein.

## 5. Das dörfliche Gemeinschaftsfest der Erntezeit.

Neben dem häuslichen Erntefest gab es in alter Zeit ein vom ganzen Dorfe gemeinsam gefeiertes Fest der Erntezeit, das in Ostfalen meist Kermesse genannt wurde. Es entsprach der oberdeutschen Kirchweih und der rheinisch-westfälischen Kirmes und war auch wie diese gern mit einem Jahrmarkt verbunden. Zur Kermisse kamen Verwandte und Freunde von auswärts, geladen oder ungeladen, um den Abschluß der Erntezeit mitzufeiern, wurden in den Häusern ihrer Gastgeber besonders reichlich beköstigt, nahmen an den gemeinsamen Tanzvergnügen des ganzen Dorfes teil und wurden beim Abschied mit reichlicher Wegzehrung beschenkt. Eine anschauliche Schilderung der Kermisse im westlichen Ostfalen hat H. Sohnrey in seinem Buche „Die Sollinger“<sup>20)</sup> gegeben. Weil sich die Kermisse im Berglande zwischen Harz und Oberweser länger als in den Nachbargebieten lebendig erhalten hatte und dort als eines der wichtigsten Feste des Jahreslaufes eine außerordentlich große Bedeutung für das Volksleben besaß, glaubten Heimatforscher vor 40 Jahren, daß es sich bei diesem Fest um eine Eigenheit der Bewohner jenes „südhannoverschen“ Berglandes handeln könne, und suchten eine nördliche Verbreitungsgrenze in der Gegend von Bad Gandersheim, mit der sie eine alte Stammesgrenze zu finden hofften. Die Umfragen nach dieser Begrenzung und die darauf eingegangenen Antworten in der Zeitschrift „Spinnstube“ erbrachten jedoch keine klaren Ergebnisse. Da mich dieses Problem im Zusammenhange mit der Abgrenzung zwischen Ostfalen und Engern dialektgeographisch interessierte, setzte ich 1955 in den 6. Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums die Frage nach „Kirmes, Volksfest im Herbst“ und als Gedächtnisstütze für die Gewährsleute die in Ostfalen möglichen Namensformen „*Kermisse* — *Kermesse* — *Kermse* — *Karmse*“ zur Auswahl und Unterstreichung daneben. Der Erfolg war verblüffend. Von rund 450 befragten ostfäli-

schen Orten kannten noch 272 den Namen des Herbstfestes in einer der beiden erstgenannten Formen, und zwar 16 im Kr. Helmstedt, 7 im Kr. Gifhorn, 24 im Kr. Braunschweig, 40 im Kr. Wolfenbüttel, 20 im Kr. Goslar, 9 im Stadtkr. Salzgitter, 20 im Kr. Peine, 38 im Kr. Hildesheim-Marienburg, 10 im Kr. Alfeld, 49 im Kr. Gandersheim, 11 im Kr. Holzminden, 23 im Kr. Einbeck, 1 im Kr. Northeim, 10 im Kr. Osterode und 4 im Kr. Zellerfeld. Die echt ostfälische dreisilbige Form mit dem e als Stammsilbenvokal ließ erkennen, daß dort überall der Name des Festes altüberliefert sein mußte und nicht etwa in neuerer Zeit erst unter dem Einfluß der rheinisch-westfälischen Kirmes eingeführt sein konnte. Vom Westen her beeinflußt waren allenfalls 5 weitere Orte, in denen Kirmes oder Kürmes gesprochen wurde, und 16 Orte mit der rheinisch-ostfälischen Mischform Kermes oder Kermis. Wo ein alter Name für das Herbstfest bekannt war, mußte auch das Fest selbst früher gefeiert worden sein, wenn es auch in den meisten ostfälischen Orten während der letzten 50 Jahre abgekommen war. Von einer Sonderstellung des „engrischen“ Gebietes im Westen und Süden Ostfalens konnte also in dieser Hinsicht keine Rede sein.

*Kermisse*, abgeschliffen aus der mittelniederdeutschen Form *kerkmisse*, bezeichnet ursprünglich die Messe zum Kirchweihfest und ist somit als Wort kirchlichen Ursprungs. Das bedeutet aber keineswegs, daß Kermisse auch der Sache nach als Dorffest der Erntezeit erst mit der Einführung des Christentums in deutschen Landen entstanden ist. Da die Ernte der Höhepunkt des bäuerlichen Arbeitsjahres war und ist, muß die Feier dieses freudigen Ereignisses so alt sein wie das Bauerntum selbst. Es unterliegt keinem Zweifel, daß hierzulande schon Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch Erntefeste gefeiert worden waren, bevor die ersten christlichen Kirchen gebaut und geweiht wurden. Die Kirche hat lediglich versucht, die mit dem Erntefest verbundenen „heidnischen“ Bräuche dadurch zu verdrängen, daß sie der Erntefeier einen christlichen Namen gab und in ihren Mittelpunkt einen Festgottesdienst mit christlichen Zeremonien stellte. Wie wenig es ihr jedoch in tausend Jahren gelungen ist, den weltlichen Charakter des Festes zu verdecken, beweist deutlich genug die Kermisse, wie sie nach Sohnreys Angaben noch bis in die Neuzeit im westlichen Ostfalen begangen wurde. Nur der vordrchristliche einheimische Name des großen Herbstfestes ging verloren, und es gelang bei unseren wortgeographischen Erhebungen leider nicht mehr, Spuren davon irgendwo in unserer Heimat zu entdecken.

<sup>1)</sup> Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl. 1901; hier S. 363. — <sup>2)</sup> Louis Wille, Harzer Volkskunde, Heft I, 8: Sitte und Brauch im Jahreslauf. Magdeburg 1937; hier S. 78. — <sup>3)</sup> Eduard Stegmann, Aus dem Volks- und Brauchtum Magdeburgs und der Börde. Magdeburg 1935; hier S. 75. — <sup>4)</sup> W. Berold, Erntebräuche in Moringen (in der Zeitschr. „Die Spinnstube“, 3. Jahrg., 1926, S. 394). — <sup>5)</sup> Kurt Heckscher, Die Volkskunde des Kreises Neustadt am Rübenberge. Hamburg 1930; hier S. 171. — <sup>6)</sup> Günther Jarosch, Erntebrauch und Erntedank. Jena 1939; hier S. 20 ff. — <sup>7)</sup> Jacob Grimm, Deutsche Mythologie. 4. Ausgabe von Elard Hugo Meyer, Nachdruck Basel 1953; hier Bd. I, S. 209 f. — <sup>8)</sup> A. Kuhn u. W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848; hier S. 397 ff. — <sup>9)</sup> Danne-Grone, Erntebräuche in Südhannover (in: Zeitschr. „Die Spinnstube“, 3. Jahrg., 1926, S. 379 f.). — <sup>10)</sup> a. a. O. wie <sup>4)</sup>. — <sup>11)</sup> a. a. O. wie <sup>1)</sup>; hier S. 364 f. — <sup>12)</sup> a. a. O. wie <sup>5)</sup>; hier S. 176. — <sup>13)</sup> a. a. O. wie <sup>2)</sup>; hier S. 78. — <sup>14)</sup> Werner Flechsig, Der gespenstische Hase — Untersuchungen über den Hasen in den Flurnamen und im Volksglauben Ostfalens (in: „Braunschweigische Heimat“ 42. Jahrg. 1956, S. 130 ff.); hier S. 134. — <sup>15)</sup> a. a. wie <sup>1)</sup>; hier S. 361. — <sup>16)</sup> Heinrich Pinkernelle, Unsere Heimat, Sagen, Bräuche und Volksreime des Kr. Helmstedt. Braunschweig 1951; hier S. 145 ff. — <sup>17)</sup> a. a. O. wie <sup>16)</sup>; hier S. 146. — <sup>18)</sup> a. a. O. wie <sup>3)</sup>; hier S. 76. — <sup>19)</sup> Friedrich Wilhelm Helmuth, Blicke in den Guckkasten eine vielgewanderten Malers zur scherzhaften Unterhaltung. Helmstedt 1820; hier S. 212 ff. — <sup>20)</sup> Heinrich Sohnrey, Die Sollinger, 2. Aufl. Berlin 1936; hier S. 181 ff.

# Die Windmühlen im Gebiet der Stadt Salzgitter

von H. A. Schult z

Fuhr man noch vor wenigen Jahrzehnten durch unser Braunschweiger Land, so sah man allenthalben die Windmühlen in unseren Dorffluren im harmonischen Spiel der Landschaft, meist auf leichten Anhöhen. Es war ein vertrautes Bild. Wie gern hielt man inne und schaute den sich emsig drehenden Flügeln zu. Kam man näher, so hörte man ein Klappern und Knarren in den Holzteilen. Auch war man überrascht, wie schnell die Flügel sich drehten. Von weitem sah es so gemächlich aus; den wirklichen Betrieb erlebte man erst aus der Nähe, wenn der von der Schwere der Arbeit gebeugte Müller vor einem stand.

Dieses Bild ist nun — leider — aus unserer Landschaft fast ganz verschwunden.

Um dem Sterben der Windmühlen Einhalt zu bieten, hat sich in Niedersachsen die „Vereinigung zur Erhaltung von Wind- und Wassermühlen“ gebildet. In ihrem Auftrage gab Wilhelm Kleeberg 1964 die „Niedersächsische Mühlengeschichte“ — eine verdienstvolle Arbeit — heraus. Da diese aber eine Reihe von Unvollständigkeiten und Verwechslungen für unser Gebiet enthält, ist eine Überarbeitung angebracht. Sie geschieht im besten Einverständnis mit W. Kleeberg.

Als ersten Abschnitt unseres Verwaltungsbezirkes Braunschweig habe ich das Gebiet der jetzigen Stadt Salzgitter herausgegriffen, da hier infolge der stetig fortschreitenden Industrialisierung die Windmühlen am schnellsten sowohl in der Landschaft als im Gedächtnis der Bevölkerung verschwinden \*).

Wir unterscheiden bei diesen Naturkraftmühlen:

*die Ständer- oder Bockwindmühlen*, erste Windmühlen, der gesamte Bau wird mit Hilfe der „Steerts“ in den Wind gedreht; Name von dem Gestell, auf dem sie ruht;

*die Holländerwindmühle*, Mitte 18. Jahrhundert, nicht als Ganzes drehbar, sondern nur die Kappe oder Haube, die die Flügelwelle mit dem Kammrad enthält; *die Paltrockwindmühlen*, Zwischenstufe, im 16. Jahrhundert in Holland angekommen; an sich Bockwindmühle, nur „Kleid“ bis nach unten heruntergezogen.

Es standen bzw. stehen noch Windmühlen in: \*\*)

## Salzgitter-Bad

1. (Kniestedt) Bockwindmühle, gen. „Die Ei(c)kelmühle“, Fl.N.: „auf dem Eickel“. Lage: in der Verlängerung der Mühlenstraße. Mbl.Nr. 3928; RW 3594,000; HW 5769,660. 1881 erbaut von Georg Schreyhase (Inscription am Hammer), seit 1885 nicht mehr im Betrieb, 1939 abgebrochen; Müllergehöft ebenfalls 1937/39 abgerissen; letzter Besitzer war Bauer Gerhard Haars (in SZ-Ohlendorf). Noch vier Granitsteine am Mühlenplatz vorhanden, jedoch nicht in ursprünglicher Lage.

2. Bockwindmühle. Fl.N.: „Windmühlenberg.“ Lage: an der Nordseite der Straße nach SZ-Groß-Mahner. Mbl.Nr. 3928; RW 3595,440; HW 5769,310. An Stelle einer älteren (zerstört im 30jährigen Kriege) hier 1658 erbaut, 1830 in Erbpacht vergeben, 1937 von damaligen Reichswerken gekauft, 1945 zerstört und verbrannt. Müllergehöft noch vorhanden, zeitweilig mit Gaststätte verbunden.

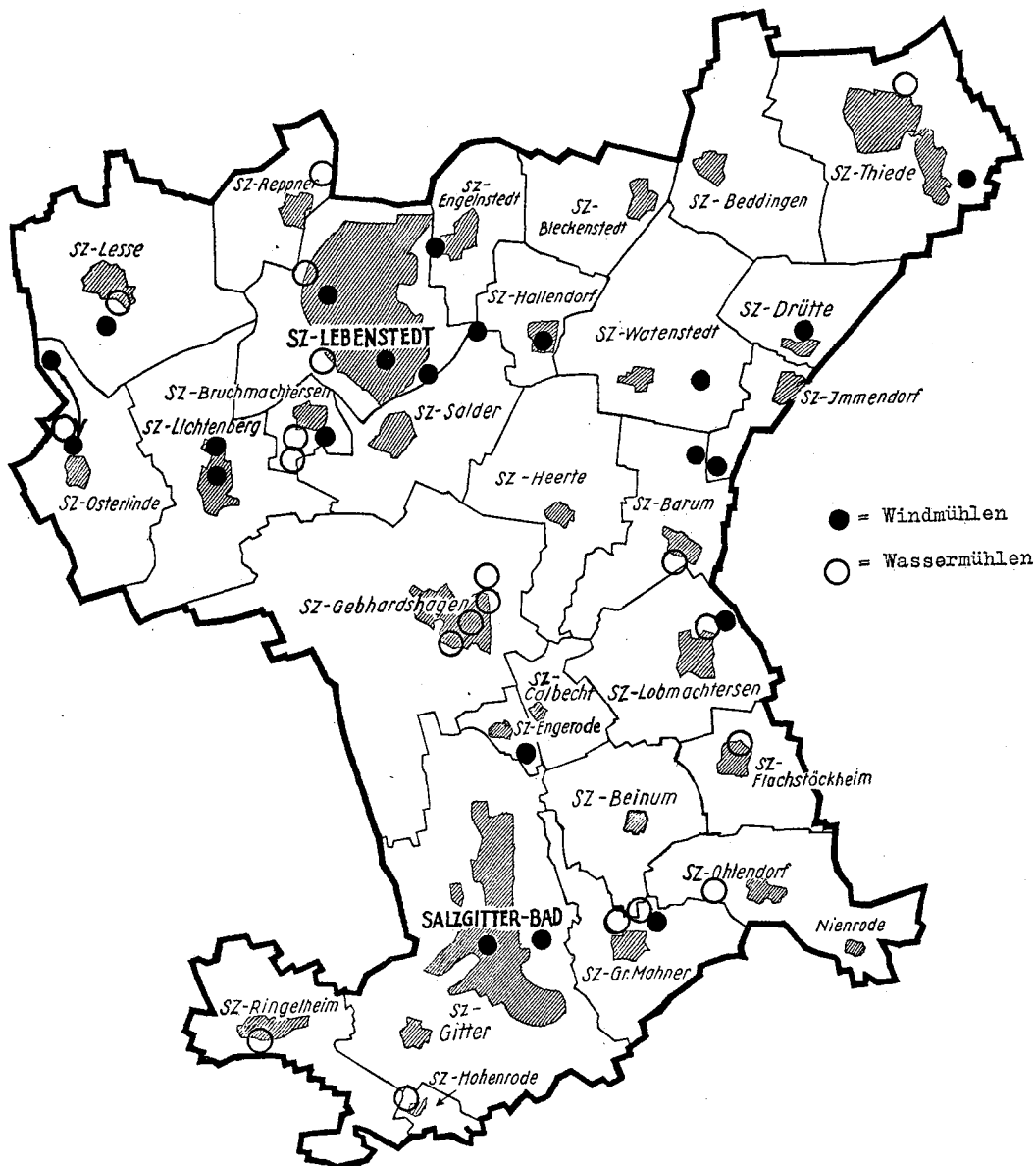
## SZ - Barum

Holländermühle. Lage: am Mühlenberge, nördlich vom Ort, früher zur Gemeinde Leinde gehörend. Mbl.Nr. 3828; RW 3597,590; HW 5779,000. Etwa 1928

# Gemarkungsgrenzen

Maßstab 1 : 100 000

Hier: Wind- und Wassermühlen



Im Gebiet der Stadt Salzgitter waren früher 21 Wind- und 20 Wassermühlen vorhanden.

Stand: 1. 10. 1968

abgebrannt, letzter Mühlenpächter: Theodor Piefke. Müllergehöft in Leinde noch vorhanden.

#### SZ - Bruchmachtersen

Holländermühle. Lage: nahe der oberen Sukopsmühle. Mbl.Nr. 3827; RW 3589,580; HW 5778,430. Erbauungszeit unbekannt, sicher von 1880, 3 Mahlgänge, 1891 abgebrochen; Müllergehöft, gleichzeitig von Wassermühle, noch bewohnt von Friedrich Becker, Obere Sukopsmühle (siehe Näheres bei Wassermühlen).

#### SZ - Drütte

Bockwindmühle. Lage: nordöstlich vom Ort, westlich der ehemaligen Landes-eisenbahn und der Frankfurter Straße, nahe der Abzweigung der Straße nach Fümmlse. Mbl.Nr. 3828; RW 3599,760; HW 5781,350. 1865 Müller Julius Drewes, 1932 Hermann Hopert genannt, 1925 abgebrannt; Müllergehöft erst nach 1925 erbaut (vorher wohnten die Müller im Orte zu Miete), 1967 abgerissen.

#### SZ - Engelnstedt

Bockwindmühle. Lage: westlich vom Ort. Mbl.Nr. 3828; RW 3592,340; HW 5782,450. 1875 — nach Hagemann 1882 — von SZ-Beddingen (Teile auch von Bockenem) nach hier versetzt, Erbauer vermutlich Fritz Pommerehne, seit 1884 im Besitz der Familie Grotefendt, mit Wind bis 1928 gearbeitet, dann bis 1957 elektrisch, 1957—63 Verfallzeit, am 27. 12. 1963 abgebrochen; ständiges Müllerhaus war nie vorhanden.

#### SZ - Engerode

Bockwindmühle. Fl.N. „Auf dem Schaf(p)berge“. Lage: südöstlich vom Ort. Mbl.Nr. 3928; RW 3594,480; HW 5773,560. Lange Zeit im Besitz der Familie Berkefeld, 1906 Mühle von O. Bösche gekauft, Mühle durch Sturm am 11. Februar 1911 zerstört, danach Mühlenbetrieb vom Müller O. Bösche (nach 1922) zunächst mit Benzolmotor, später mit Elektromotor in der Scheune fortgeführt; Müllerwohnhaus 1868 gebaut. Zwei der vier Kreuzsteine liegen noch an ehemaliger Stelle.



In SZ-Hallendorf stand die Windmühle neben dem Bunker.

(Foto: Niedersachsen-Photo SZ-Lebenstedt)

#### SZ - Hallendorf

Bockwindmühle. Lage: am Jammertal. Mbl.Nr. 3828; RW 3593,280; HW 5781,080. 1812 erbaut, 1865 Pächter Heinrich Heendies, seit 1880 im Besitz der Müllerfamilie Räke, Mühle 1912 in der Feldmark Jammertal abgebaut und südlich des Dorfes wieder aufgebaut, 1932 Albert Räke genannt, mahlte bis 1938, 1939 von Salzgitter AG angekauft. Mühlengehöft war vorher Maangarten 20A, erbaut 1854.

## SZ - Immendorf

(gehörte früher zu SZ-Barum, Feldmark nach SZ-Immendorf umgemarkt)

Bockwindmühle. Lage: nördlich vom Ort. Mbl.Nr. 3828; RW 3597,800; HW 5778,490. Fl.N. „Auf dem Hasselberge“, „Auf dem Hassel“. 1802 erbenzinspflichtig, 1865 Müller Conrad Fröchtling genannt, bis 1939 im Betrieb, letzter Besitzer: Alwin Fröchtling (gest. 27. 2. 1953), 1944 wurde Mühle geplündert und als Brennholz verwandt. Mühlengehöft (Fachwerk, zweigeschossig) lag nordwestlich der Windmühle, wurde 1939 abgebrochen, 1940 erhielt Fröchtling das Gehöft Werkstraße 5.

## SZ - Lebenstedt

1. Bockwindmühle, die „Riemannsche Mühle“. Lage: an der Salderschen Straße, jetzt Straße „An der Windmühle“. Mbl.Nr. 3827; RW 3591,140; HW 5779,980. Erbauungszeit unbekannt, 1932 ein Müller G. Riemann genannt, 1939/40 einschließlich Müllergehöft abgebrochen und überbaut von neuer Aufsiedlung, jetziger Eigentümer: Salzgitter-Wohnungs-AG.

2. Bockwindmühle, die „Oppermannsche Mühle“. Lage: Westfalenstraße (ehemalige Landstraße nach SZ-Reppner). Mbl.Nr. 3827; RW 3583,960; HW 5781,830. Erbauungszeit unbekannt. 1852 stillgelegt.

3. Bockwindmühle (früher zu SZ-Salder gehörend), daher die „Saldersche Mühle“. Lage: an der Westseite der Landstraße nach SZ-Engelnstedt, nördlich vom Ort. Mbl.Nr. 3828; RW 3592,220; HW 5780,240. Erbauungszeit unbekannt, 1865 wird Christoph Leue genannt, Inschrift über neuem Weststall: „Christoph Leue. Sophie Leue gebohrne Jorns 1849 umgebaut, umgebaut 20. April 1950 Gustav Fröchtling“; Inschrift über Scheune: „Christoph Leue, Sophie Leuen gebohrne Jorns, 1832.“; bisheriger Besitzer: Gustav Fröchtling, jetzt Northeim; jetziger Besitzer: Willi Hörning, SZ-Lebenstedt. Müllergehöft heute Peiner Straße 35. Am 3. 7. 1968 stand noch die Mühle, allerdings ohne Flügel.

## SZ - Lesse

Paltrockmühle (1922 umgebaute Bockwindmühle). Fl.N. „An der Windmühle“. Lage: südlich vom Ort. Mbl.Nr. 3827; RW 3585,890; HW 5781,080. 1841 erbaut als Bockwindmühle, 1865, 1868 wird der Müller W. Löhr genannt, 1962 abgebrochen. Müllergehöft noch vorhanden, Vorbesitzer: Müller Heinrich und Richard Söchtig, jetziger Eigentümer: Henry und Anneliese Behme, Hauptstraße 54 (Mühlengehöft).



Die 1962 in SZ-Lesse abgerissene  
Paltrockmühle.  
Blick vom Westen nach dem Osten.

(Foto: A. Preikschat, Lüneburg)





Die Mühle von SZ-Lichtenberg.  
„An der Heerstraße“.  
1965 von der Wohnungs-AG  
wieder hergestellt.

(Foto: Frl. Asche, SZ-Lebenstedt)

## SZ - L i c h t e n b e r g

1. Bockwindmühle. Lage: nördlich vom Dorf. Mbl.Nr. 3827; RW 3588,480; HW 5778,660. 1861 stand die Mühle bereits, Wohnhaus durch Bosse erbaut, 1865 Müller Bosse öfter genannt, 1880 durch Kauf von Hagemann an den Müller Christian Unverzagt (gest. 29. 4. 1933), 1965 von Wohnungs-AG wiederhergestellt, Besitzer: Anna und Meta Unverzagt. Mühlengehöft ebenfalls noch vorhanden, jetzt „An der Heerstraße 1“.

2. Holländerwindmühle, mit „besonderen Flügeln“, ganze Jalousien von Brettern, Windrad 12 m Durchmesser — wohl eine Turbinenwindmühle. Lage: auf dem Domänenhofe, westlich des Pächterhauses. Mbl.Nr. 3827; RW 3588,320; HW 5778,020; jetzt Burgbergstraße 49. Erbaut 1888, 1892 zum Schrotten für den Eigenbedarf der Domäne (2 Gänge) benutzt; später Einbau eines Sägegatters, angetrieben durch Wind und eine Dampf-Lokomobile. 1912/13 Umstellung auf elektrischen Betrieb. 1963/65 abgebrochen.

## SZ - L o b m a c h t e r s e n

Bockwindmühle, die „Meiersche Mühle“. Lage: nordöstlich vom Ort, nach Cramme zu. Mbl.Nr. 3828; RW 3598,300; HW 5775,400. Gehört mit Wassermühle zusammen, Besitzer: Heinrich Meier. Erbauungszeit unbekannt, 1947 abgebrochen, die vier Kreuzsteine liegen noch auf dem Mühlenplatz. Müllergehöft jetzt: Crammer Straße 38 (Haus mit Spruchband und Jahreszahl 1758).

## SZ - G r o ß - M a h n e r

Holländermühle. Lage: nahe der „Roten Mühle“ (siehe Wassermühlen). Fl.N. „Auf dem Windmühlenberge“. Mbl.Nr. 3928; RW 3596,740; HW 5770,180. Gehörte zur Wassermühle, 1668 erbaut, 1937 Mühle abgebaut und nach Beeskow verkauft, dann dort abgebrannt. Müllergehöft noch vorhanden.

## SZ - T h i e d e

Bockwindmühle, die „Thieder Mühle“. Fl.N. „Windmühlenberg“. Lage: ostwärts von SZ-Thiede, südlich der Landstraße nach Wolfenbüttel. Mbl.Nr. 3828; RW 3602,450; HW 5784,130. Erbauungszeit unbekannt, 1865 wird der Müller Heinrich Goedecke genannt, letzte Müller: Poppendieck, Ernst Narock, 1922 abgebrochen. Auf historischer Karte von 1753 ist noch keine Windmühle eingetragen!

Die wiederhergerichtete Windmühle  
in SZ-Osterlinde ostwärts vom Damm.

(Foto: Dr. Schultz, Braunschweig)

### SZ - Osterlinde

Bockwindmühle, Lage: ostwärts vom Damm. Mbl.Nr. 3827; RW 3585,490; HW 5778,760. 1645 in Burgdorf erbaut, 1850 oder 1888 in Osterlinde vom Müller Söchtig aufgebaut (Windverhältnisse besser), bis 1950 im Betrieb, von 1950 bis 1964 Stillstand, erneuert durch Besitzerin Firma Blume und Oppermann, Wiederherstellungsfeier 24. 11. 1964. Seitdem wieder je nach Bedarf Schrottbetrieb. Eigentümer des alten Mühlengrundstückes in Burgdorf Otto Eikmann.



### SZ - Watenstedt

Bockwindmühle, die „Immendorfer Mühle“. Lage: an Nordseite der Landstraße nach Wolfenbüttel. Mbl.Nr. 3828; RW 3597,800; HW 5780,130. Gehörte früher zur Gemarkung Immendorf. 1909 abgebrochen wegen Verfalls und Unwirtschaftlichkeit. Müllergehöft: SZ-Watenstedt, Hauptstraße 220.

\*) Weitgehende und peinlich genaue Mithilfe bei dieser Arbeit leistete Herr Johannes Schmidt, Vermessungsamtmann bei der Stadtverwaltung Salzgitter-Lebenstedt, dem auch an dieser Stelle dafür sehr herzlich gedankt sei.

\*\*) Die knappe Formulierung ist leider aus finanziellen Gründen in diesem Rahmen notwendig. Eine ausführliche Bearbeitung mit allen zur Zeit zugänglichen Unterlagen besitzt der Verfasser und stellt sie gern jedem ernsthaften Mühlenbearbeiter zur Verfügung.

Abkürzungen: Fl.N. = Flurname; Mbl.Nr. = Meßtischblatt-Nummer; RW = Rechtswert und HW = Hochwert der Gauß-Krügerschen Koordinaten, auf jedem Meßtischblatt eingetragen, hier zur Festlegung der genauen Mühlenstelle angegeben.

---

### Der Müller im ostfälischen Volksmund

1. Ain Klappstock is better as en Maierhoff = Eine Mahlmühle ist einträglicher als ein Bauernhof.
2. De Mülder stellt de Möle klipp-de-klapp; hai stält üt allen Säcken wat = Der Müller stellt die Mühle klipp-klapp; er stiehlt aus allen Säcken etwas.
3. De Mülder hat blöt ain ehrlich Lēt, en Doumen = Der Müller hat nur ein ehrliches Glied, den Daumen, mit dem er in die Metze, das Hohlmaß zum Abmessen seines Mahlanteils an Korn, faßt.

(Aus dem 1969 erscheinenden Ostfälischen Sprichwörterbuch.)



## *Der Porträtmaler Johann Heusinger (1769-1846)*

und seine Erinnerungen an die heimatliche Landschaft um den Elm  
(Schluß)

von Fritz Barnstorf

### *Langeleben*

mit seinem vom Erbprinzen August Wilhelm 1689 erbauten, damals schon halb verfallenen Jagdschloßchen besuchte H. oftmals von Königslutter aus. Er schreibt darüber: Noch ein Überrest von der Prachtliebe der vorigen Herzöge und von ihrem hohen Sinn war das 3 Meylen vor Braunschweig in einer der schönsten Gegenden des Elms, dieses herrlichen Bergwaldes, erbaute Jagdschloß Langeleben, welches ich noch vor wenigen Jahren sah. Es lag mitten im Walde sehr hoch oben und die Vorderseite mit dem Balkon sah über einen grossen Theil des niedrigen Waldes weg in die freye Landschaft nach Helmstedt, von wo aus, wie auch von der grossen Landstrasse nach Magdeburg man das Schloss in der Ferne hoch am blauen Walde liegen sah. Hier, wo auch schon alles öde und verfallen war, sah man noch alte, gewirkte Tapeten in den unteren Zimmern und eine schöne Doppeltreppe führte von zwey Seiten zu einem grossen Saale hinauf, in dem noch vor wenigen Jahren die jungen Leute aus Königslutter und der Umgebung manchmal ländliche Feste veranstalteten, welches aber auch schon in den letzten Jahren der Baufälligkeit des Gebäudes wegen nicht mehr gestattet wird. Jetzt ist auch hier nur ein wüster Platz im Holze und die herrlichen Thäler und Waldparthieen können von keinem Freunde der Natur mehr genossen werden, da ihre Entfernung (von Königslutter 1 Stunde) zu einer Promenade, wo man keinen Ruhepunkt mehr findet, zu weit ist (!) .. Hat H. unsere „ziel“-bewußten Autowanderer vorausgeahnt??

### *Königslutter*

das ist für unsern alten Naturfreund nun das Stichwort für die herzlichsten, vom reinsten Glück genährten Erinnerungen an den Ort, wohin ihn schon in jüngeren Jahren, dann aber nach seiner Übersiedlung von Berlin nach Braunschweig 1826 regelmäßig die Bruderliebe zu seiner Schwester Sophie verw. Krukenberg und der bei ihr lebenden Halbschwester Luise Heusinger zu einem wochen- bis monatelangen Sommeraufenthalt zog. Luise war unverheiratet geblieben, viele Jahre älter als Johann und halb erblindet. Später wurden die beiden alten Damen von der Tochter einer Jugendfreundin gepflegt. Von ihrem, der Stiftskirche unmittelbar benachbarten Fachwerkhaus in Oberlutter, das bis in unser Jahrhundert eine eigene Gemeinde zwischen Unterlutter und Stift Lutter bildete, wanderte H. ringsum in den Elm. Unterlutter mit seinen „krummen, dunklen Gassen und altmodischen Häusern“ liebte er nicht sehr und macht auch über dessen Bewohner ein paar maliziöse Bemerkungen. Er, der erste Luftkurgast aus Berlin, wie ihn Heinz Röhr im „Moosholzmännchen“ genannt hat, war durch über 30 Jahre Berliner Leben an klassizistische und Empirebauten königlichen Formats gewöhnt und mißachtete darum auch die Fachwerkbauten Braunschweigs und

dessen mittelalterlichen Charakter. Aber die unverkünstelte Garten-, Busch-, Hecken- und Hochwaldlandschaft, die gleich hinter dem „Plan“ beim Schwesternhaus begann, die hatte es ihm angetan! Der heutige Glockenkampspark, die heutige Straße „Am Steinfeld“, damals unbebaut und die sanften Hügel des Herzogs- und des Bockshornbergs westlich des Dorfes Oberlutter sind der Schauplatz folgender Schilderungen:

Von dem Wohnzimmer meiner Schwester sah man aus weinumrankten Fenstern über den grünen Hof ... mit einem jugendfrischen Apfelbaum ... in den nur von einer niedrigen Hecke (heute Steinmauer) umgebenen Pfarrgarten ... mit seinen Obst- und Nußbäumen und einem mächtigen Birnbaum, unter dem Tisch und Bänke der Lieblingsaufenthalt der gastfreyen Bewohner waren ... Über Garten und Häuser hatte man die große Aussicht in die offene Gegend mit allen Dörfern bis Helmstedt. Von dieser Stube trennte nur eine fast immer offenstehende Glasthür mein nach Norden liegendes Kabinett, wo ich an meinem Arbeitstisch die ganze Unterhaltung mit Hausgenossen, Freunden und Nachbarn mit anhörte und mein Wörtchen mitsprach ... (In diesem Zimmer malte H. einen großen Teil seiner Porträts. Hermann Mitgau hat in seinem großartigen familiengeschichtlichen Buch „Gemeinsames Leben 1770 bis 1870“, Wolfenbüttel 1948, auf den Bildtafeln VI und VII einige davon aus verschiedenem Familienbesitz reproduziert.) Wenn ich meine zum Porträt Sitzenden entließ, ging ich durch den Garten und über die kleine Brücke zur Lutter, die mit mehreren Wasserfällen der Mühle (früher Thönebe, heute Lager der Hauptgenossenschaft) zurauschte. Ich stieg durch die Gasse zwischen wilden Gartenhecken ... den Berg hinab zum Klockenkamp, eine schon zur Hälfte in Gartenland verwandelte Wiese, rings mit wilden Schlehen und Haseln umgeben, über welche man den hohen Elm herausragen sah. Gleich kam einem aus einer kunstlosen Steinbedeckung einer Quelle ein kristallheller Bach entgegen und man sah ihn innerhalb der Gartenhecken, da keine Menschenhand sein Bette geleitet oder eingeschränkt, oft von breiten Lattichblättern und Weiden ganz bedeckt auch einer kleinen Mühle zueilen. Jenseits des Baches ging der Weg durch hohen, blaublumigen Lein an unbeschnittenen Hecken entlang zum Steinfeld, einem mit Gras und Wolfsmilch bewachsenen Anger, durch ehemalige Steinbrüche ganz in Berg und Thal verwandelt... Von hier führten an dichter, dunkler Weidenpflanzung vorbei Schlängelwege, bloss von Wanderern getreten, über mehrere kleine schnellfließende Gewässer nach Unterlutter ... Der Herzogsberg, mit Getreidearten bestellt ..., ist nach Lutter zu unbewachsen, übrigens aber von dickem Buchenwald bedeckt ... Der Fahrweg von Unterlutter (heute Elmstr.) an beiden Seiten mit Gruppen von Schlehen und Hagebuttengesträuch bewachsen, allmählich am Bette eines bei Sommerhitze oft versiegenden Baches hinauf zum Elm ... Ein Hohlweg, den dieses kleine Gewässer, das vom Kuhspringe kommt, wahrscheinlich gebildet hat, macht den Eingang in das reizendste, hier offene, aber von beiden Seiten von waldbewachsenen Bergen begrenzte Thal ... Man geht bis zu einer freieren Stelle des Thales, durch welche man den Bach, der links am dicht bewaldeten Berge entspringt, bloss durch einen vorgezogenen Damm zur Tränkung der Kuhherden gebildet, mit einem plätschernden Wasserfalle von seiner Quelle kommen sieht ... Am Hang führt vom Thal hinauf ein von den Melkerinnen getretener Fussweg schräg hinauf und hier ist ein Ruheplatz, von wo man das Bächlein unter sich sieht, das eine sonderbare Täuschung hervor-

bringt, da das Wasser nach der Quelle zurück zu fließen scheint. Dann kommt die vom andern Berge steigende Kuhherde mit ihrem Stiere, die schon von ferne durch ihre Glocken ihre Ankunft meldet. Sie lagert sich in malerischen Gruppen umher. Dann kommt von der andern Seite der Schweinehirt mit seiner Herde, mit halb erwachsenen und Mutterschweinen, jedes mit einem Schwarm von 10 oder mehr Ferkeln um sie spielend ... Dann hört man fernen Gesang oben am Berge und durchs Holz sieht man die Melkerinnen mit ihren reinlichen Eimern den Fuchssteig herabkommen, 5 bis 6 fröhliche, junge Mädchen, theils Eigenthübertöchter, theils Dienende. Sie locken mit mitgebrachten Kohlblättern oder Rüben jede Kuh von der Herde ab, die sie kennen und wie Hunde ihnen zum Melken folgen. Wenn eine Kuh nicht stille steht oder eine andere bey ihr Kohlblätter holen kam, riefen die Mädchen einander zur Hülfe und es gab Geschrey und Gelächter. Sowie eine mit Melken fertig ist, läuft sie zur Quelle hinab, um sich zu waschen und erwartet dann oben auf dem Ruheplatz ihre Gefährtinnen und rüstet zur Heimkehr ... Ich sah dann, höher hinauf gestiegen und ins Freye getreten, das grosse, über eine Stunde breite Thal zwischen dem Elme und dem Bergwalde des Dorm mit den vielen darin liegenden, theils hannöverschen Dörfern, dem waldichten Rieseberg, der Landstrasse nach Magdeburg ... Dann liess ich den Wald hinter mir und wanderte an einem isoliert im Felde liegenden Waldstreifen vorbei den sonnigen Berg hinab und fand da manchmal ein Ammonshorn, von welchen Versteinerungen der aus Kalkfelsen bestehende Berg den Namen Bockshornberg erhalten hat. (??)

Abends ging ich, nicht wie am Mittag allein, sondern in lieber Gesellschaft, oft lustigem, jungen Volk, gewöhnlich nach der andern Seite, wo die Abendbeleuchtung schöner war ... Es ging über den Kirchhof neben oft frischen, mit Rauschgold geschmückten Gräbern vorbei, zu der schönen, alten, mit grosser Kunst überwölbten Vorhalle (vormals Marienkapelle), der zwischen alten Linden prangenden Klosterkirche und durch die immer offenstehende (!) Kirche zu dem auf den mannigfaltigsten Säulen ruhenden Kreuzgang an dessen wildverwachsenen, schauerlichen Hofe entlang auf der grossen, weitläufigen, mit Wirtschaftsgebäuden umgebenen Klosterhof, über den links der Weg aus dem Klostertore (am westl. Ende der heutigen Klosterstr. gelegen) und rechts an der Mühle der Weg ... zum Schäfertore (in der Mauer unweit des heutigen Lutterfalles) hinaus führt ... In der Mitte des Klosterhofes steht eine Linde, im Alter wahrscheinlich dem Kloster gleich, in voller, üppiger Kraft und bildet um den gewaltigen Stamm ein weites, für Regen und Sonnenlicht undurchdringliches Schattendach ... Aus dem Schäferthor wanderten wir hinaus ... in einen dichten Waldstrich ... an dem der Weg unter uralten, zum Theil noch kräftigen, theils von Holzwürmern durchlöcherten Eichen in das Lutterthal führt. Links sieht man die Lutter, die aus den sie vorher einengenden Ufern auf die Wiese (1878 wieder zum Teich ausgehoben) strömt, in breitem Bette über die Steine rauschen und unter dichten Weiden verschwinden ... Man übersieht die herrliche Wiese, die zwischen den sich hebenden Bergen, Schmiede- und Herzogsberg, immer schmaler sich in das Luttertal bis nahe der Quelle hinzieht ...

Dicht am schmalen, tiefen Bette der ... unter dichtem Gestrüpp rauschenden Lutter kommt man an mehreren nicht unbedeutenden Quellen vorbei, die durch Sumpf und dichtes Gesträuch unzulänglich sind ... bis man die Quelle der Lutter am Fusse des Schmiedeberges vor sich sieht. Diese herrliche Quelle, das grosse

Spring genannt, ist mit einer Mauer umfasst, die mit einem aus grossen Steinplatten bestehenden Dache bedeckt ist. Durch die Öffnung der Mauer sieht man in den inneren, dunklen Raum hinein, aus dem der eiskalte, kristallklare Bach in seiner ganzen Stärke hervorströmt. Auf einem Fusspfade, der am zwar malerischen, aber für alle Fuhrwerke höchst gefährlichen, oft tiefe Hohlwege bildenden Fahrwege entlang führt, kommt man in das eigentliche Luttertal. (Das Gasthaus Lutterspring wurde erst 1885 gebaut und die heutige Elmautostrasse nach Schöppenstedt liess noch länger auf sich warten.) Zu H.'s Zeiten war: am Schmiedeberg ein Kalkofen zwischen zwei alten Buchen, deren Stämme ganz schwarz geräuchert waren, sodass man nicht verstand, dass die Hitze so gar nicht den Stämmen geschadet hat. H. beschreibt dann einen oberhalb des Springes liegenden freien Platz, auf dem am 2. Pfingsttag ein ländliches Fest gefeiert wird, an welchem ganz Lutter und alle Prediger- und Beamtenfamilien der Umgegend teilnehmen. Buden und Zelte sind da aufgeschlagen, um Glaswaren und Apfelsinen wird gewürfelt, Musik ertönt und auf geebneten Plätzen oder in Zelten wird nach Herzenslust bis in die Nacht getanzt, geschmauset und gejubelt ...

Sonntags gab es oft kleinere Feste, Picnics am Springe genannt, die ohne alle Vorbereitung an einem schönen Tage durch ein gewöhnlich vom Prediger geschicktes Zirkular bey allen gebildeten Familien angekündigt wurden. Nachmittags fand man sich auf dem Platze ein. Jede Familie liess sich in Körben Lebensmittel, Kaffee und Obst nachtragen und etablierte sich an einer bequemen Stelle. Nach und nach kam eine Gesellschaft von 50 und mehr Personen zusammen, die sich herzlich begrüßten und sich hier wie zu einer grossen Familie vereinigten. Man machte Feuer, kochte Kaffee und genoss bei fröhlicher Unterhaltung. Die alten Herren rauchten ihre Pfeifen und die jungen Leute spielten ländliche Spiele oder traten zusammen und gaben im Singverein im Winter eingübte Gesangstücke zum Besten, tanzten dann und waren lustig. Nahte sich die Sonne dem Untergange, so rüstete sich alles zur Heimkehr. Die ganze Gesellschaft zog dann, die Musik voran, in grössere oder kleinere Gruppen getheilt, in einem grossen Zuge nach Lutter zurück. Am Badeholze, wo eine schöne Eiche war, mussten die Spielleute noch extra blasen und dann wanderte man vom Berge, wo man Lutter vor sich, links die Wiese (später Klosterteich) und jenseits derselben die unter Eichen rauschende Lutter sah, bis zum Klosterthore, wo sich die Gesellschaft theilte, — ich mit den Oberlutterschen durchs Thor, die Unterlutterschen aber, wo die alte Stadtmauer die bewachsene Ruine bildete (heute die „Driebe“) ausserhalb auf felsigem, für Fuhrwerke sehr beschwerlichen Wege nach Unterlutter zurückkehrten. ...

Als der alte Maler nach dem rasch nacheinander erfolgten Tode seiner Schwestern nicht mehr in das freundliche Haus am Plan 5 vor den Widrigkeiten seines Junggesellenlebens flüchten konnte, da vergrub er sich, betreut von einer Haushälterin immer mehr in seinem Häuschen neben der Neustadtmühle in Braunschweig. Von Beziehungen zu Persönlichkeiten, die damals tonangebend im vormärzlichen Residenzstädtchen waren, wissen wir nichts und sie sind bei diesem Einzelgänger auch unwahrscheinlich. Er war und blieb eine echte Spitzweggestalt, die von kleinen Freuden zehrte, wie der, die ihm sein Schüler, König Friedrich Wilhelm von Preußen, bereitere, als er eine Medaille für ihn fertigen liess, die H. „in der Westentasche über dem Herzen“ tragen sollte. Alles in allem: Ein liebenswerter Kauz, an den ich meine Leser gern erinnert habe.

# Ein Spaziergang durch die Geschichte von Salzgitter-Ringelheim

von Johannes Schmidt

Seit Schließung des Sanatoriums am 31. 12. 1967 ist es still geworden um Schloß und Schloßpark. Viele Ringelheimer, auch Frauen und Männer aus den Nachbarorten, warten auf die neue Verwendung des Schlosses, wobei wieder Personal benötigt wird. Als Krankenhaus und Sanatorium hat das frühere Kloster im Stil eines Schlosses in den letzten 20 Jahren 250 Betten zur Verfügung gestellt.

Der alte Ort Ringelheim entwickelte sich an einer wichtigen Straßenkreuzung, die von einer Burg an der Durchfahrt durch das Innerstetal gesichert wurde. Durch die „Furt“ im Süden und die germanische Gerichts- und Volksversammlungsstätte, den „Thie“, war das Dorf weithin bekannt. Im Schutze der Burg ist die Entstehung eines Nonnenklosters um 940 anzusetzen; die erste urkundliche Bestätigung hierüber jedoch entstammt dem Jahre 1021. Das Damenstift war „Reichsabtei“ und unterstand unmittelbar dem auf der Werlaburg residierenden deutschen Kaiser. Klosteranlagen, Wirtschaftshof, Acker, Wiesen, Wälder und Fischteiche über eignete der Kaiser im Jahre 1150 dem Hildesheimer Bistum unter Bischof Bernhard.

Von der Abtei St. Michael aus Hildesheim kommend, zogen 1151 in Ringelheim Benediktinermönche ein. Äbte, Mönche und Laienbrüder haben bis zur Reformation in Ringelheim 419 Jahre lang segensreich gewirkt durch Urbarmachung und Rodungen. Ora et labora (Bete und arbeite) war ihr Losungswort. Jedoch ist das Kloster nie zu Reichtum gelangt. Neue kirchliche und politische Verhältnisse zwangen den Abt mit seinen Ordensbrüdern im Jahre 1570, den Ort ihrer Wirksamkeit zu verlassen.

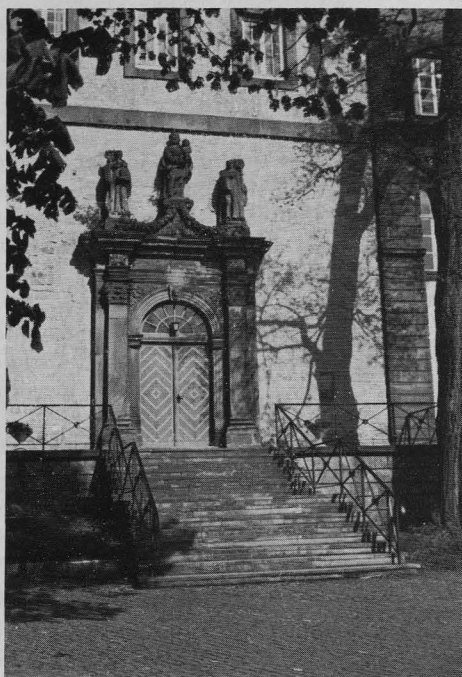
Nach 73jährigem Exil, kurz vor Beendigung des 30jährigen Krieges, im Jahre 1643 konnten die Benediktiner ihren Ringelheimer Besitz wieder übernehmen. Alle Gebäude waren verfallen: das Kloster, die Klosterkirche und der Gutshof. So begann man mit einem Neuaufbau noch vor Beendigung des Krieges. Alles war behelfsmäßig. Endlich im Jahre 1710 waren Mittel und Material vorhanden, um einen großzügigen Neubau zu beginnen. Dieses Werk war nach 7 Jahren vollendet.

Anstatt der Fachwerkgebäude erstanden Kloster und Wirtschaftshof massiv, auch die Kirche der Benediktiner hatte eine wesentliche Änderung erfahren. Noch heute staunt man über die großzügige Ausführung. Hat doch das schloßartige Hauptgebäude die stattliche Länge von 107 Meter. Wegen Untergrundschwierigkeiten mußte der Ostflügel, der die Klosterbibliothek aufnahm, im Jahre 1818 wieder abgerissen werden.

Im Norden des Klosters steht die Kirche, deren älteste Teile ottonisch und romanisch sind, der Chor gotisch. Als die Zahl der Brüder größer wurde, mußte der Ostteil verlängert werden, so daß im Jahre 1504 das Gotteshaus eine Länge von 55 m hatte. Die einstige dreischiffige Basilika erfuhr im Jahre 1694 einen Umbau. Schiff und Chor wurden um mehrere Meter erhöht, ein neues Kirchendach aufgesetzt mit einem Dachreiter und eine neue flache Decke eingezogen. Ebenfalls hat man die Nordtür, zum Abthaus hin, neu erstellt. Wie es die Grundmauern ausweisen, ist der ehemalige Westturm nicht wieder erstanden, aber das Westportal geschaffen. Schließlich wurde das Gestühl erneuert, 5 Altäre, Kanzel, Altar und die Orgel neu beschafft. Die Raumwirkung der heutigen katholischen Pfarrkirche ist großartig, nachdem im Jahre 1962 eine Renovierung erfolgte. Die Orgel ist eine der schönsten in Niedersachsen. Unter ihr hängt an der Südwand ein lebensgroßes Kruzifix, das den Gekreuzigten als Sieger darstellt. Es soll um 1000



Ehemaliges Schloß



Portal der Klosterkirche

Foto: J. Schmidt (2)

in Hildesheim geschnitzt worden sein und ist neben dem noch älteren bronzenen Vortragekreuz und den erhaltenen alten farbigen Meßgewändern die Sehenswürdigkeit der Kirche. Gegenüber dem Kruzifix steht die Taufe aus dem Jahre 1592.

Bei der Einziehung geistlicher Güter durch den Staat (Säkularisation) im Jahre 1803 wurde das Kloster aufgehoben durch den König von Preußen. Nach der Annexion übereignete er „aus Dankbarkeit für geleistete Dienste“ dem Grafen von der Schulenburg den Klosterbesitz einschließlich Vorwerk Wendhausen und Söderhof = 2000 Morgen. Dieser jedoch verkaufte den neuen Besitz für 200 000 Taler an den Generalfeldzeugmeister, Freiherrn von der Decken, den „Scharnhorst des Hannoverschen Heeres“, der 1834 den Grafentitel erhielt. Am 2. 2. 1818 erfolgte die Übergabe. 1840 verstorben, ruht der Graf als erster in dem von ihm nördlich der Kirche erbauten Mausoleum. Sein Sohn war kein „Soldat“ wie der Vater, sondern beschäftigte sich mit Sammeln von Kunstgegenständen. Er vergrößerte den Besitz erheblich durch Landkauf.

Die Revolution von 1848 ging nicht spurlos an Ringelheim vorüber. Adolf von der Decken ließ als Notstandsarbeit den 100 Morgen großen Park mit den Teichen anlegen, manch baufälliges Haus im Dorf abreißen und neu bauen. Er fühlte mit seinen Untertanen und verschaffte ihnen in dieser Notzeit Arbeit und Brot.

Die Cholera forderte im Jahre 1855 auch in Ringelheim ihre Opfer. Die 10 Toten begrub man fern vom Dorf, südlich der Innersten.

Wie in jedem Volk, so geht es auch in jeder Familie auf und ab. Hohe Verschuldung durch liederliches Leben zwangen zur Verpachtung des Gutes an einen tüchtigen Landwirt. Die heutige Heinrichstraße erinnert an Heinrich Wrede, der 1872 die Pachtung übernahm und im Vorwerk Söderhof Wohnung nahm.

Im Jahre 1932 verkaufte die Familie von der Decken Söderhof an die Firma Oetker.

Bei Gründung der „Reichswerke“ kaufte der Konzern Gut und Schloß Ringelheim. Für einige Jahre zog die Verwaltung des Erzbergbaues ins Schloß, mußte es aber 1945 räumen bei der Besetzung durch die Amerikaner. Anschließend wurden Flüchtlinge und Ausländer in den Räumen untergebracht, wobei das Gebäude sehr verwahrloste. Seit dem 1. 1. 1949 pachtete die Landesversicherungsanstalt das Schloß und ließ es unter Aufwendung ungeheurer Kosten zum Krankenhaus und später — bei neuer Verwendung — zum Sanatorium herrichten. Dabei wurde der munter fließende Mühlengraben innerhalb des Gebäudes zugedeckt, der bisher unter der Südostecke offen durch die damalige Klosterküche floß.

Während in alter Zeit die Äbte innerhalb der Klosterkirche zur letzten Ruhe bestattet wurden, begrub man die Brüder auf dem nördlich der Kirche gelegenen Kirchhof. Dieser wurde 1820 um mehr als einen Meter aufgehöht und ein Garten für den katholischen Pfarrer angelegt. 1821 wurde das jetzige Pfarrhaus errichtet, auf dessen Hof eine Jahrhunderte alte Eibe steht. Um diese Zeit entstand der Friedhof der katholischen Kirchengemeinde auf der Westseite der Wallmodener Straße. Der Friedhof nördlich der Eisenbahn ist 1870 angelegt worden.

Baron von der Decken hatte sich ein eigenes Kraftwerk eingerichtet. Die Wasserkraft des Mühlengrabens trieb die Turbine in der ehemaligen Klostermühle, dem sehenswerten Fachwerkhaus aus dem Jahre 1699, südlich des Guts- hofes gelegen.

Ringelheim hat auf der alten Burgstelle eine weitere Kirche, die seit der Reformation protestantische Kirche. Sie ist Johannes dem Täufer geweiht. Turm und anschließendes Schiff wurden schon vor 1200 erbaut. Um 1470 ist das Gottes- haus nach Osten verlängert worden. Die westliche Turmtür ist erst 1863 ent- standen. Die Holzdeckenbemalung wird dem Patron, Baron von der Decken, zugeschrieben. Er hat diese mühselige Arbeit, auf dem Rücken liegend auf einem Gerüst, im Jahre 1883 ausgeführt. Südlich vom Altar hängt ein Kruzifix, das um 1300 geschnitzt ist. Die kupferne Taufschale trägt die Jahreszahl 1487. Altar und Kanzel sind Schnitzarbeiten von vor 1700. Die Pächterfamilie stiftete die bunten Fenster, im Jahre 1908 die Orgel, das Gestühl und die Fußbodenplatten.

Von großer Bedeutung war für Ringelheim der Bau einer Eisenbahnstrecke Altenbeken — Seesen — Ringelheim — Börßum, die 1858 in Betrieb genommen wurde. In den Jahren 1871—74 wurde eine Bahnstrecke gebaut, die von Löhne über Hildesheim kommend, in Ringelheim endete. Bis Othfresen bestand bereits ein Anschlußgleis für die Güterzüge des Hüttenwerkes Posthof, der heutigen Zuckerfabrik. Dieses wurde nach Stilllegung des Hüttenbetriebes im Jahre 1875 beim Weiterbau der Bahn nach Grauhof und Vienenburg verwendet. Erst später baute man eine Bahnverbindung Grauhof — Goslar. Wollten die Ringelheimer nach Goslar, so mußten sie die weite Fahrt über Vienenburg machen. Ein doppel- gleisiger Ausbau und Vergrößerung der Ringelheimer Bahnanlagen erfolgte 1900—04. Viele Ringelheimer fanden beim Bau und Betrieb der Eisenbahn einen Arbeitsplatz. Aber auch die Errichtung einiger Betriebe wirkte sich segensreich für Ringelheim aus, so die Konservenfabrik (1868), die Zuckerfabrik (1870), das Bossewerk und 1923 die Chemisch-pharmazeutische Fabrik von Schaper und Brümmer.

An der ehemaligen Bundesstraße 248, gegenüber dem Acker „Triangel“, wurden 1967/68 zwei Neubauernhöfe errichtet. Die Ländereien sind dem Gut ent-

nommen, das die Salzgitter Erzbergbau AG nunmehr verkaufte. Der Landwirt Karl Löwe, aus Kassel kommend, übernahm seinen über 300 Morgen großen Besitz am 1. 10. 1968, während das Schloß an das Land Niedersachsen verkauft wurde. Bei der Wiederverwendung des Schlosses als Krankenhaus, das seit 250 Jahre das größte Bauwerk Ringelheims ist, werden eine große Zahl von Arbeitsplätzen geschaffen. Die Kranken aber werden sich in Schloß und Park wohlfühlen.

## *Eigentums- und Nutzungsverhältnisse des Bürgerlandes in der Stadtflur von Braunschweig um 1671*

von Wolfgang Meibeyer und Wolf-Dietrich Kauffmann

In der Stadt Braunschweig wurden im Jahre 1758 die Berufe aller Einwohner festgestellt und in der sog. Vorschußsteuerrolle<sup>1)</sup> schriftlich niedergelegt. Die Durchsicht dieser Akte ergibt, daß sich zu jener Zeit kein einziger Braunschweiger Stadtbewohner „Ackerbürger“ nennt, d. h. daß keiner der Bürger seinen Broterwerb allein aus landwirtschaftlicher Betätigung zog. Lediglich die Gärtner befaßten sich ausschließlich mit dem Anbau von verschiedenen Obst- und Gemüsearten, jedoch dürften sie damit ein verhältnismäßig karges Auskommen gehabt haben. Denn die von ihnen bearbeiteten Flächen waren zumeist recht klein, und eigenes Land hatten sie nur in äußerst geringem Umfang.

Die nächst ältere umfangreiche Quelle, aus der Aufschlüsse über wirtschaftliche und soziale Verhältnisse der Braunschweiger Bürger zu gewinnen sind, ist die „Kontingent- und Bürgerrolle“<sup>2)</sup>, die im Jahre 1671 nach der Unterwerfung der Stadt durch den Landesherrn aufgestellt wurde. Sie ist ein Verzeichnis aller der Einwohner, die das Braunschweiger Bürgerrecht besaßen, und gibt als Steueranlagungsregister vor allem Auskunft über deren wirtschaftliche Verhältnisse. Die Kontingent- und Bürgerrolle wurde 1942 von W. Spieß als „Braunschweigisches Bürger- und Gewerbeverzeichnis für das Jahr 1671“<sup>3)</sup> veröffentlicht, wobei freilich bei diesem in der Art eines Adreßbuches mit Branchenverzeichnis gehaltenen Bändchens nähere Angaben über Vermögensverhältnisse und etwaigen Landbesitz unterblieben. Diese letzteren in der Originalquelle aufgeführten Daten sollen bei der folgenden Betrachtung herangezogen werden, wobei das Ziel verfolgt wird, die Eigentumsverhältnisse der Braunschweiger Bürger in ihrer Stadtflur kennenzulernen und neue Einsichten in die Struktur und Nutzungsweise dieser den Bürgern gehörenden Ländereien zu gewinnen. Mit diesem Bemühen soll zugleich ein Beitrag zur Kenntnis der wirtschaftlichen Struktur Braunschweigs in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts geboten werden.

Die summarische Betrachtung der im Jahre 1671 landbesitzenden Braunschweiger Bürger liefert zunächst ein überraschendes Ergebnis: Nur jeder fünfte der in der Kontingent- und Bürgerrolle genannten Bürger verzeichnete vor den Toren der Stadt eigenen Landbesitz, 22 % besaßen Garten- oder Feldland. Wird der Anteil dieser Landeigner an der Gesamtzahl der in den 13 Bauerschaften der Stadt wohnenden Bürger ermittelt, so schwankt dieser zwischen 33 % als Höchstwert in der Petri-Bauerschaft in der Altstadt und 8 bzw. 10 % als Tiefstwerte in den Bauerschaften der Kannengießerstraße und der Schuhstraße im Sack. Die übrigen bewegen sich zwischen diesen Werten vorwiegend im Bereich um 20 %.

Insgesamt 531 Braunschweiger Stadtbürger verfügten um 1671 über eigenen Landbesitz. Es kann dieser Landbesitz jedoch in der Regel nicht allzu groß gewesen



sein, da davon ausgegangen werden muß, daß der Anteil des Bürgerlandes im Verhältnis zur Gesamtfläche der Stadtfur recht gering war. So ergeben die Feld- und Wiesenbeschreibungen der um 1754 im Rahmen der Braunschweigischen General-landsvermessung vermessenen Stadtfur Braunschweigs, daß das Acker- und Wiesenland zu fast 85 % das Eigentum der verschiedenen Klöster, Stifter und Kirchen sowie einiger adliger Familien war und damit auf die Bürger nur ein Eigentumsanteil von rund 15 % entfiel. Da überdies fast ein Drittel der Stadtfur aus gemeinschaftlich genutztem Weideland (Allmendflächen) bestand, lag der Eigentumsanteil der Bürger an der Gesamtfläche der Stadtfur ganz offensichtlich noch wesentlich niedriger. Um 1750 gehörten den Bürgern Braunschweigs in der Stadtfur nur rund 445 Morgen Ackerland. In den Vermessungsunterlagen der Generallandsvermessung bleibt leider unbeantwortet, wer das im Eigentum der bereits genannten kirchlichen Institutionen befindliche Land bewirtschaftete. Es kann mit einiger Sicherheit angenommen werden, daß diese Ländereien zu einem erheblichen Maße in Pacht vergeben waren und entweder von Bürgern der Stadt oder Bauern aus den benachbarten Pfahldörfern bebaut wurden. Etwa gleiche Verhältnisse in der Eigentumsverteilung und Bewirtschaftung im Bereich des Bürger- und des Kirchenlandes dürfen auch für die Zeit um 1671 vorausgesetzt werden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß um 1671 wesentlich mehr als nur 531 Braunschweiger Bürger Land- bzw. Gartenbau (für den Eigenbedarf!) betrieben, jedoch nur 531 teilweise oder ganz auf eigenem Grund und Boden.

An Nutzflächenarten sind nach der Kontingent- und Bürgerrolle in der Stadtfur Braunschweigs im wesentlichen zwei zu unterscheiden: „Gärten“ und „Land“, d. h. mit dem Pflug zu bearbeitendes Feld- bzw. Ackerland. Die Weideflächen (Allmenden) wurden als nicht privateigene Ländereien von der Aufnahme in die Bürgerrolle ausgeschlossen. Zu den „Gärten“ gehören auch jene Flächen, die als „Gartenland“ bezeichnet werden. Es ist unwahrscheinlich, daß sie einer zeitweilig zwischen Garten und Feldland wechselnden Nutzung unterlagen. Denn die Gartenflächen ließ man im allgemeinen in ihrer Nutzung unverändert, da sie von der Pflicht der Zehntentrichtung befreit waren, und in bezug auf das Ackerland war jeder Zehntherr in der Regel darauf bedacht, daß keine Umwandlungen in Gärten zustandekamen, damit seine Einkünfte nicht geschmälert wurden. Es ist daher anzunehmen, daß das „Gartenland“ in der Bürgerrolle nichts anderes als eine Variante für „Garten“, nicht aber für „Feldland“, darstellt.

Unter den Gärten hat man sich relativ kleine, teilweise von Hecken eingezäunte Flächen vorzustellen, deren durchschnittliche Größe um etwa 1 Morgen gelegen haben dürfte. Leider sind nur bei ungefähr der Hälfte aller in der Bürgerrolle aufgeführten Garten- und Landflächen die Flächenmaße exakt in Morgen beziffert angegeben; bei den Gärten ist sogar nur rund ein Viertel zusammen mit Flächenangaben verzeichnet. Dies mag möglicherweise seinen Grund darin haben, daß die Mehrzahl der Gärten derart klein war, daß die Eigentümer bei der Erhebung die Größe in Morgen nicht benennen konnten und daher auf die Angabe verzichteten. Die aus den Angaben der Bürgerrolle zu ermittelnde Durchschnittsgröße für die Gärten, die sich auf ca. 1,8 Morgen beläuft, errechnet sich aufgrund einiger weniger großflächiger Gartenanlagen um einiges zu hoch; denn allein von den Gärten mit feststellbarer Größe verzeichnen 73 % einen Flächeninhalt von unter und um 1 Morgen. Wären die Flächenmaße für sämtliche Gärten innerhalb der Stadtfur bekannt, so würde sich mit großer Wahrscheinlichkeit ein Durchschnittsmaß ermitteln lassen, das noch unter einem Morgen läge. Was den Anbau in den

Gärten anbetrifft, so dürfte der größte Teil der darin angebauten Obst- und Gemüsesorten dem Eigenbedarf gedient haben, wie dieses auch gelegentlich aus Bezeichnungen wie „Küchengarten“ oder „Baumgarten“ abzulesen ist. Ausgesprochene Ziergärten scheint es um 1671 noch so gut wie gar nicht gegeben zu haben; ein solcher wird andeutungsweise nur ein einziges Mal — und in diesem Falle unter der Bezeichnung „Lustgarten“ — erwähnt.

In der Stadthflur Braunschweigs war bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein eine Spezialkultur ansässig, die für die Brautätigkeit zahlreicher Braunschweiger Bürger von großer Bedeutung war: der Hopfen. Der Hopfenanbau wurde gewöhnlich gartenmäßig betrieben; denn ebenso wie der Gartenbau selbst ist auch die Gewinnung des Hopfens sehr arbeitsintensiv, indem in beiden Fällen die Bodenbearbeitung mit dem Spaten erfolgt. Der Anteil des Hopfenanbaus auf Gartenland war in der Stadthflur um 1671 allerdings nur von geringer Bedeutung und scheint dies schon aus Gründen der viel zu kleinen zur Verfügung stehenden Flächen gewesen zu sein. Der weitaus meiste Hopfen wurde auf Feldland angebaut. Wenn in der Bürgerrolle von 1671 Hopfen auf Gartenland erwähnt wird, fehlt für den betreffenden Garten meist die Angabe der Flächengröße, während diese beim „Hopfenland“ stets verzeichnet ist. Auch dieser Tatbestand spricht für die nur geringfügige Größe der sog. „Hopfengärten“. Gegenüber der als wahrscheinlich anzunehmenden geringen Durchschnittsgröße der einzelnen Obst-, Gemüse- und gelegentlich auch Hopfengärten nahmen die Hopfenanbauflächen im Feldland einen wesentlich größeren Raum ein; der zu ermittelnde Gesamtdurchschnitt der Anbauparzellen auf dem Hopfenland umfaßt eine Größe von etwa  $2\frac{1}{2}$  Morgen. Parzellen von der Größe eines Morgen und darunter treten nur selten auf, 2 bis 4 Morgen sind die häufig wiederkehrende Norm, und in einigen Fällen werden sogar 5 Morgen überschritten.

Eine Betrachtung des übrigen Feldlandes zeigt, daß hier die Parzellengrößen mit denen auf dem Hopfenland einen vergleichbaren Durchschnitt aufweisen. Ein Feldbau in großen Flächenkomplexen, wie er in den Fluren der reinen Bauerndörfer zu finden ist, ist im Bereich der Stadthflur Braunschweigs schon deshalb nicht zu erwarten, weil — wie eingangs erwähnt — um 1671 kein einziger Bürger ausschließlich Ackerbürger war, d. h., von den Gärtnern abgesehen, niemand allein von der Tätigkeit in der Landwirtschaft lebte. Gegenüber dem Fehlen kleinerer Parzellengrößen (d. h. unter 1 Morgen) beim Hopfenbau sind diese im Feldland durchaus zu finden. Ackerflächen bis hinunter zu  $\frac{1}{4}$  Morgen sind keineswegs selten, wie übrigens hier bei fast 90 % aller Parzellen die Flächengröße im Gegensatz zu den Gärten zahlenmäßig exakt belegt ist. Angesichts der Besitzersplitterung des Feldlandes in kleine und kleinste Parzellen gewinnt man den Eindruck, daß hier um 1671 eine Art von gartenähnlicher Nutzung vorlag. Da keinerlei Angaben über die Anbaufrüchte zu finden sind, kann nicht mit Sicherheit entschieden werden, ob möglicherweise der Gartenbau gelegentlich auf zehnpflichtiges Ackerland ausgedehnt wurde oder ob die Besitzersplitterung evtl. nur eine Folge von fortlaufenden Besitzveränderungen durch Kauf und Verkauf bzw. auch durch Teilung gewesen ist.

Infolge der unvollständigen Flächenangaben für die einzelnen Garten- und Feldparzellen ist die Gesamtfläche der jeweiligen Nutzflächen nur sehr ungenau anzugeben. Die flächenmäßig bezifferten Gärten in der Stadthflur ergeben addiert eine Gesamtfläche von rund 170 Morgen; es sind damit aber nur ungefähr 25 % aller vorhandenen Gärten erfaßt. Eine planimetrische Bestimmung aller Garten-

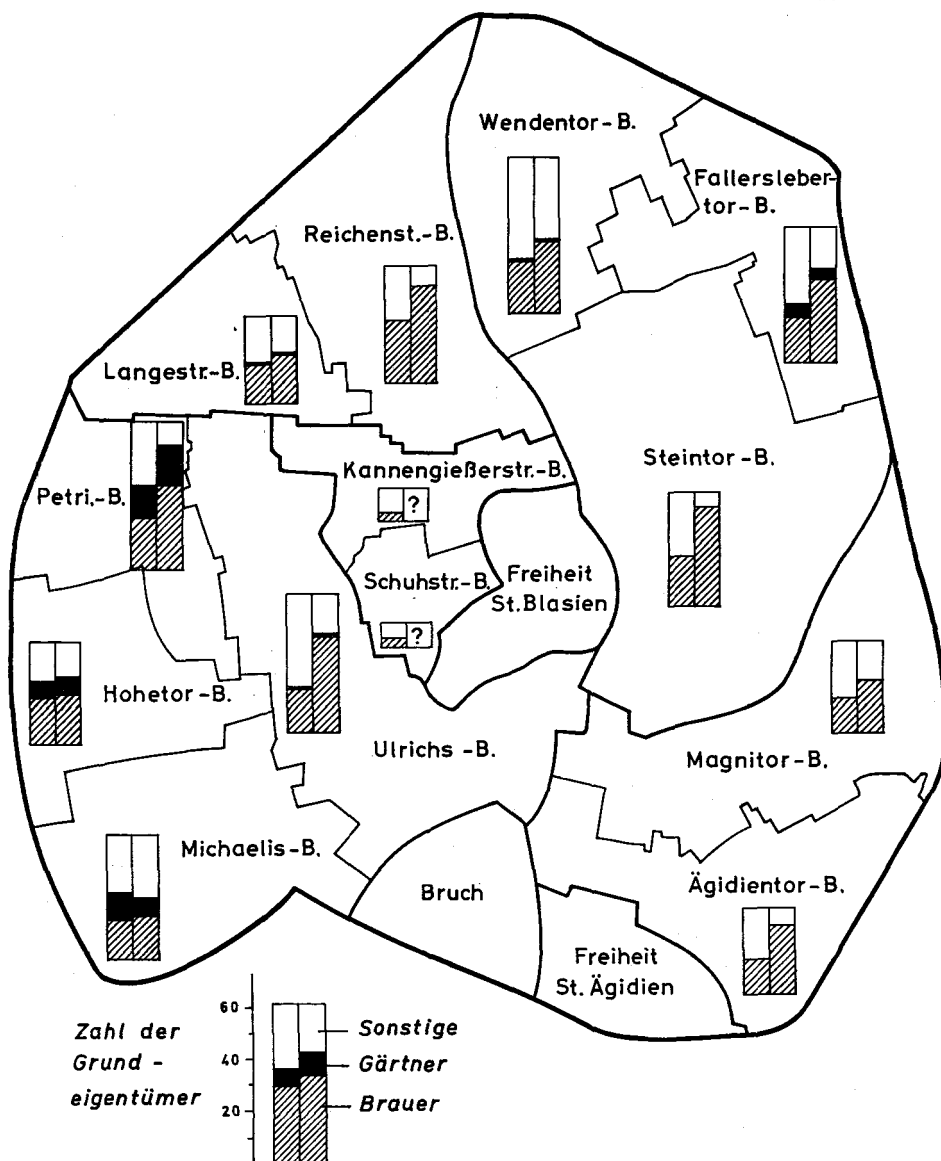
flächen auf der Grundlage der im Jahre 1671 entstandenen sog. „Belagerungskarte der Stadt Braunschweig“ ergibt eine Fläche von ca. 440 Morgen. Selbst bei Berücksichtigung aller mit einem derartigen Verfahren verknüpften Fehlerquellen (genaue und maßstabsgerechte Eintragung u. dgl. mehr) könnte dieser hier ermittelte Wert in seiner Größenordnung wenigstens annäherungsweise zutreffend sein; einem Vergleich mit dem Vermessungsergebnis bei der 80 Jahre später erfolgten Generallandesvermessung hält er allerdings in keiner Weise stand. Leider kann auch keine Aussage darüber gewonnen werden, wie groß die Gesamtfläche der im Eigentum der Bürger befindlichen Gärten gewesen ist, da insbesondere die Gartenflächen der Kirche sowie anderer nichtbürgerlicher Institutionen gesondert zu bestimmen sind.

Die im Eigentum der Bürger befindliche Hopfenanbaufläche — und zwar auf dem Hopfenland — läßt sich im Gegensatz zu den Gärten recht genau mit gerundet 200 Morgen benennen. Das übrige Feldland der Bürger ergibt in der Addition eine Gesamtfläche von nahezu 440 Morgen, ein Ergebnis, das mit dem in den Unterlagen der Generallandesvermessung für die Zeit um 1750 eine auffällige Übereinstimmung (445 Morgen!) aufweist. Der Anteil der Parzellen ohne Größenangabe ist gering und dürfte auch nur diejenigen kleinsten Umfangs betreffen. Nicht berücksichtigt sind in dieser Aufrechnung ca. 25 Morgen, deren Nutzung ohne genaue Bestimmung ist, und weitere 200 Morgen, die im Eigentum der Familie von A d e n s t e d t lagen, wobei jedoch ungewiß ist, ob sich diese Ländereien tatsächlich in der Stadtfur befunden haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die genannte Familie über das aufgeführte Land auch nur die Grundherrschaft ausgeübt hat und die Bewirtschaftung entweder durch Braunschweiger Bürger oder der Stadt benachbarte Bauern erfolgte.

Die Zusammenfassung aller zahlenmäßig aus der Kontingent- und Bürgerrolle zu entnehmenden Nutzflächen, die eindeutig als Eigentum der Bürger zu erkennen sind, ergibt eine Gesamtfläche von ca. 840 Morgen. Selbst wenn dieser Wert in Anbetracht der nicht berücksichtigten, da zahlenmäßig nicht zu fixierenden Flächen um 100 oder gar 150 Morgen u. U. höher anzusetzen wäre, so ist der Eigentumsanteil der Braunschweiger Bürger an der Gesamtfläche ihrer Stadtfur für 1671 noch immer als äußerst niedrig zu bezeichnen. Aus diesem Grunde darf mit Sicherheit angenommen werden, daß ein nicht zu schätzendes Maß an weiteren Ackerflächen von den Bürgern in Pacht genommen und bewirtschaftet wurden.

In der Bürgerrolle sind 531 Bürger als Landeigentümer eingetragen. Sie verteilen sich auf die fünf Weichbilde und deren Bauerschaften, wie bereits erwähnt wurde, recht ungleichmäßig: Der weitaus größte Teil von ihnen entfällt auf die Weichbilde der Altstadt (199) und des Hagens (169), während der geringsten Anteil der Sack (23) aufweist. Die Untersuchung der Bürger mit Landeigentum im Hinblick auf ihre in der Kontingent- und Bürgerrolle angegebenen Berufe bzw. die von ihnen angegebene Erwerbstätigkeit ergibt eine dominierende Stellung der Brauer. Kein einziger Bürger — darauf wurde wiederholt hingewiesen — nannte sich um 1671 „Ackerbürger“. Die Anzahl der Brauer mit Landeigentum wird mit 205 (das entspricht einem Prozentsatz von 39 aller über eigenes Land verfügenden Bürger) genannt, und etwa 62 % des hier flächenmäßig zu ermittelnden bürgerlichen Landeigentums lag in ihren Händen. Die den Bauern nächstfolgende Berufsgruppe ist die der Gärtner, die mit 39 Landeignern weitere 7 % stellen. Der Rest entfällt auf Angehörige verschiedener Handwerksrichtungen sowie Kaufleute ohne Dominanz einer bestimmten „Branche“. Der ungewöhnlich hohe Anteil der

**Verteilung der Grundeigentümer auf die verschiedenen Bauerschaften der Stadt.  
Brauer und Gärtner sind unter diesen die beiden dominierenden Gruppen.**



Die Höhe des Säulenpaares entspricht der absoluten Zahl der Grundeigentümer in der jeweiligen Bauerschaft.

Die linke Säule entspricht der Gesamtzahl (100%) der Grundeigentümer; die Teilbereiche zeigen den zahlenmäßigen Anteil von Brauern, Gärtnern und sonstigen.  
Die rechte Säule entspricht der Gesamtfläche (100%) des Grundeigentums, das den Bürgern der jeweiligen Bauerschaft gehört; die Teilbereiche zeigen die Höhe des Flächenanteils von Brauern, Gärtnern und sonstigen.

Brauer unter den Landeignern läßt darauf schließen, daß der für das Braugewerbe benötigte Hopfen im Eigenanbau einem Erwerb über den Handel vorgezogen wurde. Auch die beträchtliche Anbaufläche von insgesamt 200 Morgen deutet darauf hin. So sind denn auch von der Zahl derer, die Hopfenanbau betrieben, fast 90 % selbst Brauer. In diesem Zusammenhang fällt jedoch auf, daß für 1671 in Braunschweig nur 78 der Brauer gleichzeitig als Anbauer von Hopfen genannt werden; hieraus kann entnommen werden, daß verschiedene hopfenanbauende Brauer den Anbau über den Eigenbedarf hinaus betrieben und einen Teil des Ertrages an andere Mitglieder ihres Standes weiterverkauften. Eine Bestätigung dieser Vermutung findet sich allerdings nur in zwei Fällen, in denen sich Brauer in der Bürgerrolle gleichzeitig auch als Gärtner ausweisen.

Die Brauer gehörten aber auch gleichzeitig zu den Bürgern der Stadt, die über den größten eigenen Landbesitz verfügten. Immerhin nahmen sie 1671 unter den Bürgern, deren Landeigentum insgesamt 5 und mehr Morgen umfaßte, mit  $\frac{2}{3}$  die überwiegende Mehrheit ein, wobei sie überdies einen Durchschnitt von 9 Morgen eigenen Landes erreichten. 62 % der Fläche des bürgereigenen Landes sind in ihrer Hand! Auf welche Weise die Brauer unter den Braunschweiger Bürgern zu ihrem ungewöhnlich hohen Landeigentum gekommen sind, kann an diesem Ort nicht geklärt werden. Da die Brauer in guten wirtschaftlichen Verhältnissen lebten<sup>4)</sup>, mögen sie ihren Landbesitz durch Kauf und Zukauf nach und nach aus eigenen Kräften zusammengetragen haben. Sehr wahrscheinlich hat der frühzeitig erkannte Nutzen eines eigenen Anbaus von Hopfen den mehrfachen Erwerb von Ländereien bewirkt. Hinzu kommt, daß die Brauer jeweils Besitzer eines „Brauhauses“ sein mußten. Dieses am Hause haftende Braurecht reicht aber weit in die Stadtgeschichte zurück, so daß die Brauer, die zweifellos zu einem großen Teil auf alte Bürgerfamilien zurückgehen, ihren Landbesitz wahrscheinlich in vielen Fällen bereits auf die Zeit des Mittelalters zurückführen können. Lage, Verteilung und die auffällige, z. T. normierte Größe der Grundstücke von Brauhäusern in den alten Stadtplänen des 18. Jahrhunderts lassen deutlich auf deren hohes Alter und auf das der Braurechte schließen<sup>5)</sup>, mit denen möglicherweise auch eine gewisse (primäre?) Landausstattung verbunden war.

PH

Weitaus ungünstiger stehen die Gärtner da. Sie lebten um 1671 keineswegs in guten wirtschaftlichen Verhältnissen, wie eine nähere Auseinandersetzung mit ihrem Stande vor Augen führt<sup>6)</sup>. Schon die Tatsache, daß 1671 insgesamt 56 Gärtner genannt werden, von denen überhaupt nur 37 eigenes Land besaßen, zeigt, daß sie nur wenig vermögend gewesen sein müssen. Sie bilden unter den landbesitzenden Bürgern auch nur deshalb eine eigene Gruppe, weil sie die einzigen sind, die in Braunschweig um 1671 ihren Lebensunterhalt ausschließlich mit „Landbau“ verdienten. Nur bei 27 Gärtnern ist eine Größenangabe zu ihrem Landeigentum zu entnehmen; sie beträgt im Durchschnitt 2,5 Morgen, was in jedem Falle auf die Zupachtung von weiterem Land schließen läßt, wenn ein hinreichendes Auskommen durch die gärtnerische Tätigkeit gegeben sein soll.

#### Anmerkungen und Schrifttum:

<sup>1)</sup> Vorschußsteuerrolle von 1758. Stadtarchiv Braunschweig, Sign. F VIII 2, Nr 1—6. — <sup>2)</sup> Kontingent- und Bürgerrolle von 1671. Stadtarchiv Braunschweig, Sign. F VIII 1, Nr 1—9. — <sup>3)</sup> W. Spieß: Braunschweiges Bürger- und Gewerbeverzeichnis für das Jahr 1671. Braunschweig 1942. — <sup>4)</sup> Vgl. hierzu W. Meibeyer: Bevölkerungs- und sozialgeographische Differenzierung der Stadt Braunschweig um die Mitte des 18. Jahrhunderts. In: Braunschw. Jahrbuch, Bd. 47, 1966. — <sup>5)</sup> Vgl. W. Meibeyer, a. a. O., S. 149 f. — <sup>6)</sup> Vgl. W. Spieß: Braunschweig im Nachmittelalter. Braunschweig 1966, 2. Halbband S. 457.

# *Amalie und Luise Löbbcke – „Jederzeit zu sprechen“*

Zwei Braunschweiger Wohltäterinnen

von Helene Matthies

Die Glocken von St. Martini in der niedersächsischen Löwenstadt hallen über den weiten Altstadtmarkt und locken trotz des dichten Nebels, der über den roten Giebelböden der Fachwerkhäuser lagert, viele Frauen, alte Herren und Kinder in die weite, gotische Kirche, die als einzige der Stadt an ihrer schmalen Ostseite an einem Pfeiler die Statue des Dr. Martin Luther trägt zur Erinnerung daran, daß hier zum erstenmal ein Gottesdienst in deutscher statt lateinischer Sprache in der Reformationszeit gehalten wurde, und zwar am Osterfest des Jahres 1526; denn schon 1528 bekannte sich die Stadt Heinrichs des Löwen zur Lehre des großen Reformators, obwohl der Rat an der Tradition des alten Glaubens festhalten wollte.

Wenn wir an den heiligen Martin denken, dem zu Ehren diese Kirche ihren Namen trägt, so ist er gleichsam Symbol für den tieferen Gehalt dieser Erinnerungsschrift über zwei Wohltäterinnen Braunschweigs; eine Marmorstatue von Georg Röttger zeigt den heiligen Martin, wie er mit dem Schwert seinen Mantel zerteilt, um einem frierenden Bettler die Hälfte zu reichen.

Heute, an diesem 10. Oktober 1823, aber gilt es keinem besonderen Glaubensbekenntnis, sondern Hochzeitsglocken rufen zur Trauung eines Paares, das zur Geschichte der Stadt einen guten Neuanfang auf sozialem Gebiet bilden sollte.

Aus zwei alten Braunschweiger Familien stammen die Brautleute: es sind laut Kirchenbuch <sup>1)</sup>: „Elisabeth Amalie Juliane Henneberg, Tochter des verstorbenen Braunschweigisch-Fürstlichen Postrats Georg Conrad Albert Henneberg und seiner noch lebenden Ehegattin, Frau Amalie Auguste, geb. König, und Friedrich Carl Löbbcke, Sohn des verstorbenen Kaufmanns Carl Friedrich Löbbcke und seiner noch lebenden Ehegattin Wilhelmine Elisabeth, geb. Stähler.“ Der Nebel hat sich gesenkt, und die Strahlen der milden Oktobersonne sind durch die Wolken gebrochen, als die lange Reihe der Kutschen vor der sogenannten Brauttür von St. Martini halten. Blumenstreuende Kinder, dahinter das stattliche Brautpaar, dem die beiden Mütter, die übrigen Verwandten und viele Freunde des Hauses folgen. An beiden Seiten der Eingangstür drängen sich die Braunschweiger; auch viele Handwerker und Geschäftsleute haben ihre Arbeit unterbrochen; denn im alten Braunschweig hielt noch jeder der fünf Stadtteile wie eine große Familie zusammen.

Es war ein glücklicher Ehebund, der an diesem Oktobertage geschlossen wurde, wenn das Brautpaar auch schon die erste Jugend hinter sich hatte. Friedrich Carl Löbbcke hatte siebzehn Jahre in London und Manchester gearbeitet, um sich im damals weltbedeutenden Handelsvolk der Briten für seinen Beruf zu rüsten. Obwohl er eine Lebensstellung in hohem Ansehen, in großem Komfort und feinsten Kultur innehatte, trieb ihn doch die Sehnsucht wieder in seine Heimatstadt, wo er am 1. Januar 1812 an Stelle seines Vaters in die Firma der Gebrüder Löbbcke & Co. eintrat, der er bis zu seinem Tode 1847 treu blieb.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte das tatkräftige, zielbewußte, organisatorisch hochbegabte Geschlecht der Familie Löbbcke, aus Westfalen

stammend, eine Niederlassung ihres Kurzwaren- und Bijouteriegeschäfts in Braunschweig und schon bald darauf das Bankgeschäft an der Ecke der Scharnstraße gegründet. In einem großen Wohnhause, von schönen Gartenanlagen umgeben, lebte das Paar nahe der Celler Straße am heutigen Amalienplatz. Nur Geschäftsreisen, z. B. zur damals schon bedeutenden Leipziger Messe, hielten Friedrich Carl Löbbecke von der Heimat fern. Seine um zehn Jahre jüngere Frau Amalie, geb. Henneberg, war die Tochter aus zweiter Ehe des Postrats mit Amalie, geb. König, der Stieftochter Lessings. Diese hatte ihren berühmten Vater bis zu seinem Tode am 15. Februar 1781 treu gepflegt. Ihr Bruder, der 1883 starb, war der letzte Domvikar an St. Blasien. So mag unser Malchen von Mutter und Onkel viel aus dem Leben Lessings erfahren und, da sie ein sehr interessierter Mensch war, mit seinen Dichtungen sich gründlich vertraut gemacht haben: Miß Sara Sampson, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Laokoon, Nathan der Weise usw. — Ja, sie mag auch wohl den herzerreißenden Brief ihres Stiefvaters Lessing an seinen Freund Eschenburg in der Hand gehalten haben: „Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Leute, aber es ist mir schlecht bekommen“. So hatte Lessing geschrieben, als nach einjähriger glücklichster Ehe, der eine siebenjährige Wartezeit vorangegangen war, ihm seine heißgeliebte Eva plötzlich durch den Tod entrisen wurde nach der Geburt des Kindes aus dieser Ehe. Vielleicht von der Mutter her ist Amalie die seelische Mütterlichkeit angeboren, von der Gertrud Bäumer einmal sagt, daß sie nicht durch wirkliche Mutterschaft entfaltet zu werden brauche, sich aber allbeglückend an der leidenden Menschheit auszuwirken pflege, wenn das Geschick diesen Frauen eigene Kinder versagt hat. Ihr Oheim war der tapfere Präfekt des Okerdepartements, Ludwig Henneberg, der die Beschlagnahme des Burglöwen durch eine französische Kommission verhinderte<sup>2)</sup>.

Amalie, die vierundzwanzig Jahre verheiratet war, hat auf das Glück, ein eigenes Kind zu haben, verzichten müssen. Wir erfahren nichts von ihrem Kummer, den sie wohl mit sich und ihrem Herrgott verwunden hat. Ihre Ehe war in tiefer Frömmigkeit geführt, worin sie sich mit ihrem Gatten eins wußte: er war zum Vorsteher seiner reformierten Gemeinde gewählt worden. Ein feines Wort seines Vaters Karl Johann Friedrich Löbbecke, geb. 1751 in Iserlohn, ist in einem Brief an seinen Sohn Wilhelm von ihm überliefert worden: „Unter allen Verhältnissen meines Lebens habe ich nirgends mehr Trost und Licht und mehr Befriedigung gefunden als in Beobachtung der Vorschriften unserer beglückenden Religion.“<sup>3)</sup>

Wenn wir die Bedeutung Amalies und ihrer Nichte Luise Löbbecke verstehen wollen, müssen wir uns an die sozialen Zustände jener Zeit erinnern. Eine staatliche Armenpflege gab es noch nicht. Johann Anton Leisewitz und Herzog Carl I. von Braunschweig hatten schon im 18. Jahrhundert versucht, das Bettelwesen abzuschaffen. Carl I. hatte ein Werkhaus, eine Art Arbeitshaus, gegründet, ferner das Waisenhaus Beatae Mariae Virginis. Aber es warteten viele Nöte noch auf private Fürsorge. Die wirtschaftlichen Schädigungen nach den Feldzügen der napoleonischen Zeit waren ungeheuer groß, denken wir nur an die Handelssperre der deutschen Häfen durch Napoleon I., die z. B. Hamburg großen Schaden brachte. Diese Nöte wurden noch verschärft durch verhängnisvolle Mißernten, 1847 war ein furchtbares Hungerjahr. Später traten die Auswirkungen des beginnenden Maschinenzeitalters dazu und taten ihr Übriges, um das Elend des „Vierten Standes“ zu steigern. Der schwerfällig arbeitende Behördenapparat war dem

vielfachen Ansturm nicht gewachsen, und es bedurfte mehr denn je warmer, mitfühlender Frauenherzen, klarblickender Frauenaugen und rasch und sicher zugreifender Frauenhände, um den Strom von Jammer und Elend zurückzudrängen. Braunschweig hatte Frauen dieser Art, allen voran Amalie Löbbbecke. Mit einer Schar Gleichgesinnter, die sie zur Hilfe aufrief, begründete sie zunächst 1838 eine Speiseanstalt für Bedürftige, und zwar in einem Hause an der Kannengießerstraße, an der Ecke des alten Brüdernkirchhofs gelegen<sup>4)</sup>. Schon 1834 war auf ihre Anregung und mit ihrer großzügigen finanziellen Unterstützung eine Pflegeanstalt und eine Kleinkinderschule<sup>5)</sup> entstanden, da die vielen berufstätigen Mütter, die in den neu gegründeten Fabriken arbeiteten, sich um ihre Kinder nicht genügend kümmern konnten. Die Kleinkinder-Bewahranstalt war zunächst auf dem Ziegenmarkte und siedelte dann in die Leopoldstraße über. Hinter der Masch entstand das Friedrichstift für Waisen, so genannt nach ihrem Gatten, der schon 1847 heimgegangen war. Es war eine Erziehungsanstalt für Mädchen; denn Amalie hatte erkannt, daß ein dauernder guter Einfluß nur gewährleistet war, wenn in den Familien das Erreichte nicht wieder zerstört wurde, sondern die ganze reine Atmosphäre die jungen Menschenkinder von früh bis spät umgab.

Das Beglückende war, daß Amalie dank ihrer begeisterungsfähigen Art eine Schar hilfsbereiter Frauen in ihrer Vaterstadt fand, die ihrem aufopfernden Wirken treu verbunden waren. Hinzu kamen ein wundervoller Humor und eine feine Gabe des Erzählens, wodurch der Umgang mit Kindern viel Freude und Glück in ihr Leben trug. Noch in hohem Alter — so wird uns erzählt — wurde sie von ihren Groß- und Urgroßneffen und -nichten immer mit hellem Jubel empfangen. „Eine Geschichte, eine Geschichte, Tante Male!“ so bettelten sie und saßen dann wie gebannt, wenn Märchen und Heimatgeschichte vor ihrem geistigen Auge erstanden und sie alles miterleben ließen. Ja, am Schluß bettelten sie um das Kunststück, daß Nase und Zunge bei ihrer geliebten Großtante sich grüßen konnten, wenn Amalie dank ihrer langen Zunge beim Herausstrecken mit der Spitze die Nase berührte. Niemand brachte so etwas Köstliches fertig, meinten die lachenden Kinder. Ja, Amalie konnte mit jungem Herzen noch im Alter Kind unter Kindern sein. Sie starb am 5. November 1883, fast neunzig Jahre alt. Das größte Glück ihres Lebens war wohl die edle Freundschaft mit ihrer um fünfzehn Jahre jüngeren Nichte Luise Löbbbecke, die sie am Weihnachtsfest 1823 näher kennenlernte.

Luise Löbbbecke war die zweite Tochter von Amalies Schwager Ludwig Löbbbecke, des Hofbankiers in der Scharnstraße. Sie war am 1. August 1808 in Braunschweig geboren und verlebte eine glückliche Kindheit im Elternhaus. Hinzu kamen ihre vorzügliche Begabung, ihr gutes Gedächtnis, das sie ihre Schularbeiten spielend bewältigen ließ, ihr lebhaftes Temperament, das manchmal freilich auch in mutwillige Streiche ausartete. Aber bezeichnend für ihren Charakter ist, daß sie die Strafen dafür stets als gerecht empfand. Eine große Vorliebe hegte sie für fremde Sprachen. Nicht nur die neueren Sprachen Englisch und Französisch beherrschte sie, sondern erlernte auch Latein und Griechisch. Für ihre schnelle Auffassungsgabe kennzeichnend ist, daß nach einem Besuch bei ihrer Schwester in der Steiermark sie auch mit guten Kenntnissen der slowenischen Sprache heimkehrte. Ihre Aufgeschlossenheit für Literatur führte sie nicht nur zu wirklicher Vertiefung in die deutschen Werke, sondern auch die englischen und französischen Klassiker studierte sie mit Liebe und Leidenschaft.



Ebenso reich und empfänglich war aber auch ihr Gemütsleben. Für alles Gute und Schöne konnte sie sich begeistern. Auf ihre religiösen Anlagen gewann der Domprediger Wolf großen Einfluß, so daß sie die christlichen Lehren scharf durchdachte und sie dann in sich aufnahm. Ihr wurde Christus Führer, Vorbild und Herr. So begreifen wir, daß sie die Freundschaft mit ihrer fünfzehn Jahre älteren Tante als großes Glück empfand. Sie begleitete sie oft auf ihren Wegen der Fürsorge und Nächstenliebe<sup>7)</sup>. Auf den Samaritergängen mit ihrer mütterlichen Freundin wuchs sie immer mehr in ihre eigene Lebensarbeit hinein; denn der Haushalt der Mutter und die Sorge für die jüngeren Geschwister boten ihr einen Wirkungskreis, der ihrem starken Betätigungsdrang keineswegs genügen konnte. Ein Höhepunkt wurde ihr die mit Tante Amalie unternommene Reise nach England, die sich zu einem Jahresaufenthalt ausdehnte. Obwohl selber, wie wir sahen, in wohlhabenden, doch vergleichsweise einfachen Verhältnissen aufgewachsen, sah sie verwundert den großen Reichtum und die Pracht bei den begüterten Handelsherren dort in England. Aber ihr allzeit wacher, beobachtender Sinn öffnete sich andererseits der armseligen Lebensweise der unteren Schichten, die in halb verfallenen Slums hausten und auch an der allgemeinen Bildung nur ganz geringen Anteil hatten. Durch die Anschauung der großen Gegensätze von reich und arm wurde ihr sozialer Sinn in hohem Grade entwickelt. Gereift und mit offenen Augen für die Nöte der Heimat kehrte sie nach einem Jahr in ihre Vaterstadt zurück<sup>8)</sup>.

Vielleicht hatte Luise Löbbecke auch von der Hamburgerin Amalie Sieveking gehört, die zu jener Zeit in ihrer Vaterstadt einen „Weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege“ gegründet und damit die erste systematische Ordnung der freien Wohlfahrtspflege gegeben hatte; denn Amalie Sieveking hatte nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland in zündenden Vorträgen zu ähnlichen Gründungen aufgerufen. So hatte sie z. B. auch in Hannover gesprochen. Mit dem Blick für das Elend verband sich bei Luise Löbbecke wie bei Amalie Sieveking die tätige Hilfsbereitschaft, die kein Opfer an Kraft, Zeit und finanziellem Einsatz scheute. Dabei war Luise aber stets ein frisches, temperamentvolles, fröhliches junges Mädchen, das auch gern auf den Hausbällen am Arme eines jungen Braunschweiger Kavaliers in schwebendem Tanze leichtfüßig dahinflog. Oft hat sie mit dem Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg solchen Hausball eröffnet. Ja, die Braunschweiger konnten Luise Löbbecke auch öfters in der Hofloge des Theaters an der Seite des Herzogs bewundern und wußten doch, wie nur freundschaftliche Verehrung des einsamen Herzogs der Grund für diese Auszeichnung der Bürgertochter war. Diese half gern und oft im Friedrichstift, Hinter der Masch 9 gelegen, von großem Garten umgeben, und in der Kleinkinder-Bewahranstalt. Wie wirkte sich die erzieherische Begabung Luises aus, die sie schon daheim an den jüngeren Geschwistern erprobt hatte. Doch sie stellte oft mit Bedauern fest, und zwar aus eigener Erfahrung, daß der gute Einfluß immer wieder zerstört wird, wenn die Betreuten täglich in die oft völlig ungeeignete Umwelt der eigenen Familie zurückkehren und dort im entgegengesetzten Sinne beeindruckt werden. Durch diese Erfahrung reifte in ihr der Gedanke, eine Anzahl junger Mädchen unmittelbar nach dem Verlassen der Schule in einem Heim zu vereinen. So konnte man hoffen, daß dauernd wirksame erzieherische Arbeit geleistet werden konnte. In diesem Heim sollte ihnen eine sorgfältige Erziehung und Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft gegeben werden.

Dieser Gedanke gewann Gestalt in der „Löbbeckeschen Erziehungsanstalt für weibliche Dienstboten“. Diese wurde am 1. Mai 1845 in der ehemaligen Burgmühle am Ruhfäutchenplatz eröffnet. Das war ihre erste eigene Schöpfung. Das Geld dazu kam teils aus ihrer privaten Kasse; denn sie war opferwillig bis an die Grenze der Selbstberaubung. So wird erzählt, daß bei einer Gesellschaft in ihren Räumen sie die Suppe mit einem Soßenlöffel aufgab. Als man sie etwas verwundert anschaute, lachte sie fröhlich: „Ja, meine Suppenkelle ist in der Speiseanstalt, dort fehlte gerade eine. Und hier kann ich mit zwei Soßenlöffelhuben einen Kellenhub schnell ersetzen.“ Aber nicht nur eigene Mittel flossen, Luise hatte auch die seltene Gabe, Herzen und Hände ihres weiten Bekanntenkreises für große Spenden zu erschließen.

Jedes Jahr wurde eine Schar junger Mädchen im Nähen, Kochen und jeder Art Hausarbeit unterwiesen und hatte so eine vorzügliche Grundlage zu eigener oder fremder Haushaltsführung. Geräumiger wurde die Anstalt noch, als sie in ein altes, schönes Patrizierhaus, Ruhfäutchenplatz 1, der Burgmühle benachbart, übersiedelte. Diese Anstalt hat im ganzen etwa 75 Jahre bestanden, seit 1894 im neuen Heim am Wollmarkt gelegen. Die Schule bildete für Jahrzehnte den Mittelpunkt von Luises weit ausgebreiteter Arbeit, vom braunschweigischen Wohlfahrtswesen überhaupt, dessen Fäden in ihrer bewährten Hand zusammenliefen. An der Tür ihres Zimmers hing ein Schild mit den Worten: „Jederzeit für jedermann zu sprechen.“<sup>9)</sup> Hier konnten alle vertrauensvoll anklopfen; man wußte, dort wartete eine gütige, dazu viel erfahrene Frau. Man fand nicht nur ein williges Ohr, sondern auch immer guten, praktischen und seelsorgerischen Rat und, wenn es angebracht war, auch eine offene Hand. Manchmal war schon das Sprechen von seiner Not eine große Erleichterung für den Hilfesuchenden; Luise konnte andächtig zuhören — und — schweigen anderen gegenüber. Sie war Beichtmutter und Helferin in einem; so ging niemand ungetröstet von dannen. Für Luise selber aber waren diese Sprechstunden, zu denen reich und arm kamen, eine Quelle — nicht nur psychologischer Erfahrungen, sondern Einblicke in viele Notwendigkeiten auf sozialem Gebiete.

So erkannte sie die Not geistesschwacher Kinder, für die keinerlei Unterbringungs- und Bildungsmöglichkeiten bestanden. Sanitätsrat Dr. med. Otto Berkhan hatte mit ihr über diesen Mangel gesprochen. Ein Gesuch an die Regierung, hier helfend einzugreifen, wurde abschlägig beschieden, da nahm sie selbst fünf geistesschwache Mädchen in ihre Obhut und ließ fünf andere unterrichten.

Selbst ihre Abende, manchmal mit edler Geselligkeit verbunden, benutzte sie dazu, von den Nöten, die ihr im Augenblick am Herzen lagen, so lebendig und aufrüttelnd zu sprechen, daß sie dadurch die Menschen zum Helfen bereit machte, zumal sie selbst mit größtem Opfersinn das Beispiel gab. So konnte z. B., freilich erst in ihrem Todesjahr 1892, das Grundstück für das spätere Luisenstift an der Ludwigstraße angekauft werden. Diese Anstalt wurde für Epileptische erbaut, später in ein Landes-Kinderkrankenhaus umgewandelt. Auch ein Asyl für Krebskranke und eine Krippe richtete sie ein. Ihr Bruder, der Bankier Otto Löbbecke, gab oft namhafte Summen für Luises Pläne her, wollte aber selbst nie genannt werden<sup>10)</sup>. Die Not der Geistesschwachen ließ Luise nicht los. In einem „Eingesandt“ der Braunschweiger Landeszeitung war zu lesen: „Es geschieht jetzt so viel für die Irren. Soll für die vielen Geistesschwachen, die unter uns leben, nichts geschehen?“

Gottes Wunderwagen, so würde Wilhelm Raabe sagen, fährt oft seltsame Wege. Solch ein Zeitungsblatt diente als Einwickelpapier für ein Paar reparierter Schuhe, die in dem Erkeroder Pfarrhaus an den Pfarrer Stutzer von seinem Töchterlein Nine abgegeben wurden. Zufall, Fügung oder Wunder? Daß dieses zerknitterte Blatt und gerade diese Zeitungsnotiz beim Auswickeln dem Pfarrer Gustav Stutzer ins Auge fielen, ja, mehr noch, ihm das Herz sonderbar anrührte, ihm gleichsam als Anruf Gottes erschien.

Jedenfalls war dies der Beginn zur Gründung der Erkeroder Anstalten, die heute über eintausend Kranken und Alten die Heimat bedeuten. Pfarrer Gustav Stutzer hatte einige Jahre vorher die vielfältigen Gründungen in Neuendettelsau bei Nürnberg des berühmten Pfarrers Wilhelm Löhe besucht und sich besonders für das Schwachsinnigen-Heim interessiert. Das war ihm die erste Anregung für die Gründung solcher Anstalt im damaligen Herzogtum Braunschweig gewesen. Von wem mochte diese Zeitungsnotiz stammen?, sann Gustav Stutzer. Er fragte bei der Zeitung an und erfuhr so den Namen der Schreiberin; es war Luise Löbbbecke, die durch ihre Sprechstunden auch in die schwere Lage dieser Kranken samt deren Angehörigen sich einfühlen konnte. Stutzer tat sich mit ihr zusammen. Sie stiftete als Grundstock 1000 Taler und regte andere zu ähnlich hohen Spenden an, so daß am 13. September 1868 die Anstalt für Geistesschwache „Neu-Erkerode“ eingeweiht werden konnte. Doktor Oswald Berkhan wurde der erste Nervenarzt dort. Auch bei der Gründung der ersten Braunschweiger „Hilfsschule“ für geistig behinderte Kinder durch Dr. Berkhan und Lehrer Kielhorn half Luise Löbbbecke mit Rat und Tat. Ebenfalls bei der Entstehung vom Theresienhof in Goslar, einem „Pensionat für Nervenkranken und epileptische Personen höherer Stände“, sorgte Luise Löbbbecke, daß drei Häuser in Goslar zu diesem Zwecke angekauft werden konnten.

Immer war das Interesse Luises wach für die Anstalt „Neu-Erkerode“. Wir spüren, wie die mütterliche Liebeskraft dieser Wohltäterin sich besonders der Ärmsten annahm, getreu dem Jesuswort: „Was ihr getan habt einem der geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir getan.“ Ein anderer Zug von sozialer Fürsorge in ganz modernem Sinne war ein Versuch von ihr, die Seidenraupenzucht einzuführen, um dadurch den zu jener Zeit noch außerordentlich schlecht bezahlten Volksschullehrern einen lohnenden Nebenverdienst zu beschaffen. Wegen dieses dankenswerten, aber auf die Dauer nicht von Erfolg gekrönten Bestrebens wurde ihr die Ehrenmitgliedschaft mehrerer landwirtschaftlicher Vereine verliehen.

Eine andere Anerkennung zollte man ihr dadurch, daß man in Braunschweig einen Straßenzug nach ihr „Luisenstraße“ benannte, wie auch schon nach dem Vornamen ihrer Tante der „Amalienplatz“ und die Amalienstraße ihren Namen trugen. Doch die höchste Ehrung wurde ihr im Jahre 1862 zuteil, als auf Veranlassung des damaligen Oberbürgermeisters Caspari am 7. März 1862 die Ehrenbürgerschaft der Stadt Braunschweig ihr als erster Frau zuerkannt wurde. In der Urkunde, die Luise Löbbbecke überreicht wurde, heißt es erklärend: „... wegen der großen Verdienste, welche sich dieselbe während vieler Jahre durch die aufopferndsten Bemühungen für das leibliche Wohl, die geistige Hebung und moralische Besserung der bedürftigen Gemeindegensossen um die Stadt selbst erworben hat.“ Wenn Luise Löbbbecke auch nie das Gute tat um einer Anerkennung oder Ehre willen — das ließ ihr bescheidener, edler und vornehmer Charakter nicht zu — so wird sie doch beglückt über diese so verdiente Ehrung gewesen

sein. Das Gleiche gilt wohl, als Herzog Wilhelm ihr ein kostbares Medaillon überreichte; es zeigt auf der einen Seite ein rotes Genfer Kreuz auf weißem Grunde, auf der anderen die Jahreszahl 1870 in Emaille. Wegen ihrer Fürsorge für die Verwundeten in den Kriegen 1866 und 1870 waren ihr schon das „Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen“, auch die „Kriegsgedenkmünze für Nichtkombattanten“ Zeichen der Anerkennung gewesen.

Soweit ihre helfenden Hände und fürsorgenden Gedanken reichten, so familientreu war sie im engsten Kreise. Sie war dankbar für ihre Vorfahren und führte eine Chronik, die bis ins 14. Jahrhundert zurückging. Der Name Löbbbecke ist eine Diminutivform zu dem althochdeutschen „Lubbo“, Kürzung von Chluodbold, d. h. ein Mann, der berühmt ist, nach Ruhm strebt, unter den Leuten glänzt. Mehrfach hat sie auch Familientage veranstaltet.

Die letzten Jahre lebte Luise nach einem unglücklichen Fall bei ihrer sozialen Tätigkeit sehr zurückgezogen bei der Familie ihres Bruders auf dem Inselwall, treu von ihren Angehörigen gepflegt, bis am 29. Mai 1892 ein Herzschlag ihrem langen, gesegneten Leben im 84. Jahre ein Ende setzte. Auf dem reformierten Friedhof zeigt ein schlichter Stein mit ihrem Namen die Stelle, wo sie, die immer Tätige, zur ewigen Ruhe bestattet ist.

Amalie und Luise Löbbbecke, zwei Namen, die in der Stadt Braunschweig nie vergessen werden sollten. Möge ihr Geist der wahren Nächstenliebe und des unermüdlichen Opfersinnes der heutigen Frauengeneration als Vorbild dienen und in den vielfältigen Organisationen der modernen Wohlfahrtspflege immerdar lebendig bleiben!

---

<sup>1)</sup> „Verzeichniß der Proclamirten und Copulirten“ von St. Martini zu Braunschweig. Stadtarchiv Brg. G III 1 Nr. 178 S. 112. — <sup>2)</sup> Braunschw. Nachrichten Z 65 vom 18. 2. 54. — <sup>3)</sup> Akten im Stadtarchiv Br. — <sup>4)</sup> Braunschw. Nachrichten Z 65 vom 18. 2. 54. — <sup>5)</sup> Akten im Br. Stadtarchiv. — <sup>6)</sup> Mündliche Überlieferung durch Frau Anita Tiedemann. — <sup>7)</sup> Ruth v. Büren, „Br. Neueste Nachrichten“ 24. 5. 31. — <sup>8)</sup> Chronik der Familie Löbbbecke von 1913. — <sup>9)</sup> Akten im Br. Stadtarchiv. — <sup>10)</sup> Chronik der Familie Löbbbecke.

## *Die Kirchenneubauten im Stadtgebiet Salzgitter*

von H. A. S c h u l t z

„Eine Kirche, ein Gemeindezentrum ist kein Selbstzweck und darf kein Selbstzweck werden; es ist dazu bestimmt, daß sich hier etwas ereignet. Hier soll sich die Gemeinde sammeln um das Wort unseres Gottes. Hier darf sie Gast werden am Tisch des Herrn. Was hier gebaut wurde, soll eine Ermunterung sein für alle, die hier aus- und eingehen, desto leichter mit einzustimmen in das Lob unseres Gottes, das durch die Zeiten hindurch gesungen werden soll.“ (Landesbischof Dr. G. Heintze in seiner Festpredigt am 1. Juli 1967 anläßlich der Einweihung der Hl. Dreifaltigkeitskirche in Salzgitter-Bad.)

Nach 1945 sind in unserem Braunschweiger Lande in vielen Orten, besonders in den Gebieten, in die starke Flüchtlingsströme eindrangen oder aber in denen sich umfangreiche Industrien entwickelten, eine große Zahl von Kirchenneubauten entstanden. Zweifellos muten sie neben den älteren, manchmal restaurierten Pfarrkirchen „modern“ an. Sie geben im Äußeren und Inneren viele

Gedanken und Probleme auf, die nicht allein vom Standpunkt des Architekten gelöst werden können. Eine zusammenfassende informatorische Darstellung gibt es noch nicht, wie es einst für die älteren Bauten in den „Bau- und Kunstdenkmälern“ oder aber im „Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler“ (Dehio-Gall) vorlag. Daher sei hier ein Inventarium<sup>1)</sup> gegeben, das sich noch nicht mit der Architektur selbst — der Zeitraum einer kritischen Behandlung ist zu kurz — befaßt, sondern das einmal festhalten soll, wer an den Neubauten tätig war. Es ist bereits heute nach einer zumeist sehr kleinen Zeitspanne erschütternd festzustellen, wie wenig darüber bekannt ist.

An Kirchenneubauten entstanden nach 1945:

evangelische: Kirche in Salzgitter-Heerte (1954)

Martin-Luther-Kirche in Salzgitter-Lebenstedt (1956)

St. Johannis-Kirche in Salzgitter-Lebenstedt (1956)

Gnadenkirche in Salzgitter-Bad (1958)

Heilig-Kreuz-Kirche in Salzgitter-Gebhardshagen (1962)

St. Paulus-Kirche in Salzgitter-Lebenstedt (1964)

St. Matthäus-Kirche in Salzgitter-Lebenstedt (1968)

Hl. Dreifaltigkeitskirche in Salzgitter-Bad (1967)

katholische: <sup>2)</sup> St. Bernward-Kirche in Salzgitter-Thiede, Ortsteil Steterburg (1953)

Klosterkirche in Salzgitter-Thiede, Ortsteil Steterburg (1955)

St. Michael-Kirche in Salzgitter-Lebenstedt (1953)

St. Joseph-Kirche in Salzgitter-Lebenstedt (1957)

St. Gabriel-Kirche in Salzgitter-Gebhardshagen (1953)

St. Pius X. und St. Barbara-Kirche in Salzg.-Flachstockheim (1959)

St. Anna-Kirche in Salzgitter-Watenstedt (1960)

Heilig-Geist-Kirche in Salzgitter-Hallendorf (1962)

Christ-Königs-Kirche in Salzgitter-Bad (1960)

S Z - H e e r t e (Schulstraße 17, Gemeindehaus Schulstraße 17a). Am 14. 1. 1945 durch Kriegseinwirkung zerstört. Grundsteinlegung für Wiederaufbau am 8. 6. 1953. Geweiht: am 17. 10. 1954 durch Landesbischof D. Erdmann, Wolfenbüttel.

Bau: Entwurf: Landeskirchenbauamt (Prof. Dr. Berndt)

Ausführung: Maurerarbeiten Firma Heuer, SZ-Gebhardshagen in Zusammenarbeit mit Firma Grunert, SZ-Heerte

Grundriß: 20,0 mal 11,5 m, 172 cbm, 200 Plätze

Turm: da schwer beschädigt, erneuert

Schiff: da völlig zerstört, neu gebaut von Trautsch-Pieper, Lübeck

Achse: WSW-ONO, Abweichung von O-W 9° nach SW

Chor: eingezogen, platt

Sakristei: im Turm eingebaut, neuer Tür-Durchbruch zum Schiff

Altar: Entwurf: Ursula und Claus Wallner, Hamburg

Ausführung: Firma Peters, Braunschweig.

Hängendes Kreuz: Ursula Wallner/Querner, Hamburg

<sup>1)</sup> Diese Zusammenstellung war möglich durch die entgegenkommende Mithilfe des Vermessungs-Amtmannes der Stadt Salzgitter, Herrn Joh. Schmidt, des Landeskirchenbauamtes, Herrn Prof. Dr. Berndt, und der Herren Pastoren der hier aufgenommenen Kirchen. Ihnen allen sei an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt. — <sup>2)</sup> Infolge Raummangels folgt das Inventarium der katholischen Kirchenneubauten im Heft 1969/1.

Leuchter: Entwurf: Ursula Wallner/Querner, Hamburg  
 Kanzel: Entwurf: Claus und Ursula Wallner, Hamburg  
         Ausführung: Firma Peters, Braunschweig  
 Taufstein: Entwurf: Ursula Wallner/Querner, Hamburg  
         Ausführung: Firma Peters, Braunschweig  
 Taufschale: Entwurf: Ursula Wallner/Querner, Hamburg  
         Geschenk der Propstei Salzgitter-Bad  
 Paramente: Entwurf: Kloster Marienberg (auch Ausführung)  
 Orgel: Weissenborn, Braunschweig  
 Orgelprospekt: Prof. Dr. Thulesius, Braunschweig  
 Fenster: aus mundgeblasenem Antikglas, Firma Walter Bucher, Braunschweig,  
         eingearbeitet von Firma Bosse-Werk, SZ-Ringelheim  
 Glocken: 2 (alte, erhalten geblieben) Weule-Bockenem  
 Empore: 9 Bilder (3 Weihnachten, 3 Einzug in Jerusalem, 3 Passionsgeschichte) von  
         Claus Wallner, Hamburg  
 Teppiche: (Schafwolle, handgewebt) von Helen Dammann, Wolfenbüttel  
 Gemeindehaus: Entwurf: 1955 Landeskirchenbauamt (Prof. Dr. Berndt)  
         Ausführung: Firma Heinemann und Busse, Salzgitter-Bad

SZ - L e b e n s t e d t Martin-Luther-Kirche (V, Berliner Straße 178—182). Seit  
 1950 - neues Gemeindehaus als Notkirche. Grundsteinlegung der Kirche: 7. 6.  
 1954. Geweiht: am 20. Mai 1956.

Bau: Entwurf: Landeskirchenbauamt, Prof. Dr. Berndt  
         Ausführung: Firma Greiling u. Co.  
         Grundriß: 34,5 m mal 21 m, 8466 cbm, 750 Plätze  
         Turm: an NW-Ecke der Kirche angebaut  
         Schiff: Emporen an der Nord-, West- und Südseite  
         Achse: O-W, Abweichung 15 ° nach Südwesten  
         Chor: eingezogen, durch 6 Stufen abgegrenzt, Altar mit Kruzifix, davor Kanzel,  
         seitlich Lesepult, südlich Taufstein, gesamte Ostwand — großes Fenster (Buntglas).  
         Sakristei: an Nordseite der Kirche, bleiverglastes Fenster an der Westseite  
         (Motiv — Jona) Geschenk von Prof. Hempel. Ausführung: Claus Wallner, Hamburg  
 Altar: Entwurf: Ursula Wallner/Querner, Hamburg  
 Kruzifix: Prof. Groß, Berlin  
 Kanzel: Ursula Wallner/Querner, Hamburg  
 Lesepult: Ursula Wallner/Querner, Hamburg  
 Taufstein: Ursula Wallner/Querner, Hamburg  
 Paramente: Entwurf: Walter Junge, SZ-Lebenstedt  
 Orgel: 36 Register, Firma Hammer, Hannover  
 Ostfenster: (Motiv: aus der Offenbarung, links der Erzengel Gabriel, unten rechts der  
         Erzengel Michael) Claus Wallner, Hamburg  
 Glocken: z. Z. 4, eine 5. ist vorgesehen. (oben beginnend: as' = Seid fröhlich in Hoff-  
         nung; ges' = geduldig in Trübsal; es' = haltet an am Gebet; des' = die Liebe ist  
         langmütig; b° = fehlt noch. Alle Gußstahl vom Bochumer Verein  
 Gemeindehaus: eingeweiht am 16. 12. 1950; im Gemeindesaal seit 1958 an der Stirn-  
         wand ein farbiges Betonrelief von Stud.-Rat Walter Junge, SZ-Lebenstedt (Motiv:  
         die Schöpfungsgeschichte)  
         Nordflügel-Anbau an das Gemeindehaus 1957 (Jugendheim)  
 Pfarrhaus Engelstedter Straße 2a: Grundsteinlegung 1954, erbaut 1955—1956  
 Pfarrhaus Berliner Straße 178, erbaut 1957—1958



Blick in das Kirchenschiff  
der St. Johannes-Kirche.  
Eine große Halle, deren hinterer Teil  
zu einem Chorraum ausgebildet ist.

SZ - L e b e n s t e d t St. Johan-  
nis-Kirche (Am Saldergraben 54 bis  
58). Grundsteinlegung: 7. 10. 1954.  
Gebaut: 1955—1956. Geweiht: 2. 9.  
1956 von Landesbischof D. Erd-  
mann, Wolfenbüttel.

- Bau: Entwurf: Landeskirchenbauamt (Prof. Dr. Berndt)  
Ausführung: Firma Trautsch und Pieper, Lübeck (Montagebau), Maurerarbeiten:  
Firma Zühlke u. Niemann, SZ-Thiede  
Grundriß: 28,0 m mal 11,5 m, rechteckig  
Turm: seitlich (südlich) neben dem Kirchenschiff, durch Zwischenbau verbunden,  
Höhe: 25,5 m  
Schiff: 28 m mal 11,50 m; Höhe 10,0 m. Der Kirchenraum wird beherrscht durch  
die große „parabolische Schale“ (Ostgiebel); diese Wölbung gleicht den offenen  
Händen Gottes, in denen er uns Schutz und Zuflucht bietet, aber auch den Händen,  
die wir zum Gebet falten  
Achse: NW-SO, schwenkt aus der West-Ost-Richtung  $41^\circ$  nach Nordwesten  
Chor: eingezogen, in ihm Altar mit Kreuz, Kanzel und Taufstein  
Sakristei: im Norden am Chor angebaut  
Altar: Kunststeinplatte auf Kunststeinkasten  
Kruzifix: Motiv: „Sehet, welch ein Mensch“ (Joh. 19,5) aus Emaille, von Wilhelm Keudel,  
SZ-Gitter  
Leuchter: Entwurf und Ausführung: Wilhelm Keudel, SZ-Gitter  
Kanzel: wie Altar (Landeskirchenbauamt)  
Taufstein: Stein wie Altar und Kanzel aus Kunststein, Schale: Ursula Wallner/Querner  
Hamburg  
Rundfenster über Altar: Motiv: „Offenbarung Christi an den Seher Johannes“, von  
Claus Wallner, Hamburg  
Paramente: Entwurf: Claus Wallner  
Ausführung: Erika Querner  
Orgel: 19 Register, von Firma Blöß, Oker/Harz  
Fenster am SO-Giebel: Motiv: „Szenen aus der Offenbarung“ von Claus Wallner,  
Hamburg  
Glocken: 3 (es' = Joh. 1,1; b = Joh. 1,16; des' = Joh. 1,14)  
Außentür am SO-Giebel: mit Kupferblech beschlagen  
Gemeindehaus: mit angebautem Pfarrhaus, Grundsteinlegung: am 12. 11. 1952; geweiht:  
11. 10. 1953  
Jugendheim (nördlich der Kirche): gebaut 1960  
Entwurf: Landeskirchenbauamt

S Z - B a d Gnadenkirche (Burgstraße 40). Für Tal- und Waldsiedlung, Beamten-siedlung und einen Teil der Ostsiedlung. Grundsteinlegung: 14. 9. 1957. Geweiht: am 7. 9. 1958 von Landesoberkirchenrat M. Wedemeier.

Bau: Entwurf: Dr. Ing. Aladar Rimner, SZ-Lebenstedt  
Ausführung: Bau-Aktien-Gesellschaft Negrelli, Salzgitter-Bad  
Grundriß: 16,0 mal 10,0 m, Rechteck, 1725 cbm, 130 Plätze  
Turm: durch Zwischenbau mit Kirche verbunden, steht an Westseite, Hahn — Almuth Watkinson  
Schiff: Empore an Nordseite für Orgel  
Achse: NO-SW, Abweichung 67 ° nach Südwesten  
Chor: wirkt nur eingezogen durch die Sakristeiwand; Altar, darüber an Wand Corpus, westlich Taufstein, östlich Kanzel  
Altar: Entwurf: Dr. A. Rimner, SZ-Lebenstedt  
Ausführung: Delfino und Luigi Roman, Hildesheim  
Kruzifix: (Bronze) Seff Weidl, Kreuth am Tegernsee  
Kanzel: Entwurf: Dr. A. Rimner, SZ-Lebenstedt  
Apostel-Relief: Ingeborg Steinohrt, Hannover-Herrenhausen  
Ausführung: Delfino und Luigi Roman, Hildesheim  
Taufstein: Entwurf: Dr. A. Rimner, SZ-Lebenstedt  
Orgel: 8 Register, 1 Manual, Klaus Becker, Kupfermühle/Holstein, Post Tremsbüttel über Ahrensburg  
Fenster: Entwurf und Ausführung: Fritz und Margot Mannewitz, Ehlershausen  
Glocken: 2 (fis und dis) Firma Schilling, Heidelberg  
Inschriften: dis-Glocke: „Gnade, Barmherzigkeit, Freude von Gott unserem Vater und unserem Herrn Jesus Christus“; fis-Glocke: „Der Gott aber des Friedens sei mit Euch allen“.  
Gemeinde- und Jugendraum: in Kirchenanbau

S Z - G e b h a r d s h a g e n Heilig Kreuz-Kirche (Am Festplatz 28—34). Grundsteinlegung: 30. 10. 1960. Gebaut: 1961—1962. Geweiht: 17. 12. 1961 von Landesbischof D. Erdmann, Wolfenbüttel.

Bau: Vor-Entwurf: Landeskirchenbauamt  
Entwurf: Dipl.-Ing. Dirk-Erich Kreuter u. Dipl.-Ing. Ulrich Hausmann, Braunschweig  
Ausführung: Firma Bauwens, SZ-Lebenstedt  
Grundriß: 20,5 m mal 14,0 m, Rechteck, 2407 cbm, 155 Plätze, Kirche im Obergeschoß  
Turm: Aufgestellt 11. 9. 1964, Eisen, dreibeinige geschweißte Eisenstreifen, ohne direkten Zusammenhang mit der Kirche (Gewicht 30 t), Höhe 32 m; auf Beton-Fundament (4 m tief)  
Ausführung: Firma Hunsen, (Huno-Stahlbau, Salzgitter-Bad)  
Schiff: rechteckig, Zeltform auf Stahlskelett, mit Holz innen verschalt  
Achse: N-S, Abweichung 71 ° nach SW von Ost-West-Richtung  
Chor: nicht gesondert  
Sakristei: unter dem Kirchenschiff  
Altar: Natursteinplatte auf Eisenständer  
Kruzifix: Entwurf: Fritz Fleer, Hamburg (Corpus — Bronze, Kreuz — Stahl)



Leuchter: Fritz Fleer, Hamburg

Kanzel: Motiv: „Darstellung der Pfingstgeschichte“, Bronzeplatte an Naturstein, Fritz Fleer, Hamburg

Taufstein: Motiv: „Noah-Geschichte an 4 Seiten“, Bronzeuß, Untersatz Naturstein — Fritz Fleer, Hamburg

Paramente: 1 — Liselotte Schwarz, Hamburg; andere von Frauen aus der Gemeinde

Orgel: kleines Portativ, 2 Register, Firma Pahlandt, Hildesheim

Fenster: keine, dafür Lichtbänder an den Giebeln

Glocken: 3 (a, c, d), Stahlguß Bochumer Verein, Inschriften: d = Jauchzet dem Herrn alle Welt, c = Dienet dem Herrn mit Freuden, a = Kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken

Pfarrhaus: Entwurf: Dirk-Erich Kreuter, Braunschweig, eingeweiht am 1. 4. 1962

Gemeinderäume: unter dem Kirchenschiff, eingeweiht 26. 1. 1964

S Z - L e b e n s t e d t St. Paulus-Kirche (VII, Neißestraße 33—35). Grundsteinlegung: 1. 11. 1959. Gebaut: 1961—1963. Geweiht: 4. 10. 1964 von Landesbischof D. Erdmann, Wolfenbüttel.

Bau: Entwurf: Landeskirchenbauamt (Vor-Entwurf) Dipl.-Ing. Dirk-Erich Kreuter und Dipl.-Ing. U. Hausmann, Braunschweig

Ausführung: Firma Rudolf Geilenberg, Braunschweig

Grundriß: 23,0 mal 23,0 m, 4660 cbm, 560 Sitzplätze, Zentralbau über quadratischem Grundriß

Turm: steht frei von Kirchbau über Bürgersteig

Schiff: quadratisch, in der Mitte „zentraler Platz des liturgischen Geschehens mit dem Altar- und Taufbereich, dreiseitig umringt von der Gemeinde, Zelt Dach aus Beton, kühne Konstruktion, Glasscheiben zwischen den Betonteilen, Eindruck eines Sternes“ (Prof. Dr. Berndt), Empore für Orgel

Achse: WNW-OSO, Abweichung 14 ° nach NW von O-W-Achse

Altar: Tisch aus Stahlbeton

Kruzifix: Erika Querner, Kiel

Taufstein: im Innern in der Mitte des Raumes — Gestalt des Jona, sehr groß, von Ursula Wallner/Querner, Hamburg

Leuchter: 4 auf Altar — Erika Querner, Kiel

Kanzel: Motiv „Bergpredigt“, vor Pfeiler hinter Altar, an Vorderseite rechteckige Platte (Bronze), zarte Modellierung, Ursula Wallner/Querner, Hamburg

Orgel: Friedrich Weißenborn, Braunschweig

Außentüren: Darstellung aus dem Leben des Paulus von Karl Henning Seemann, Braunschweig (rostfreier Stahl)

Glocken: 4, Gebrüder Rincker, Sinn/Dillkreis, 1963

Pfarr-, Gemeinde- und Küsterhaus: Entwurf: Dipl.-Ing. D.-E. Kreuter und Dipl.-Ing. U. Hausmann, Braunschweig

Ausführung: Firma Rudolf Geilenberg, Braunschweig, 1959/60

St. Matthäus-Kirche,  
ein asymmetrischer Bau.

(Foto Dr. Schultz)



S Z - L e b e n s t e d t St. Matthäus-Kirche (Suthwiesenstraße 47). Seit 1. 10. 1961 selbständige Gemeinde; am 9. 11. 1961 erhielt sie den Namen „Matthäus“. Am 16. 4. 1958 Grundstück von Wohnungs-AG gekauft. Grundsteinlegung: am 5. 7. 1964 durch Propst Harborth. Geweiht: am 7. 4. 1968 von Landesbischof Dr. Heintze, Wolfenbüttel.

Bau: Entwurf: Landeskirchenbauamt (Prof. Dr. Berndt)

Ausführung: Firma Rudolf Geilenberg, Braunschweig

Kirche aus Beton, asymmetrisch, mit glatten hohen Wänden

Grundriß: asymmetrisch, 5500 cbm (nur Kirche), 400 Plätze

Turm: aus Beton, wuchtig und eckig, endet gleichsam in Fingern, die zum Himmel weisen

Schiff: „wurde aus den Erfordernissen des Gottesdienstes ohne vorgefaßte Formvorstellung entwickelt. Unter Verzicht auf eine Symmetrieachse war es hier möglich, Altar, Kanzel, Taufe und Orgel im Angesicht der Gemeinde anzuordnen.“ (Prof. Dr. Berndt)

Achse: genau Nord-Süd-Richtung

Altar: schlichte Steinplatte auf Stahlfüßen, ist mehr der Architektur als der Plastik zugeordnet. (s. Foto)

Kruzifix: Körperlichkeit des leidenden und schwer am Kreuz hängenden Menschen ist sinnvoll, durch Seitenlicht noch betont, von Karl-Henning Seemann, Braunschweig. (s. Foto)

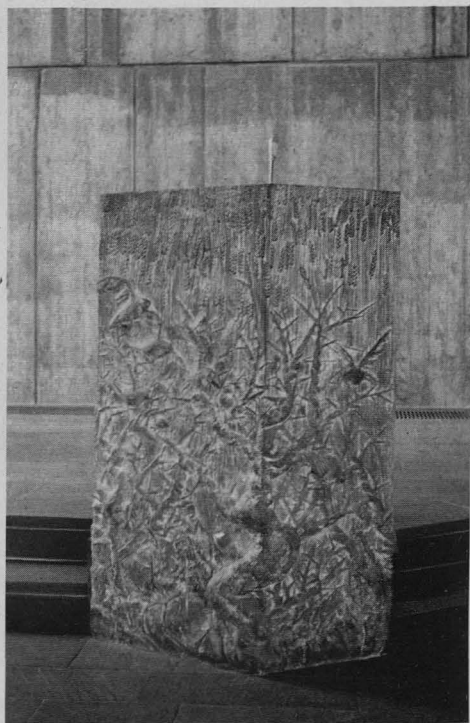
Kanzel: flacher, leicht geknickter Schirm, flächenhafter Charakter, Reliefdarstellung mit vierfachem Kornfeld von Karl-Hermann Seemann, Braunschweig

Taufe: steht frei im Raum, aus einer knappen Basis quellen pflanzliche, üppig schwelende Formen hervor, die sich umeinander drehen, sich dann trennen, Zwischenräume entstehen lassen, um sich da, wo sie am leichtesten werden, wieder zur eigentlichen Taufschale zu sammeln, von Karl-Henning Seemann, Braunschweig

Glocken: geweiht am 12. 11. 1967 von Landesbischof Dr. Heintze. 3 — Inschriften: Jer. 22,29 — O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort; Psalm 100,3 — Erkennt, daß der Herr Gott ist!; Psalm 66,1 und 2 — Jauchzet Gott, alle Lande! Rühmet ihn herrlich! Von Firma Friedrich Krupp, Hüttenwerke AG, Gußstahlwerk Bochumer Verein



St. Matthäus-Kirche.  
Über der schlichten Altarplatte (Steinplatte  
auf Stahlfüßen) der Gekreuzigte mit  
beabsichtigter Körperlichkeit des leidenden  
und schwer am Kreuz hängenden Menschen.  
(K.-H. Seemann, Braunschweig)



Die Kanzel der Matthäus-Kirche  
ist ein flacher, leicht geknickter Schirm,  
mit der Reliefdarstellung — vielfaches Kornfeld.  
(K.-H. Seemann, Braunschweig)  
(Foto Dr. Schultz, 2)

Pfarrhaus, Gemeinderäume, Kirche: „von einem aus den Gebäuden herauswachsenden Vordach zusammengefaßt. Dieses horizontal umlaufende Bauelement setzt sich im Kirchenraum als Gliederung der Rückwand und als Brüstung der Empore fort“.  
(Prof. Dr. Berndt)

S Z - B a d Hl. Dreifaltigkeitskirche (Friedrich-Ebert-Straße). Erster Kirchen-  
vorstand am 16. 4. 1961 eingeführt. Grundsteinlegung: 6. 6. 1965 durch Propst  
Cieslar an der Stelle, wo heute der Altar steht. Geweiht: 1. 7. 1967 von Landes-  
bischof Dr. G. Heintze.

Bau: Entwurf: Landeskirchenbauamt / Dipl.-Ing. D.-E Kreuter, Dipl.-Ing. U. Hausmann  
Ausführung: Heinemann und Busse, Salzgitter-Bad (Stahlbeton)  
Grundriß: symmetrisch, sechseckig, 5500 cbm, 400 Plätze  
Turm: 55 m hoch, an den Fußweg gerückt, zwischen Turm und Kirche ein Vor-  
dach, im Turm Glockenstube.  
Turmkreuz: am 6. 10. 1965 (aus Edelstahl, 6 m hoch und 5 m breit) aufgesetzt  
Schiff: 13,50 m hoch, gefaltete Kuppel, mit Edelstahlplatten eingedeckt, sechseckig,  
ringsum von einer transparenten Wand aus farbigem Glas mit Beton belichtet  
Achse: NO-SW

Altar: weit in den Raum gestellt, mit Meditationskreuz, Art — Flügelaltar mit 5 Bronze-  
tafeln, Interpretationsweise „Der Gottheit in der Darstellung der ganzen und  
uneingeschränkten Menschlichkeit zu begegnen“, von Fritz Fleer, Hamburg  
Geistiger und geistlicher Schwerpunkt im Kirchenraum

Kanzel: aus Beton und angeschliffen

Taufkapelle: zwischen den beiden Eingängen zum Kirchenraum liegt zwei Stufen abge-  
senkt eine kleine Kapelle, Fries von Zeichnungen auf Blattgoldgrund, Motiv „Das  
Buch des Propheten Jona“ von Claus Wallner, Hamburg

Abendmahlsgeräte: Goldschmied Carl von Dornick, Sillium

Orgel: 22 Register, von Hermann Hillebrand, Hannover-Altwarmbüchen

Gestühl: in Form eines Kreissektors angeordnet

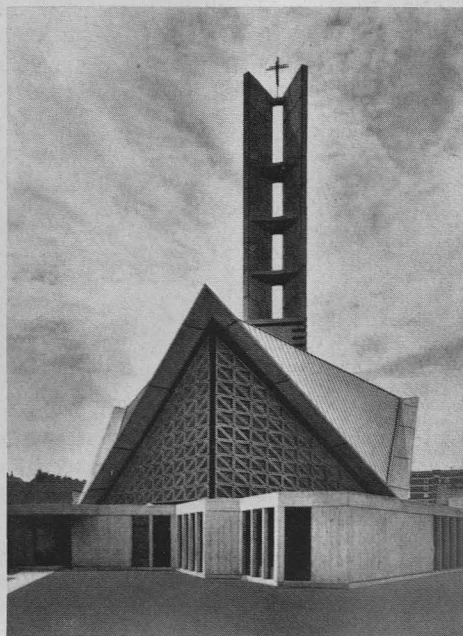
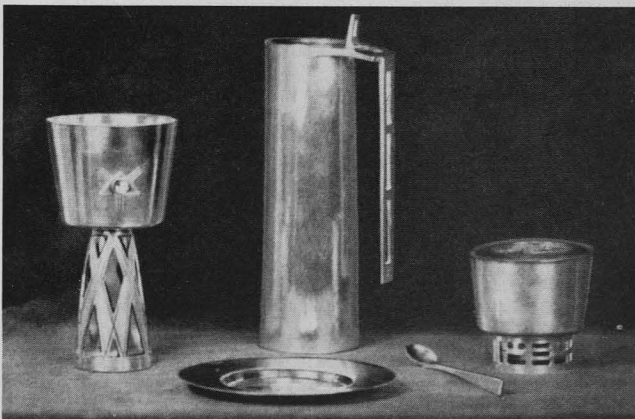
Glocken: 17. 11. 1966 — Gießerei Rincker, Sinn/Dillkreis

1. Sonntagsglocke, as', „Dominica“, Symbol: Heilige Dreifaltigkeit, Inschrift:  
„Heilig, heilig, heilig, ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll“  
(Jesaia 6,3); läutet am Karfreitag, Buß- und Bettagen
2. Betglocke, des'', 82 cm Durchm., Symbol: Hände mit Kreuz, Inschrift: „Gelobt  
sei der Herr täglich, Gott legt eine Last auf, aber er hilft uns auch“ (Psalm 68,20);  
läutet beim Vaterunsergebet im Hauptgottesdienst als Betglocke, damit auch  
die Daheimgebliebenen mitbeten können. Sie ist auch die Sterbeglocke, die wir  
um 9 Uhr nach Bekanntwerden eines Sterbefalles hören.
3. Trauglocke, es'', 73 cm. Durchm., Symbol: Christus-Monogramm, Inschrift:  
„Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit“. (Hebr. 13,8);  
läutet bei Kindergottesdienst und Trauungen.
4. Sakramentsglocke, f'', 66 cm Durchm., Symbol: Taufe; Inschrift: „Gehet hin und  
machet zu Jüngern alle Völker und taufet sie auf den Namen des Vaters, und  
des Sohnes und des Heiligen Geistes“ (Matth. 28,19); läutet bei Taufen und  
Abendmahl.

Lichtwände: Farbklang an die Farben des Kirchenjahres erinnernd, entstand aus dem  
Dreiklang „grün-violett-rot“; das Weiß gibt den Fenstern die Helligkeit, von Claus  
Wallner, Hamburg.

Blick von Osten  
auf die Hl. Dreifaltigkeitskirche  
in Salzgitter-Bad.

Hl. Dreifaltigkeits-Kirche.  
Abendmahlsgerät



# *Das Pumpspeicherwerk bei Erzhausen*

von Hans Ehlers

Am 28. Oktober 1966 fand bei Erzhausen im Kreise Gandersheim unter Beteiligung von 250 Vertretern aus dem Wirtschaftsleben und den Verwaltungsbehörden die Einweihung des größten Pumpspeicherwerkes der Bundesrepublik statt. Es wurde in einer Bauzeit von 5 Jahren erstellt. Bauherr war die Preußische Elektrizitäts AG, auch Preußenelektra oder kurz Preag genannt, einer der großen Konzerne zur Erzeugung und Verteilung elektrischer Energie. Sie gehört zur teilprivatisierten Veba-Gruppe, und ihr Versorgungsgebiet erstreckt sich auf einer Länge von etwa 700 km von der dänischen Grenze im Norden bis zum Main im Süden. 1965 produzierte sie 7,5 Milliarden Kilowattstunden. Eine der Tochtergesellschaften der Preag ist die Hannover-Braunschweigische Stromversorgungs-AG, Hastra, die den von der Preußelektra erzeugten Strom im hannover-braunschweigischen Raum an die Verbraucher verteilt.

Das Pumpspeicherwerk wurde gebaut, weil in den Wirtschaftswunderjahren in der Bundesrepublik der Energiebedarf gewaltig gestiegen war, und weil die Stromabnahme der Verbraucher in den Jahres- und Tageszeiten großen Schwankungen unterworfen ist. Bei Betriebsbeginn in den frühen Morgenstunden werden an das Versorgungsnetz sehr hohe Anforderungen gestellt. In der Mittagspause entsteht ein starker Rückgang des Verbrauches, der aber gegen Abend steil wieder ansteigt, um dann nach 20 Uhr bis tief in die Nacht hinein mehr und mehr abzufallen. Es ist daher erklärlich, daß nachts der Bedarf an Strom wesentlich geringer ist als am Tage, und daß er in den Wintermonaten mit den dunklen Abendstunden ganz besonders groß ist. Dieses Auf und Ab in dem Stromverbrauch ist ein schwieriges Problem, das im Pumpspeicherwerk eine praktische Lösung und einen Ausgleich findet. Es wird nämlich die in der Nacht anfallende und normalerweise nicht verwertbare reichliche Elektrizität dazu benutzt, Wasser aus einem tiefer liegenden Becken in ein hoch gelegenes zweites Becken hinaufzupumpen und wieder zur Stromerzeugung abzulassen, wenn am Tage das Versorgungsnetz stark belastet wird.

So geschieht es bei dem Pumpspeicherwerk in Erzhausen. Bereits seit 1950 hatten die Siemens-Schuckert-Werke allgemeine Untersuchungen angestellt, an welcher Stelle wohl im niedersächsischen Raume die beste Möglichkeit bestände, ein Pumpspeicherwerk anzulegen, um die Stromversorgung des Gebietes um Hannover und Braunschweig während der Zeit des Spitzenverbrauchs entscheidend zu verbessern. Besonders günstige Voraussetzungen für den Bau eines solchen Werkes glaubte man bei Erzhausen im Leinetal gefunden zu haben. Auf dieses war man gestoßen, weil es besonders günstig südlich Hannover-Braunschweig in der Nähe guter Verkehrsverbindungen gelegen und dort neben dem nötigen Wasser auch ein Bergkamm mit einer Höhe von fast 400 m vorhanden ist.

Erzhausen, ein Bauerndorf von 265 Einwohnern im Jahre 1939, liegt 4 km nördlich von Greene unterhalb des Selterhöhenzuges am Leinefluß, der in mancherlei Windungen das Tal durchzieht und gerade unterhalb des Ortes eine große Schleife bildete. In dem Gelände daselbst sah man die geeignetste Stelle für den Bau des Werkes und für die Anlage eines Beckens. Doch war die Frage, ob die Ausführung gerade hier, wo das Tal ziemlich eng und stark hochwassergefährdet ist, nicht die Abflußverhältnisse der Leine verschlechtern würde. Es wurde deshalb das Leichtweiß-Institut der Technischen Hochschule Braunschweig zu Rate gezogen,



Dieses baute ein maßgerechtes Beton-Modell des dortigen Leinetales mit allen örtlichen Gegebenheiten des Geländes auf und rekonstruierte den natürlichen Wasserabfluß der Leine wie auch den bei Hochwasser. Es wurde festgestellt, daß die Schleife den Abfluß bei Hochwasser nur hemmt, er aber bei einer Stilllegung derselben und eines in sanften Windungen verlaufenden Leinebettes verbessert wird.

So konnte denn mit dem Bau des Werkes begonnen werden. Im Tal wurde für die Leine ein neues Flußbett mit leichten Biegungen geschaffen und zwischen diesem und dem Selterhang das Speicherbecken eingebaut. Dessen Sohle liegt in dem anstehenden Auelehm, der eine natürliche Dichtung darstellt. Aus ihm wurde auch der Dichtungskern des Beckenabschlußdammes in  $1\frac{1}{2}$  kl Länge aufgeschüttet. Die Uferböschung der begradeten Leine — sie floß im Juli 1963 zum ersten Mal in ihrem neuen Bett — wurde durch Steinmaterial befestigt, mit Rasen bedeckt und durch Buschmatten gegen Hochwasserströmung gesichert. Mit einer Pumpe,



Oberbecken über dem Selter bei Naensen

(Archivbild)

die in der Stunde 720 cbm Wasser fördert, wurde in rund 100 Tagen vom Flusse her das Becken mit der erforderlichen Wassermenge gefüllt. Es kann 1,7 Millionen Kubikmeter Wasser aufnehmen, welche Menge ungefähr dem Inhalt des Maschsees in Hannover entspricht. Seine Wasserspiegelfläche ist  $214\,000\text{ qm} = 85\frac{1}{2}$  Morgen groß.

Durch zwei stählerne Druckrohrleitungen hat das Becken Verbindung zur Selterhöhe hinauf, wo oberhalb des Dorfes Naensen ein zweites Becken, das Ober-



Maschinenhalle im Krafthaus

(Archivbild)

becken, ausgebaut wurde. Es ist durch einen 20 m hohen und 1660 m langen Ringwall gebildet, der aus dem Aushubmaterial geschüttet wurde. 350 000 cbm steinige Schuttmenge wurde in den Damm gefügt. Es faßt ebenfalls 1,7 Millionen Kubikmeter Wasser und hat eine Größe von 136 000 qm = 54  $\frac{1}{2}$  Morgen. Im Gegensatz zum unteren Becken im Tale mußten hier Sohle und Innenböschung mit einem Asphaltbelag abgedichtet werden. Der Wasserspiegel schwankt bei Vollbetrieb des Werkes täglich in diesem oberen Becken um rund 11 m, im unteren um mehr als 6 m. Der Höhenunterschied von dem einen zum anderen beträgt 289 m (Höhe über NN 106 : 395).

Die Länge der Rohrbahn mißt 1220 m. Die Fallrohre weisen einen inneren Durchmesser von 3,40 m auf, die einzelnen Rohrstücke sind so lang und breit, daß eine Reisegesellschaft bequem darin hätte frühstücken können. Das Einlaufbauwerk des Oberbeckens mit Portalkran ist 24 m hoch, was der Höhe eines neungeschossigen Hauses entspricht. Die zwei Rohrleitungen verzweigen sich vor dem Eintritt in das im Tal gelegene Kraftwerk. Im Bereich der Selterklippen sind die Rohre unterirdisch verlegt. Nach dem Durchbruch der je 150 m langen Stollen durch den Felsenkamm treten sie erst weiter unten zutage. Der letzte und zugleich größte sogenannte Festpunkt 2 der Druckrohrleitung wurde mit 10 000 cbm Beton gegründet und mit etwa 30 m langen Erdankern gegen das Gebirge vorgespannt. Für den Bau einer Zufahrtstraße von Naensen zum Oberbecken wurde im Frühjahr 1960 der erste Spatenstich getan und Anfang des nächsten Jahres der Beckenbau in Angriff genommen. Im Juni erfolgte der Durchschuß der beiden Richtstollen, und im Dezember 1963 wurde die letzte Schweißnaht an der Druckrohrleitung beendet. Über dieser wurden zwei Brücken am Selterhang errichtet.

Herzstück des Pumpspeicherwerkes ist das Krafthaus am Ende der Rohrleitungen vor dem Unterbecken. Über dem Erdboden befinden sich nur die Verwaltungs- und einige Schalträume, während die riesige Maschinenhalle mit den Ausmaßen eines großen Kirchenschiffes — 135 m lang und 20 m hoch — unter der Erde liegt. Zu ihrem Bau wurden etwa 120 000 cbm Beton verwandt, der Stahlanteil lag bei ca. 11 000 t. Im September 1964 wurde die erste Maschine angestoßen und sechs Wochen später die zweite, die beiden restlichen Maschinen waren Juni 1965 betriebsfertig. Die gewaltige Maschinenanlage mit 4 Maschinensätzen, bestehend aus Franzisturbine, Motor-Generator und Hochdruckzentrifugalpumpe ist der

wichtigste Teil des gesamten Werkes, sein Gehirn ist die Schaltzentrale oder -warte im Krafthause mit dem Schaltpult, von wo aus die Maschinen mit wenigen Handgriffen und Knopfdrücken gesteuert werden, und den Überwachungsinstrumenten. Durch die große Fallhöhe in den Röhren vom oberen Selterbecken her werden die Turbinen und die Maschinen im Krafthaus angetrieben. Jeder der zwei von den Siemens-Schuckert-Werken hergestellten Wandertransformatoren, 125 Mega-Volt-Ampere stark, war auf der Bahn mit einem Tieflader von Nürnberg bis Naensen gekommen, von wo das gewaltige Erzeugnis der deutschen Elektro-Industrie durch eine Spezialabteilung der Deutschen Bundesbahn weitertransportiert wurde. Der Tieflader wurde auf 16achsige Straßenroller mit 64 Rädern umgesetzt und durch 4 Zugmaschinen mit zusammen 960 Pferdestärken im Schrittempo nach Erzhausen gebracht. Der Transport konnte wegen seiner Länge von 60 m und seinem Gewicht von 300 t in Greene nicht durch die engen Straßen fahren, sondern wurde auf einer neugebauten Umgehungsstraße zum Zielort gebracht.

In jedem Monat erzeugen die Maschinen im Durchschnitt 23—25 Millionen Kilowattstunden. Der Strom wird in die große Überlandleitung Frankfurt—Lehrte und von dort in das Verbundnetz der Preag geleitet. Zur Ableitung der elektrischen Energie sind Leitungs- und Schalteinrichtungen nötig, dimensioniert sind die zwei Freileitungen so, daß im Störfalle die gesamte Leistung des Werkes auch über eine Leitung vermittelt werden kann. Bei der Einweihung des Werkes waren alle Maschinen länger als ein Jahr in Betrieb. Sie haben sich bewährt, und ihr Einsatz war viel häufiger, als vorher jemals gedacht war. Ein Zeichen, daß die Planung bei Baubeginn alles richtig vorausberechnet hatte.

Das Pumpspeicherwerk hat eine Gesamtnennleistung von 220 000 kW und eine Gesamtspeicherkapazität von 940 000 Kilowattstunden und stellt somit eine hydraulische Energiespeicherungsanlage dar. Nicht mehr als 34 Mann arbeiten im Pumpspeicherwerk, und die Schaltwarte wird von 2 Männern betreut. Für die Familien des Werkpersonals wurden sechs Doppelhäuser und ein Einzelhaus in einer Siedlung gebaut, die als neuer Ortsteil Erzhausens nördlich jenseits des Friedhofes entstand.

Der Bau dieser Siedlung wie der ganzen Anlage des Werkes mit modernsten technischen Mitteln hat die nördliche Feldmark des Dorfes und hier das Gesicht der Landschaft ganz neu gestaltet. 1 großer Bauernhof fiel dem Bau zum Opfer, seine Landstücke wurden aufgekauft und umgetauscht. Fast 5 Jahre lang wurden fast 1000 Bauarbeiter, Handwerker und Ingenieure beschäftigt. Zur Fertigung aller Bauwerke wurden 14 300 t Stahl verbraucht. Für Veränderung des Leinebettes wurden 360 000 cbm Boden bewegt und zu dessen Befestigung 50 000 cbm Steinbruchgeröll, 10 000 cbm Wasserbausteine und 50 000 qm Buschmatten eingebaut. Beim Unterbecken wurden 560 000 cbm Boden verlagert und am Krafthaus 240 000 cbm Erdboden ausgebaggert und 120 000 cbm Beton und 11 000 t Bewehrungsstahl eingelassen. So wurden auf der ganzen Bauanlage über 2 Millionen Kubikmeter Erdmassen bewegt. Hochmoderne Maschinen, Planierraupen, Kräne und Bagger haben das Land umgewühlt und das ganze Ansehen der Flur völlig verändert, doch blieb das Landschaftsbild in seiner Eigenart und Schönheit im lieblichen Leinetal mit seinen Reizen erhalten. Vom Oberbecken im Selter führt ein Fußpfad zu einem herrlichen Aussichtspunkt, von dem aus man das idyllische Tal mit seinen anmutigen Dörfern und seinen angrenzenden Höhenzügen überschauen und auf das Pumpspeicherwerk herabblicken kann.



# AUS DER *HEIMATPFLEGE*

---

## *Seit 20 Jahren forstliche Rekultivierung der Halden im Helmstedter Braunkohlenrevier*

von Otto Homuth

(Nachdruck aus Heft 8/1968 der Werkszeitschrift „BKB-Mitteilungen“  
mit freundlicher Genehmigung der Schriftleitung)

Wer heute die Werkstraße über die Esbecker Kippe benutzt, fühlt sich in der Geborgenheit des Waldes. Das Auge erfreut sich am mannigfachen frischen Grün, vielleicht auch an der Blütenfülle von Lupine, Ginster und Goldregen. Im Juni liegt der schwere Duft der Blüten von „Akazie“ und Holunder über der bewaldeten Kippe.

Schon bald nach dem ersten Weltkrieg gab die Esbecker Kippe mit ihrer damaligen Form und Verteilung von Wald und Feld der Landschaft zwischen Teichsmühle und Buschhaus ein neuartiges Aussehen; die Mißbaue, die einst das Wasserrad der Teichsmühle antrieb, mußte sich schon sehr früh eine Verlegung gefallen lassen; später veränderte der Mensch die Landschaft noch oft, und er wird es auch weiterhin zum Wohle des Menschen tun müssen.

In der forstlichen Rekultivierung, die diese Landschaftsveränderungen sichtbar werden läßt, sind im wesentlichen 3 Abschnitte zu erkennen. Nach dem Ende des 1. Weltkrieges, also etwa ab 1920, begannen die Bergleute mit der Begründung der Kippen und Halden. Als Vorbild dienten oftmals die Bestrebungen im mitteldeutschen und besonders im Lausitzer Revier, wo sich in den um die Jahrhundertwende von Forstleuten angelegten Kippenaufforstungen bereits erste Erfolge oder auch Mißerfolge abzeichneten. Die Inflation und die folgenden Notjahre beendeten um 1925 den ersten Rekultivierungsabschnitt.

Als dann nach 1930 alles Leben wieder zu erblühen schien, erinnerte man sich mit dem Wunsch nach „Schönheit bei der Arbeit“ auch wieder der verlassenen Kippen, Halden und Restlöcher und begann, erneut an deren Begrünung zu arbeiten. Aus dieser Zeit kennen wir noch den Sportplatz auf der Wulfersdorfer Kippe.

Der 1939 beginnende Krieg setzte dieser zweiten Rekultivierungsperiode das Ende; kriegswirtschaftlich bedingte Planungsänderungen, die allgemeine Not der Nachkriegsjahre und nicht zuletzt die Zonengrenze erzwangen die Vernichtung und Abtrennung mancher heranwachsender Aufforstung.

Als dann, Jahre nach Kriegsende, die Wirtschaftsverhältnisse sich zu normalisieren begannen, konnte auch wieder an eine Heilung dieser Wunden in der Landschaft gedacht werden.

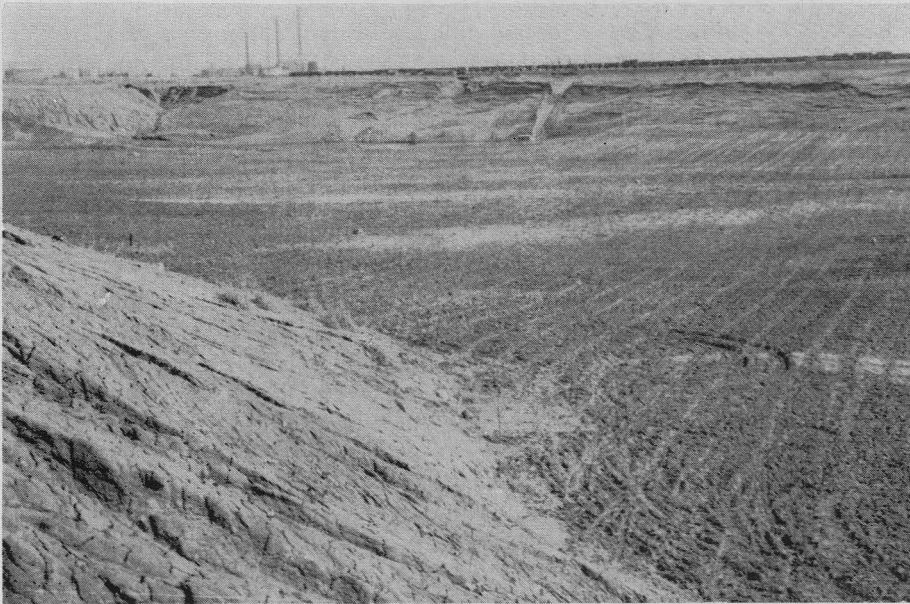
In allen drei Rekultivierungsperioden wurde die heutige Form der Esbecker Kippe geschaffen, und es lohnt daher, sich mit ihrer Geschichte einmal näher zu befassen.

Mancher Leser wird sich wohl noch an den ewig nassen, von tiefen Gleisen zersfurchten Feldweg erinnern, der für Fußgänger fast nur auf dem Schienenstrang des Gleichrichters zu benutzen war. Unmittelbar hinter den Wegen dieser Station erhob sich die „neue Esbecker Kippe“, die auf dem Wiesengelände zwischen Buschhaus und alter Kippe während und nach dem Kriege verstürzt worden war.

Der Acker ostwärts der Werkstraße zwischen Holzplatz und Wald wurde auch in dieser Zeit angeschüttet. 1951 erfolgte der erste Ausbau des Weges als Wirtschaftsweg und bald darauf die endgültige Herstellung als Straße, nachdem Holzplatz und Abraumgebäude errichtet worden waren.

Die im Jahre 1948 vorgenommene Zustandserfassung der vorhandenen Waldflächen ergab im Bereich der Esbecker Kippe Robinien- und Birkenbestände an der Teichsmühle, entlang der Mißaue und rings um das alte Wasserbassin, die in der Zeit nach dem 1. Weltkrieg begründet worden waren. Forstlich konnten diese Bestände als fast wertlos gelten, da sie durch Diebstahl verlichtet und dicht mit Holunder unterstanden waren. Die übrigen Bestände, Laubmischwald oder Kiefer, entstammten einer späteren Periode und boten durchweg ein ähnliches Bild. Die neue Kippe, als Pflugkippe mit Bermen geschüttet, stand zur Bepflanzung bereit.

Um den lockeren Zustand der neuen Böden auszunutzen und um einer Verunkrautung zuvorzukommen, wurden die Neuaufforstungen vorrangig durchgeführt. Eine neue, also noch vegetationslose Halde hoch über Flurhöhe wirkt



Meliorierte und bearbeitete, bislang vegetationslose Kippenfläche am Baufeld 1.

naturgemäß störend im Landschaftsbild, darüber hinaus trägt der Wind von dort die Unkrautsamen weit fort in die Felder der Umgebung.

So entstanden also, am ehemaligen Stellwerk T.8 beginnend, dem Lauf der Mißbaue folgend, ausgedehnte Neuaufforstungsflächen, die im Süden in weitem Bogen die heutige Werkstraße erreichten und sich entlang dieser wieder fast bis T.8 hinstreckten. Je nach Bodenart kamen verschiedene Holzarten zur Verwendung; die neubegründeten Bestände hatten z. T. Vorwaldcharakter, im wesentlichen aber schon ihr endgültiges Bild.

Wenn man heute die Esbecker Kippe vom Ortsausgang Schöningen in Richtung Verladung betrachtet, so ist kaum zu sehen, daß es sich hier um einen künstlich geschaffenen bewaldeten Höhenzug handelt; die gesamte Kippe hat sich vollkommen in das durch Elz und Eiz geprägte Landschaftsbild eingefügt. Dieses Bild wird sich auch fernerhin nicht mehr wesentlich verändern, innerhalb des Waldes jedoch — unter dem Schirm des Vorbestandes — ist schon manches Waldbild anders geworden.

Wie erwähnt, waren viele Robinien- und auch Mischbestände mit Holunder dicht unterstanden. Diese Tatsache deutet auf guten Bodenzustand hin, hier können also auch Holzarten gedeihen, die später einmal wertvolles Holz liefern. So vollzog sich unter dem Schutz des Vorwaldschirmes die Umwandlung in Rotbuche, Eiche, Bergahorn und Esche.

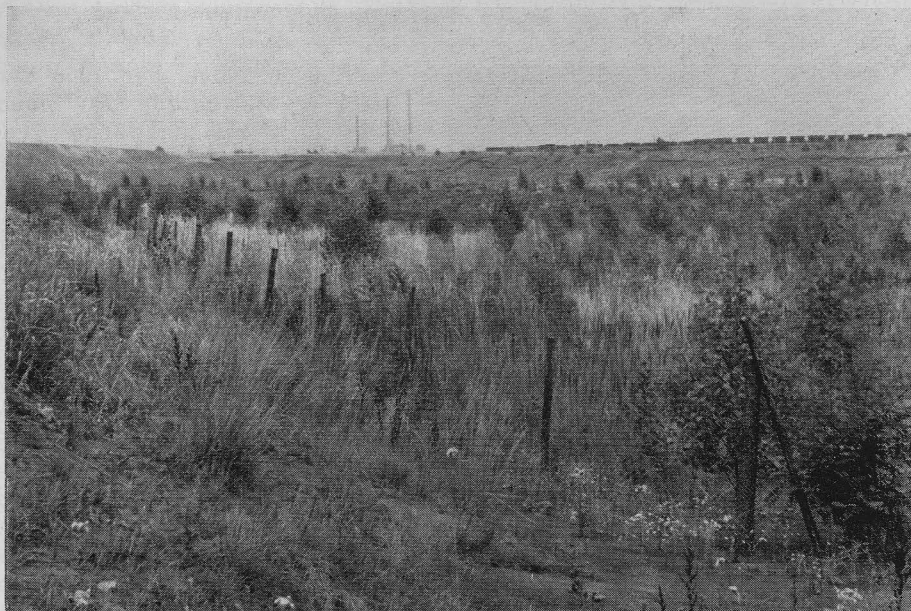
Jeder aufgeschüttete Boden weist verschiedene Entwicklungsmerkmale auf, die durch bestimmte Pflanzen angezeigt werden. Diese Pflanzengemeinschaften — ein zwar über kurz oder lang wieder zerfallendes Artengemisch — lassen den Zeitpunkt erkennen, wo an die Umwandlung des Vorwaldbestandes gedacht werden muß.

Überlasse man diese „Vorwaldbestände“ sich selbst, so würden in Jahren der Holunder oder die Waldrebe das Gebiet erobern — eine Pflanzung von wertvollen Holzarten wäre dann, wenn überhaupt noch, nur mit hohem Kostenaufwand möglich. Es sind Haldenaufforstungen bekannt, wo durch übermäßiges Auftreten der Waldrebe jeder Baumwuchs zum Erliegen gebracht wurde.

Auf der Esbecker Kippe war der verstürzte Boden durchweg „kulturfähig“, d. h., es konnte ohne vorbereitende Maßnahmen gepflanzt werden. Auf eine Vorwaldgeneration kann jedoch nicht immer verzichtet werden, nur auf besseren Böden kann man sofort mit der für später angestrebten Holzart arbeiten; hier ist besonders die Pappel zu erwähnen, aber auch Kiefer, Eiche und sogar die Fichte zeigen auf den Kippen eine erfreuliche Wuchsleistung.

Soviel über die Esbecker Kippe, die auf Grund ihrer kurz umrissenen Entstehungsgeschichte für die forstliche Rekultivierung besonders interessant und richtungweisend ist.

Die Bepflanzung der „Büddenstedter Kippe“, einer Absetzer-Hochkippe, brachte mancherlei Schwierigkeiten mit sich. Zum Teil bis zu 30 m hohe Böschungen im natürlichen Schüttungswinkel und stellenweise kulturfeindliches Substrat mußten überwunden und melioriert, d. h. kulturfähig gemacht werden. Ein Arbeitsverfahren für Steilhänge — wirksam und kostenmäßig vertretbar — wurde entwickelt,



Die gleiche Fläche wie auf S. 121 ein Jahr nach der Bepflanzung mit Pappel und Roterle.

eine hierauf abgestellte Pflanzmethode erprobt und weiterhin mit Erfolg angewandt.

Aber auch diese Kippe hat ihre „guten Seiten“. Auf besseren Böden konnten Eiche, Pappel und Fichte gepflanzt werden, und auch das Gebiet um das Restloch des ehem. Baufeld 1 entwickelt sich nach der Bepflanzung mit Balsampappel und Baumweide zu einer reizvollen Landschaft.

An einer besonders sauren Steilböschung wurde der TU. Hannover — Institut für Landschaftspflege — ein Versuchsgebiet überlassen, dieses ist in Verbindung mit unseren Meliorierungen, Erstaufforstungen und Bestandsumwandlungen ein gern gewähltes Ziel für Lehrwanderungen.

Es ist in diesem Zusammenhang zu erwähnen, daß namhafte Vereine und Verbände Tagungen und Studienfahrten in unser Rekultivierungsgebiet gelegt haben; auch Behörden und Institute, selbst ausländische, bekunden durch Besuche das Interesse der Öffentlichkeit an der Gestaltung der neuen Landschaft.

Die Abbildungen zeigen ein seit Jahren vegetationsloses Gebiet, einmal nach Bearbeitung und Meliorierung und dann ein Jahr nach der Bepflanzung. Die Brikettfabrik im Hintergrund läßt erkennen, daß die Aufnahmen vom gleichen Standpunkt gemacht wurden.

Zum Abschluß noch einige Zahlen. Im Zeitraum von 20 Jahren wurden ca. 250 ha aufgeforstet, 200 ha davon sind bergbauliches Neuland.

Für Erstaufforstung und Bestandsumwandlung wurden immerhin 3,5 Millionen Forstpflanzen verbraucht, die zum großen Teil im eigenen Pflanzgarten angezogen wurden.

## Heimattforscher Fritz Habekost †



Am 20. November 1968 verstarb in Mascherode, Kr. Braunschweig, der Heimattforscher und frühere Maurermeister Fritz Habekost kurz vor Vollendung seines 77. Lebensjahres. Er war am 18. Dezember 1891 in Mascherode als Sohn eines Maurermeisters geboren worden. Nach dem Besuch der Volksschule in Mascherode und Braunschweig hatte er in Braunschweig das Maurerhandwerk gelernt, sich 1909 bis 1912 auf der Baugewerkschule in Holzminden und bis 1913 auch auf der Ingenieur-Akademie im mecklenburgischen Strelitz beruflich fortgebildet und anschließend seiner Wehrpflicht in Straßburg genügt. Als er nach fünfjährigem Heeresdienst 1918 aus dem ersten Weltkriege in die Heimat zurückgekehrt war, lag das Baugewerbe so sehr darnieder, daß Fritz Habekost es zunächst für geraten hielt, seinen Lebensunterhalt nach kurzer Umschulung als

Leiter einer Zweigstelle der Braunschweigischen Staatsbank zu verdienen. Nach der Wiederbelebung der Bautätigkeit trat er jedoch 1924 in das väterliche Baugeschäft ein und übernahm ein Jahr später ein eigenes Baugeschäft in Lehre, Kr. Braunschweig. 1933 wurde er nebenamtlich Lehrer für Arbeitskunde in einer Arbeitsdienstführerschule und wirkte in dieser Eigenschaft wie später als hauptamtlicher Arbeitsdienstführer im Range eines Oberfeldmeisters bei Tiefbau- und Kultivierungsarbeiten in den Kreisen Gifhorn (Hahnenmoor) und Braunschweig (Meerdorf). Von 1936 bis 1939 war er Bauleiter des RAD-Bekleidungsamtes in Braunschweig. Von 1939 bis 1945 übte er als Leiter der nunmehr von der Wehrmacht übernommenen Dienststelle ähnliche Tätigkeiten in Salzwedel und Göttingen aus. Nach dem zweiten Weltkrieg trat er wieder in das von seinem Bruder weitergeführte väterliche Baugeschäft in Mascherode ein und leitete es nach dem Tode des Bruders bis 1956. Dann zwang ihn ein schweres Herzleiden, seine Berufstätigkeit aufzugeben, erlaubte ihm aber zugleich, sich ganz der Heimattforschung zu widmen, die ihm schon jahrelang in seinen Mußestunden am Herzen gelegen hatte.

Mit einer Gründlichkeit, die ihresgleichen suchte, machte er sich an die Erarbeitung eines Dorfbuches für Mascherode. Er schöpfte die archivalischen Quellen aus, sammelte Haus bei Haus Bilder und Berichte über die Geschichte der Höfe, Familien, Vereine und öffentlichen Einrichtungen seines Heimatortes in der Neuzeit und schrieb vor allem alles auf, was er aus den Erzählungen seiner Eltern



und aus eigener Anschauung vom Dorfleben in den letzten 100 Jahren wußte. Er bewies dabei, ohne zu wissenschaftlichen Arbeitsmethoden geschult zu sein, eine sehr klare Vorstellung von der Systematik der Heimatforschung und einen sicheren Spürsinn für alles historisch Belangvolle im Kleinen wie im Großen. So gelang es ihm, ein Dorfbuch von ungewöhnlichem Umfang und Inhaltsreichtum zu schaffen. Das im Rotaprint-Verfahren vervielfältigte Werk besteht aus zwei Textbänden mit insgesamt 584 engbeschriebenen Schreibmaschinenseiten und einem Bildband mit 244 Seiten Fotokopien von Karten, Plänen, Urkunden, Zeitungsartikeln und Fotos aus Privatbesitz. Dazu gehören u. a. rund 250 Aufnahmen von Gebäuden, Straßen, Wasserläufen und Feldmarksteilen, rund 200 Fotos von einzelnen Personen und Personengruppen sowie rund 70 Aufnahmen von Arbeitsvorgängen und Festbräuchen, alten Fuhrwerken, landwirtschaftlichen Geräten, Viehhaltung und ähnlichem. Diese Bilder, die Habekost mit zäher Beharrlichkeit überall in den Häusern seiner Dorfbewohner ausfindig machte, zusammentrug und genau beschriftete, haben allein schon einen unschätzbaren Wert für die Heimatkunde als eine ungewöhnlich umfassende Sammlung von Dokumenten über Gebäude und Einwohner, Wirtschafts- und Gesellschaftsleben eines braunschweigischen Dorfes zwischen 1850 und 1950, ganz zu schweigen von den aufschlußreichen Schilderungen aller dieser Dinge in den Textbänden, die mit musterhafter Genauigkeit alle Seiten des Dorflebens in der neueren Zeit beleuchten.

Nach Vollendung des Mascheröder Dorfbuches begann Habekost damit, in gleicher Weise auch den Nachbarort Rautheim zu bearbeiten, mit dessen Bewohnern er sich ebenfalls seit langem freundschaftlich verbunden fühlte. Trotz zunehmender Altersbeschwerden konnte er im Verein mit einigen heimatkundlich besonders interessierten Rautheimern auch dort ein reichhaltiges Material für das Dorfbuch zusammentragen und niederschreiben, bevor ihn ein Schlaganfall von zwei Jahren zwang, die Feder aus der Hand zu legen. Er hatte aber noch die Freude, die Vervielfältigung des abgeschlossenen Teiles des Rautheimer Dorfbuches zu erleben.

In Fritz Habekost verloren die Einwohner des Dorfes Mascherode nicht nur ihren Chronisten, sondern auch einen von allen verehrten Mitbürger, der sich stets für das allgemeine Wohl mit Rat und Tat eingesetzt hatte. Lange Jahre war er nebenberuflich Gemeinde-Rechnungsführer gewesen, hatte im Männerturnverein wie im Gesangverein Ehrenämter bekleidet und war als Ortsheimatpfleger mit Nachdruck für die Wahrung der heimatlichen Überlieferungen im Dorfbild wie für die Erhaltung landschaftlicher Besonderheiten in der Feldmark und im Walde (warme Quellen, mittelalterliche Landwehr u. a.) eingetreten. Vor allem aber war es ihm ein Herzensbedürfnis, für die Pflege der plattdeutschen Sprache unter den alteingesessenen Familien seines Heimatdorfes zu wirken. Er ging dabei mit dem besten Beispiel voran, indem er bei Gemeinderatssitzungen, Vereinsversammlungen und geselligen Zusammenkünften den hochdeutsch Sprechenden auf Platt antwortete. Dabei war er darauf bedacht, gegenüber dem unter wachsenden hochdeutschen Einflüssen verwässerten Platt der jetzt lebenden mittleren und jüngeren Generation die reine Mundart der Jahrhundertwende zur Geltung zu bringen, wie er sie als Kind von der Generation seiner Eltern kennen- und liebgelernt hatte.

Diese Liebe zur Volkssprache machte aus Fritz Habekost einen idealen Helfer der Mundartforschung. Seit 1951 war er ehrenamtlicher Mitarbeiter am Ostfäli-

schen Wörterbuch, das vom Unterzeichneten einige Jahre zuvor in Angriff genommen worden war. Er füllte als Gewährsmann für die Mascheröder Ortsmundart elf Mundartfragebogen und zwei Brauchtumsfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum aus und lieferte darüber hinaus bei ungezählten, stundenlangen Zusammenkünften mit dem Unterzeichneten viele Hunderte von Einzelwörtern, Redensarten und Sprichwörtern zur Ergänzung der Sammlungen des ostfälischen Wortschatzes. Seine Angaben ließen an Zuverlässigkeit nichts zu wünschen übrig, weil Habekost mit der ihm eigenen selbstkritischen Genauigkeit bei jedem mitgeteilten Mundartwort zu unterscheiden wußte, ob es von Alteingesessenen oder Zugezogenen stammte und in der betreffenden Lautform von der älteren oder jüngeren Generation gebraucht wurde. Da er in seinen Erinnerungen aus der Kinderzeit an die Sprechweise der Großeltern die Sprachüberlieferung bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts zurückzuverfolgen vermochte und über ein vorzügliches Gedächtnis verfügte, wurde er zu einer für die Sprachwissenschaft und Volkskunde unschätzbar wertvollen Quelle der Volkssprache vergangener Jahrzehnte.

Vieles von dem, was wir ihm verdanken, fand seinen Niederschlag in dem Ostfälischen Sprichwörterbuch, das im nächsten Jahre veröffentlicht werden soll. Das andere wird die Nachwelt erst würdigen und nutzen können, nachdem das Ostfälische Wörterbuch im Druck erschienen ist. Eins aber ist schon seit zehn Jahren für jedermann zugänglich, der sich für die ostfälische Volkssprache im Allgemeinen und für die Ortsmundart von Mascherode im Besonderen interessiert: Die Mascheröder Mundartprobe, die Fritz Habekost am 10. Oktober 1955 für das Deutsche Spracharchiv auf Tonband gesprochen hat. Der von dem Unterzeichneten zusammen mit Wolfgang Bethge wiedergegebene und erläuterte Text wurde als Heft 3 der „Lautbibliothek der deutschen Mundarten“ im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen 1958 veröffentlicht. Der Interessent kann auch eine Kopie des der Veröffentlichung zugrundeliegenden Tonbandes beim Deutschen Spracharchiv in Köln erwerben. Er hört dann das, was von Fritz Habekost außer seinen Schriften über den Tod hinaus lebendig geblieben ist: die Stimme eines vorbildlich heimattreuen Ostfalen von altem Schrot und Korn.

W. Flechsig

## *Hans Ehlers und Rudolf Fricke 50 Jahre im Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz*

Kirchenrat i. R. Hans Ehlers, geboren 1889 in Braunschweig als Sohn eines Lehrers, der zu den ersten Mitgliedern des 1908 gegründeten Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz gehört hatte, übernahm nach dem Tode des Vaters im Herbst 1917 dessen Mitgliedschaft. Seitdem ist er der Heimatschutzsache bis auf den heutigen Tag treu geblieben, zuerst lange Jahre als Pastor in Greene, Kr. Gandersheim, dann in Atzum, Kr. Wolfenbüttel, und schließlich in seiner Vaterstadt Braunschweig. Er bezeugte sein Interesse an der Heimatforschung und Heimatpflege während dieses langen Zeitraums nicht nur passiv durch rege Teilnahme an den Studienfahrten, Vorträgen und Monatsversammlungen unseres Vereins, sondern auch aktiv im Eintreten für die Aufgaben eines praktischen Heimatschutzes innerhalb seines Wirkungskreises wie in der Erarbeitung und Veröffentlichung zahlreicher heimatgeschichtlicher Aufsätze und

Bücher. Im Jahre 1937 erschien sein „Führer durch Greene und seine Geschichte“, der nach 10 Jahren vergriffen war und wegen der starken Nachfrage in gekürzter und zugleich bis zur Gegenwart fortgeführter Neufassung 1967 vom Verfasser ein zweites Mal herausgebracht wurde. Im Jahre 1943 folgten die als maschinenschriftliche Manuskripte im Roto-Verfahren vervielfältigten Ortsgeschichten von Bruchhof und Erzhausen im Kr. Gandersheim, 1957 die gedruckten Ortsgeschichten von Haieshausen im Kr. Gandersheim und von Salzdahlum im Kr. Wolfenbüttel, 1964 die gedruckte Ortsgeschichte von Garlebsen und Ippensen im Kr. Gandersheim. Als noch unveröffentlichte Manuskripte vollendete Hans Ehlers 1965 die Ortsgeschichte von Kreiensen sowie die Ortsgeschichte von Beulshausen und eine Neufassung der Ortsgeschichte von Erzhausen unter Einbeziehung des Pumpspeicherwerkes und des Leinetalwerkes, die erst nach dem letzten Kriege entstanden sind.

Außer diesen umfangreichen Arbeiten schrieb Ehlers auch eine Reihe heimatkundlicher Aufsätze für unsere Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“, und zwar 1942 zum 40jährigen Bestehen des Elektrizitätswerkes in Greene unter dem Titel „Von der Mahlmühle zum Kraftwerk“, 1954 „Sagen von der Greener Burg“, 1965 „Hundert Jahre Eisenbahn Kreiensen—Holzminden“, 1966 „Die Wahnemühle und der frühere Alabasterbruch bei Kreiensen“, 1967 „Das Leinetalwerk und die Wüstung Meynshausen“. Weitere Beiträge von Hans Ehlers liegen im Manuskript bereits vor oder sind angekündigt.

Rudolf Fricke, der Graphiker und jetzt im Ruhestande lebende frühere Archivar am Braunschweigischen Landesmuseum, trat bereits mit 18 Jahren nach seiner Entlassung aus dem Wehrdienst im Spätherbst 1918, dem Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz bei. Er befaßte sich zunächst zusammen mit Wilhelm Börner hauptsächlich mit der Pflege der plattdeutschen Sprache und gehörte zu den Mitbegründern der Niederdeutschen Volksbühne Braunschweig. Seit 1939 widmete er sich als Kreisheimatpfleger des Landkreises Braunschweig mehrere Jahre hauptberuflich allen Aufgaben, für die unser Verein seit seiner Gründung wirkte. Neben der praktischen Heimatpflege diente auch Fricke der Heimatforschung mit zahlreichen Veröffentlichungen. Im 50. Jahrgang unserer Zeitschrift wurde 1964 in einem Rückblick über sein Leben und Schaffen auf S. 120 ein Verzeichnis seiner Aufsätze für die „Braunschweigische Heimat“ von 1927 bis 1960 gegeben. Seitdem sind noch hinzugekommen 1964 „Bürgerliche Steinbauten im mittelalterlichen Braunschweig“, 1966 „Das Braunschweiger Steinwerk im planmäßigen Aufbau bürgerlicher Grundstücke seit spätromanischer Zeit“ und 1968 „Schiefer- und Ziegeldächer auf Bürgerhäusern im mittelalterlichen Braunschweig“. Als Zusammenfassung aller seiner langjährigen Untersuchungen zur heimischen Baugeschichte bereitet R. Fricke im Auftrage der Deutschen Forschungsgemeinschaft ein Buch über das Braunschweiger Bürgerhaus vor, das auch Ausblicke auf die Bauernhaustypen des Braunschweiger Landes bringen wird.

Möge es den beiden „goldenen“ Jubilaren des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz vergönnt sein, noch recht lange im gleichen Sinne zu wirken, sich selbst zur Freude und der Allgemeinheit zum Nutzen! Möge ihre beispielhafte Treue zum Heimatschutzgedanken die jüngere Generation der Heimatfreunde zur Nacheiferung anspornen in dem Bewußtsein, daß auch ihr Dienst für eine gute Sache dankbare Anerkennung bei der Nachwelt finden wird!

W. Flechsig



## Neues heimatliches Schrifttum

Hans Ehlers, Garlebsen und Ippensen im mittleren Leine-tal. Verl. Rüttgeroth, Einbeck 1963. 128 S. mit 8 Tafeln. Halbleinen.

Erst mit mehrjähriger Verspätung wurde uns diese Veröffentlichung zugänglich gemacht, auf die hinzuweisen schon früher wünschenswert gewesen wäre. Der Verfasser behandelt Garlebsen und Ippensen in den 8 Abschnitten „Vorzeit bis zum Jahre 1000“, „Vom Jahre 1000 bis 1870“, „Die Feldmark“, „Das Bauerntum“, „Höfe und Häuser“, „Kirche und Schule“, „Die letzten 100 Jahre“ und „Vom Dorftum — Erzählungen“. Da das Büchlein in erster Linie für die Einwohner der dargestellten Orte bestimmt ist, konnte auf eine wissenschaftlich genaue Stoffdarbietung mit ausführlichen Quellenziten verzichtet werden. Der Leser gewinnt gleichwohl den Eindruck, daß der Verfasser die von ihm benutzten archivalischen Quellen mit Sorgfalt verwertet hat. Verdienstvoll ist besonders die Behandlung der letzten 100 Jahre bis zum „Wirtschaftswunder“ der Nachkriegszeit, die in Dorfchroniken nicht selten gegenüber den älteren Epochen zu kurz kommt. Für den Volkskundler interessant ist der letzte Abschnitt mit Angaben über die berufliche Gliederung der Bevölkerung in der Gegenwart, über Sitten, Gebräuche, Spitznamen der Dorfgemeinschaften, Volksglauben und Volkserzählungen. Die auf Kunst-drucktafeln wiedergegebenen alten Feldmark- und Dorfpläne, Landschafts- und Dorfbilder bieten eine anschauliche Ergänzung des lesenswerten, der Festigung des Heimatgefühls dienenden Büchleins. Fl.

Otto Rohkamm, Heimat an'n Harze (Harzer Land un Luie, 2. Folge). Selbstverlag Dr. Otto Rohkamm, Bad Harzburg, Herzog-Julius-Str. 42. 1968. 151 S. mit 24 Zeichnungen. Ganzleinen 10,80 DM.

Der große Erfolg, den Otto Rohkamm mit der Veröffentlichung plattdeutscher Erzählungen unter dem Titel „Harzer Land un Luie“ vor Jahren errungen hatte,

ermunterte ihn jetzt, auch eine Sammlung seiner plattdeutschen Gedichte herauszugeben, die zum Teil schon beim mündlichen Vortrag auf zahlreichen Veranstaltungen starken Beifall gefunden hatten. Der Verfasser erweist sich in ihnen nicht nur wieder als Meister in der Ausschöpfung aller sprachlichen Mittel seiner klangvollen und urwüchsigen Harzburger Mundart, sondern nun auch als Beherrscher der verschiedenartigen formalen Möglichkeiten zur Steigerung der Ausdruckskraft eines Gedichtes durch die Wahl geeigneter Rhythmen und mannigfaltiger Reimbindungen oder durch wechselnden Strophenbau.

Der Themenkreis seiner Gedichte reicht von Schilderungen der Nordharzer Heimatlandschaft über Wandel der Tages- und Jahreszeiten bis zu brennenden Tagesfragen und von besinnlichen Gedanken über den Sinn des Lebens, Alter und Tod bis zu humorbeschwingten Nacherzählungen erheiternder Begebenheiten aus der Wirklichkeit des Harzer Volkslebens. In dieser Sammlung findet sich nichts von jener seichten Sentimentalität und von jener plumpen Spaßmacherei um jeden Preis, die dem literarischen Ansehen der Mundartdichtung anderswo oft Abbruch getan hat. Der scharfe Blick des wandernden Naturbeobachters bewahrte wie das Einfühlungsvermögen des Arztes für die Gedanken und Empfindungen einfacher Menschen, mit denen er beruflich und nachbarlich in Berührung kommt, den Verfasser vor unrealistischer Schönfärberei. Er vermag die Unerbittlichkeit der Naturkräfte ebenso eindringlich wiederzugeben wie zarteste Regungen der Menschenseele. Die Art, wie er Landschaft, Pflanzen, Tiere und Menschen des Nordharzes sieht und darstellt, wird jedem zu Herzen gehen, der sich den Sinn für die Kraftquellen eines echten Heimatgefühls bewahrt hat.

Derbe Strichzeichnungen von teils anmutigen, teils wunderlichen Naturgebilden des Harzwaldes aus der Feder Otto Rohkammes runden den Gedichtband zu einem auch äußerlich geschlossenen Ganzen von starkem Stimmungsgehalt ab. Fl.